P. o. germ. 1745 i (1 Berneck

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.

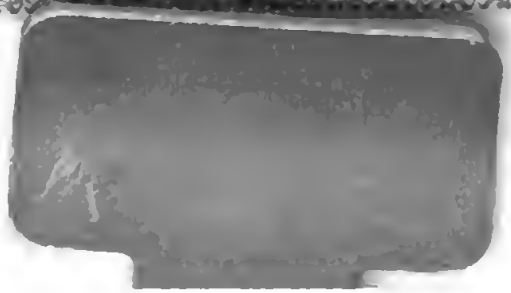
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)



Digitized by Google

21170

<36614677370018

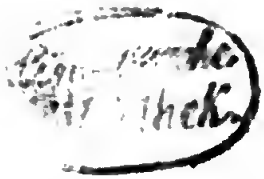
<36614677370018

Bayer. Staatsbibliothek

Salvator.

Erſter Band.

Digitized by Google



Salvator.

Roman

von

Bernd von Guseck

Erſter Band.

Bremen,
Verlag von Franz Schlodtmann.
1851.

Digitized by Google

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Dem Geiſte treu, dem Zeitgeiſt nicht,
Der Weisheit treu, die aus der Einung
Der Beſten aller Zeiten ſpricht,
Doch nicht des Tages flücht'ger Meinung!

Eduard von Schenk.

Digitized by Google

Salvator.

Erſter Band.

Quem quaerimus adjutorem?
Wen ſuchen wir der uns Hilffe geyt?
Alte Antiphonie.

Erſtes Buch.

In Zukunft.

1.

Der Tag war ſchön und klar, der See ſpiegelte den blauen Himmel mit ſeinen leicht dahin ſchiffenden Wölkchen ab. Am Ufer ſaß ein Schiffer im Kahn und ſchaute müßig von Zeit zu Zeit nach der Dorfſtraße hinauf. Endlich kamen ſie. Lebhaft richtete er ſich auf, eine helle Freude lachte in ſeinem Geſicht.

„Wir haben doch einen ſichern Fährmann?“ fragte eine ältliche Dame in der Geſellſchaft, welche ſich nahte. Sie wurde beruhigt, ihre Tochter nahm Abſchied von den jungen Mädchen, die ſie bis hieher begleitet hatten, und beſtieg zuerſt den Kahn, wo ſie den Gruß des Schiffers flüchtig erwiederte. Vorſichtig folgte die Mutter, der Kahn ſtieß ab, die Zurückbleibenden winkten noch mit den Tüchern ein Lebewohl.

„Schön ist es auf dem Lande, Laura!“ begann die ältliche Dame nach einer Weile, als sie sich mit der Bewegung des Kahnes vertraut gemacht hatte.

„Wir haben bis jetzt nur die Umrisse gesehen, Mama.“

„Alles so freundlich und, wie es scheint, so glücklich! — Schaukle nicht, Laura. — Das Elend sieht man nicht, das mein Gefühl in der Stadt so tief verwundete. Ich bin froh, daß wir ihm entflohen sind!“

„Fliehen soll man nicht, sondern helfen!“ sagte Laura, indem sie gedankenvoll ihr Schaukeln leise fortsetzte.

„Da spricht wieder der Verstand —“ erwiederte die Mutter seufzend. „Lassen wir dies Thema.“ Und sie führte das Gespräch auf ihre eigenen Verhältnisse und die neue Umgebung: erst seit Kurzem wohnten sie in der Gegend. Der Schiffer verstand nichts von Allem, was sie sprachen, hörte auch wohl nicht darauf, sondern ruderte das Fahrzeug mit sichern Armen über den See.

Endlich verstummte das Gespräch. Laura saß in Gedanken, wobei sie wieder stärker zu schaukeln begann. — „Laura, Kind!“ schrie die Mutter. — „Wir werden umschlagen!“ warnte der Schiffer, der lachend das Gegengewicht hielt. Da fiel zum Unglück eine Rose, welche Laura in der Hand hielt, in das Wasser, sie bückte sich rasch danach — da schrie sie plötzlich selbst erschrocken auf. Zu spät, der Rand hatte Wasser geschöpft, der andere hob sich, die Fluth schnappte nach ihrem Raube — ein Hülferuf! Der Kahn schlug um, drei Menschen versanken.

Aber der Schiffer hatte die Besonnenheit nicht verloren, er war schnell wieder auf der Oberfläche und brachte die ältere

Dame, die ſich bewußtlos an ſeinen Leib geklammert hatte, mit empor. Angſthaft ſuchte und tauchte er in den Wellen rings umher, wie ſchrie er jubelnd auf, als er eine lange, ſchwarze Lockenwelle emporgetragen ſah! Er faßte danach, zog die ſchöne lebloſe Form, deren Haupt jene Locken zierten, an ſich, drückte ſie mit dem linken freien Arme an ſeine Bruſt und ſchwamm rieſenſtark der grünumlaubten Bucht des Ufers zu, wo er landete. Beide waren gerettet.

„Kerl!“ ſchrie aber im nächſten Momente eine zornige Stimme von der Terraſſe, welche ſich über der Bucht erhob, und ein großer, ſtarker Mann ſtürzte von dort eilig hinzu. Der Schiffer hatte das ohnmächtige Mädchen ſanft auf den Raſen gelegt, und war, nachdem er ihre Mutter ſchonend von ſich abgelöſt, die ſchon Zeichen des Lebens gab, ängſtlich neben Laura niedergekniet, er hatte ſie geküßt — wahrhaftig!

„Gnädiger Herr, ſie ſind am Leben!“ ſagte er aufſtehend, indem er nicht ohne einen gewiſſen Trotz ſeine langen, naſſen Haare zurückwarf; die Mütze trieb, mit Kahn und Ruder vereint, auf dem See.

„Weiß Er, wen Er gefahren hat?“ rief der erbitterte Herr.

„Das weiß ich!“ antwortete der Schiffer. „Dort kommen ja ſchon Ihre Leute.“ Mit einem ungeſchickten Kratzfuß, wie ihn gemeine Leute machen, wandte er ſich um, ſprang mit einem Anlauf in den See, daß die Wellen hoch über ihm zuſammenſpritzten — ein Angſtſchrei vom Ufer klang ihm nach und ging mit ihm unter. Doch konnte ſich beruhigen, wer auch um ihn bangte; denn er tauchte ſchnell wieder empor und ſchwamm wie ein Fiſch der Stelle zu, wo er ſeinen Kahn treiben ſah. Den faßte er, kehrte ihn um, ſchwenkte das Waſſer

aus, ſo viel er im Schwimmen bewerkſtelligen konnte, ergriff auch ſein Ruder — die Strohkappe ließ er im Stich — und ſchwang ſich hinein in den Kahn, den er nun mit gewaltigen Ruderſchlägen über den See führte, grade in derſelben Richtung zurück, aus welcher er mit den beiden Damen gekommen war. Dieſe hatten das Ufer längſt verlaſſen, als er es über ſich gewann, einen Blick nach der grünen Bucht zurückzuſenden. Der Herr in der grauen Sommerkleidung hatte Frau und Tochter, welche Beide aus ihrer Ohnmacht erwacht waren, noch ehe der Schiffer ſeinen Kahn erreichte, durch die herbeigeeilten Leute nach dem Hauſe bringen laſſen, deſſen Fenſter, vom rothen Sonnenfeuer des Niedergangs brennend, durch die Gebüſche des obern Parks leuchteten. — Die Mutter, welche von der überſtandenen Todesgefahr ſehr angegriffen war, lag fiebernd im Bette und erwartete den Arzt, nach welchem ſogleich ein Wagen geſandt worden war; die Tochter hatte aber nur ſchnell Kleider und Wäſche gewechſelt und ihr reiches Haar, um es zu trocknen, ganz aufgelöſt. Sie kam jetzt, harmlos, als ſei gar nichts vorgefallen, in den Salon, wo der Vater, nicht in der freundlichſten Laune, vor der offenen Glasthüre ſaß und ſeine Cigarre rauchte.

„Du haſt Dich nicht zu Bett gelegt?“ fragte er, ſein Kind mit einem ſcharfen Blicke meſſend.

„Nein, lieber Vater. Ich fühle mich ganz geſund,“ antwortete ſie.

„Ganz geſund — das freut mich ſehr. Es geht nichts über die Geſundheit, wenn ſie ganz iſt. Setze Dich, Laura, und erzähle mir, wie der Tölpel euch umgeworfen hat.“

„Welcher Tölpel, Papa? Du wirſt anzüglich. Ich habe

etwas zu ſehr geſchaukelt, der Schiffer warnte mich, aber ich konnte nicht denken, daß der breite Kahn ſo leicht umſchlagen würde."

„Du nimmſt die Schuld auf Dich?" fragte der Vater mit finſtrer Stirne.

„Was will ich thun? Wo eine Sache klar liegt, finde ich Winkelzüge unwürdig. Du haſt mir von Kindheit an mehr Verſtand als Gemüth nachgeſagt, dem muß ich Ehre machen. Wo die Mama gegen mich zeugen kann, da ſagt mir der Verſtand, daß alles Gutkindſpielen mir die Schuld nicht abnimmt, und ich bekenne ſie offen. Es thut mir ſehr leid, daß die Mutter davon leiden muß."

„Verloreſt Du deine Geiſtesgegenwart auch im Waſſer nicht? Wie war Dir zu Muth?"

„Grün, lieber Papa. Als ich ſah, daß die Reiſe unaufhaltſam hinabging, wurde mir ſchwindlig und nur ein dumpfes Brauſen von grünem Waſſerſchwall, immer dunkler um mich her, iſt mir noch erinnerlich. Weiter weiß ich nichts. Als ich die Augen aufſchlug, fand ich mich gerettet."

„Du weißt nichts von Deiner Rettung — wirklich nichts?"

„Natürlich hat uns Beide der Schiffer gerettet, und es iſt ſehr viel, daß er es möglich machte. Du haſt ihn hoffentlich belohnt — wenn man das überhaupt kann!"

„Belohnt?!" rief der Vater. „Laura, Du weißt alſo wirklich nicht, daß er Dich geküßt hat?"

Ein Blitz funkelte in Laura's Augen, eine dunkle Gluth ſchoß über ihr ganzes Geſicht, ſie richtete ſich ſtolz in dem Lehnſeſſel auf, in welchem ſie nachläſſig geruht hatte. „Vater!" ſagte ſie mit einem Tone des Vorwurfs.

„Ja, er hat Dich geküßt, der freche Burſch. Ich habe es mit meinen Augen geſehen und danke Gott, daß Du nichts davon weißt. Nur durch den Sprung in den See entging er ſeiner Züchtigung, und Du ſprichſt von Belohnen!“

„Das iſt empörend! Ehrlos, ſchändlich von ihm!“ rief Laura aufſpringend. „Wir hatten uns ihm anvertraut.“

„Kennſt Du den Menſchen?“ fragte der Vater.

„Ich habe ihn nie geſehen, als heut.“

„Wer hat ihn zu Eurer Ueberfahrt gedungen?“

„Ich weiß nicht. Jemand von Rheinberg's Leuten. Wir wünſchten grad' über den See zu fahren, weil der Abend ſo wunderſchön war und der Landweg ſo ſtaubig. Mama wollte ſich gleich in allen Richtungen orientiren — um Eins bitte ich Dich, ſage der Mutter nichts von dem abſcheulichen Vorfalle, ich wollte, Du hätteſt mir auch nichts davon geſagt!“

Der Vater lachte. „Siehſt Du, es gab eine Zeit, wo Du allerlei phantaſtiſche Ideen von der Vortrefflichkeit unſers ſogenannten Volkes hatteſt, Ideen aus Deinen modernen Romanen, die nur Ungeheuer ſchildern: Ungeheuer von Tugend im niedern Volke, Ungeheuer von Laſtern in unſerm Stande. Ich denke, Deine brennenden Lippen ſind ein Verſuch, dieſe Extreme zu vermitteln.“

Vor ſeinem Blicke ſtieg in dem Antlitze des jungen Mädchens eine edle Röthe auf — wir wollen nicht verrathen, welche Gefühle ſich in ihr gegen den Vater regten, in deſſen Augen ſie nur zu oft einen Geiſt las, den er ſonſt gerathen hielt, ſeinem Kinde zu verhehlen. Ueber ihr Erröthen, das er aus einer falſchen Quelle ableitete, ſteigerte ſich ſeine Heiterkeit, und nur die Ankunft des Arztes, welcher in demſelben Momente

gemeldet wurde, verhinderte, daß Laura noch empfindlicher verletzt wurde. Sie begleitete den Arzt zum Bette ihrer Mutter, wo sie zu ihrer innigen Beruhigung vernahm, daß auch nicht der Schatten einer Gefahr sei, sondern das unfreiwillige Bad ganz gut bekommen werde. Der Arzt, da es schon spät war, blieb über Nacht, Laura überließ ihn dem Vater und zog sich so früh als möglich in ihr kleines Zimmer zurück.

Hier kam nun, wie immer, wenn sie allein war, der Geist kritischer Gedankenschau über sie. Alles, was sie dann seit irgend einem Abschnitt der Zeit oder ihrer Verhältnisse erlebt oder erfahren hatte, wurde noch einmal in schärfster Beleuchtung durchdacht, sie duldete kein Halbdunkel, keine nebelhaften Bilder, keine weichverschwimmenden Umrisse, Alles mußte klar und scharf sein, wie eine südliche Küstenlandschaft. Der Besuch bei der Familie, welche sie schon aus der Residenz her kannte und durch deren Empfehlung der Ankauf des neuen Besitzthums von ihrem Vater geschehen war, die Persönlichkeiten, welche sich heut charakteristischer, als je, dort entgegengetreten waren, die Gespräche, welche sie gepflogen hatte — Alles lebte in Laura's Erinnerung wieder auf. Dann die Fahrt über den See. Der Schiffer — ein junger Mensch von freundlichem Wesen — war ihr damals keiner besondern Beachtung werth erschienen, jetzt erst hatte er Bedeutung für sie gewonnen, und sie rief sich sein Bild, das ihr, seltsam genug, immer wieder in unsichere Form zerrann, mit Anstrengung zurück. Ganz genau erinnerte sie sich, daß, wenn ihr gleichgültiges Auge ihn gestreift hatte, sie dem seinigen begegnet war; damals hatte sie es wohl kaum bemerkt, jetzt füllte sie grade dieser Gedanke mit einem unbehaglichen Gefühle: sie wußte es nicht anders zu

nennen, als ein Gefühl der Unsicherheit. Ihrer selbst? Lächerliche Idee! Aber in künftiger Beziehung Unsicherheit, denn sie konnte dem frechen Gesellen wieder begegnen, und heißer Zorn brannte auf ihren Wangen, wenn sie sich in seiner Seele dachte, mit welchem Blick er sie anschauen würde. In der Leidenschaftlichkeit des Moments hätte Laura fast gewünscht, lieber nicht von ihm gerettet worden zu sein — wir wollen den Ernst dieses Wunsches dahin gestellt sein lassen.

Da zuckte noch eine stechende Vorstellung durch ihren Kopf. Wird der Bursch denn sein Abenteuer verschweigen? Wird er es etwa — wie in rührenden Liebesgeschichten aus der Schäfer- und Ritterzeit zu lesen — still und lieb, wie eine köstliche Perle, im Schreine seines Herzens verwahren? Nimmermehr! Vortragen wird er es in der Schenke einem wiehernden Auditorium halbtrunkener Schifferknechte, und wenn sich das stolze Fräulein von Arnefeld in der Kirche oder auf der Straße zeigt, dann werden sie sich lustig anstoßen: „Du! das ist sie!"

Still, still! Gieb Dich nicht der gehässigen Leidenschaft hin, welche sich in Deiner Aufregung mehr und mehr entzündet, als wollte sie zu einem Rachgelüst werden an einem armen Schiffer, der Dich vom Tode gerettet hat, Mädchen! Denke nicht mehr daran, suche die Ruhe — der morgende Tag wird Dich wieder klar finden, wie immer: Du darfst nicht zur Sclavin der Leidenschaft herabsinken; soll Dein Beiname zu Schanden werden, der Beiname, welchen Dir ein gelegentlicher Scherz gegeben, den Du aber im Kreise Deiner Bekannten seitdem führest und auf welchen Du sogar stolz bist, Fräulein Verstand!

Laura suchte die Ruhe und fand sie auch bald. Am andern Morgen aber malte sie sich ironisch aus, wie nach dem Her-

kömmlichen ſich nun ein Roman für ſie geſtalten müſſe: Lebensrettung eines vornehmen Mädchens durch einen armen Fährmann, Dankbarkeit, Liebe, Kampf mit dem Vorurtheil! Und endlich entweder Sieg im Geiſte der neuen Zeit, die alle Vorurtheile zerbricht: Männerroman — oder Entſagung, ſtille Reſignation, gebrochenes Herz: Frauenroman. Wähle, Laura.

2.

Der Schiffer ſtieß, am andern Ufer gelandet, ſeinen Kahn auf den Strand und band ihn feſt, dann ging er ſeiner Schweſter entgegen, welche er von dem kleinen Häuschen herabkommen ſah. Sie lachte von Weitem. „Wie ſiehſt Du aus, Karl? Biſt Du in's Waſſer gefallen?“

„Ja. Umgeſchlagen mit Mann und Maus. Aber Niemand ertrunken. Sie ſchaukelte.“

„Die Großmutter iſt hier, Karl.“

„So?“ ſagte der Schiffer ziemlich gleichgültig. Von der alten Frau, welche noch immer in Dienſten als Haushälterin in der Stadt ſtand, hatte er ſich nie vieler Liebe zu erfreuen gehabt und beeilte ſich daher auch nicht ſonderlich, ſie zu begrüßen.

In der Hütte ſaß ſie bei ihrer Tochter, welche vor einem Jahre Wittwe geworden war und nun mit ihren beiden Kindern die ärmliche Wirthſchaft fortführte. Es war der erſte Be-

ſuch der Großmutter ſeit dem Trauerfalle, und die Thränen der beiden Frauen floſſen noch reichlich, als die Geſchwiſter in die Stube traten.

„Guten Tag, Großmutter," ſagte der junge Schiffer und reichte ihr die Hand.

Sie ſah ihn mit einem langen Blicke an, in welchem ein ſeelenkundiger Beobachter einen ſeltſamen Ausdruck gemiſchter Gefühle bemerkt haben würde. Karl war aber kein ſolcher und das Anſtarren behagte ihm nicht. „Du biſt recht — groß geworden!" Sie hatte „hübſch" ſagen wollen, aber ſie unterdrückte das Wort.

„Ja, ich bin auch alt genug — habe mich vorige Woche ſchon freigeloos't vom Soldaten," ſagte er.

„Du hätteſt immer dienen können, das ſchadet keinem jungen Menſchen."

„Ich fahre doch lieber auf dem Waſſer," erwiederte Karl. „Wenn's Krieg giebt, werde ich mich ſchon melden."

„Junge, Du biſt ja madennaß?" rief die Mutter nun auch.

Karl erzählte, was ihm begegnet war, — freilich nicht Alles, die Schlußſcene ließ er aus. Die Frauen lachten. „Er hatte die neue Herrſchaft aus Reſſen, drüben über'm See, gefahren," erklärte die Mutter.

„Alle? Den Herrn auch?" rief die alte Frau lebhaft. Als Karl es verneinte, war ſie zufrieden und lachte wieder. „Frau von Arnefeld — ſo, ſo! Wie ſieht ſie denn noch aus? Sie iſt viel älter, als mein Baron Adolar — Du weißt doch, daß ich ſeine Amme geweſen bin?"

Karl wußte das ſchon, die Mutter hatte ihm geſagt, daß der neue Beſitzer von Reſſen, Herr von Arnefeld, von ihrer

Mutter als Milchkind gepflegt worden, und daß sie noch jetzt bei seinem Vater, dem alten Landstallmeister, diene. Er hatte sich aber Frau von Arnefeld auf [illegible] Fahrt über den See zu wenig angeschaut, um der Großmutter von ihrem Aussehen Rechenschaft geben zu können! Nur daß sie recht rothe Backen gehabt, erinnerte er sich. Die Großmutter nahm lächelnd eine Prise und sagte: „Ja, ja! Das kenne ich. Roth legte sie von jeher auf.“ Eine Redensart, welche die ganze Familie nicht verstand.

Es war überhaupt keine rechte Harmonie in dem Zusammensein dieser alten, städtisch gekleideten, städtisch sprechenden Frau mit der Schifferwittwe und ihren Kindern, sie selbst hatte für ihre Tochter, nachdem das Gefühl beim ersten Wiedersehen beschwichtigt war, keineswegs einen liebreichen Ton, sondern tadelte hier und dort, fand aber auch Entgegnungen, welche ihr keineswegs gefielen.

„Ich will morgen nach Ressen,“ sagte sie beim Schlafengehen. „Du kannst mich hinüberfahren, Karl.“

Der junge Schiffer, sehr damit einverstanden, war schon bei frühem Morgen am Ufer, hatte seinen Kahn reinlich ausgefegt, den Sitz für die Großmutter mit einer Decke belegt und stand nun, halb von dem hohen Röhricht verdeckt, das Auge nach den Waldbäumen und Terrassen schweifend, von denen er durch eine glatte Wasserfläche halbstündiger Fahrt getrennt war. Was dachte, was träumte der junge Mensch? Wiegte er sich in unklaren Hoffnungen, deren Verwirklichung er aus einer Mährchenwelt möglich hielt? Wir glauben, daß er weit davon entfernt war. Er dachte wohl an das schöne Fräulein, das er gestern nicht zum ersten Male gesehen hatte,

auch konnte er nicht loskommen von dem Gedanken an den Kuß, zu dem er hingeriſſen worden war, er wußte ſelbſt nicht wie — aber er ſchämte ſich deſſen jetzt; Hoffnungen, wie hätte er ſie daran knüpfen können, und wenn auch eine gewiſſe Traurigkeit durch ſeine Seele ging, ſo war er weit entfernt, ſich unglücklich zu fühlen. Eine praktiſche Natur, wie die ſeinige, entfremdet ſich nicht leicht ihrem Boden durch Sprünge in das Ideale.

Die Großmutter kam nicht, er ging alſo nach dem Hauſe, zu fragen, wie es mit ihr ſtehe. Sie ſaß noch vor der kleinen Kaffeemaſchine, welche ſie mit allem Zubehör mitgebracht, und trank. Ganz allein! Sie war nicht mit leeren Händen in die Hütte der Armuth getreten, ſondern hatte ſich den Willkommen durch ein verhältnißmäßig reiches Geſchenk erkauft. Aber von ihrem Kaffee, den hier Niemand gewürdigt hätte, gab ſie nichts ab.

„Wo denkſt Du hin, Karl?“ entgegnete ſie auf die Frage des Enkels. „Viel zu früh für ein anſtändiges Haus.“

„Sie werden doch nicht mehr ſchlafen!“ ſagte der Schiffer. „Ich habe ſie ſchon viel früher drüben im Garten ſpazieren ſehen, wenn ich nach den Reuſen fuhr — die Alte nicht, aber —“

„Wenn ſie auch nicht mehr ſchlafen, ſo iſt es doch zu früh für unſer Einen, ſich anmelden zu laſſen,“ erwiederte die Großmutter. „Ich könnte es noch am erſten, denn ich bin des Herrn Amme geweſen, aber grade deshalb will ich mich nicht unſchicklich benehmen.“ Karl ſchüttelte den Kopf, ſeine Schweſter, welche in der Ecke der Stube Gemüſe wuſch, blickte die Großmutter neugierig an, was ſie mit ihren Reden meine, die Wittwe nähte an ihrer Arbeit gleichgültig weiter.

Von der Gutsherrſchaft, zu deren Grundbeſitz auch die kleine Schifferhütte am See gehörte, kam jetzt ein Bedienter vor das Fenſter der Stube, wo die Familie eben zuſammen war, und klopfte an die Scheibe. Es war derſelbe, welcher geſtern den Kahn zur Ueberfahrt beſtellt hatte! Karl ging hinaus, nach ſeinem Begehren zu fragen, die Schweſter lauſchte am Fenſter und ſtieß auf einmal einen unwilligen Laut aus.

„Der Junge iſt wohl nicht geſcheut!“ rief ſie. Durch den gleich darauf Eintretenden wurde ſie der Erklärung ihres Ausrufs überhoben, er kam etwas roth im Geſicht und erzählte, daß ihm Geld für ſein geſtriges „Waſſerkunſtſtück“ angeboten worden ſei, er habe es aber nicht genommen!

„Nicht genommen!“ rief die Großmutter erſtaunt. „Und warum, wenn ich mich unterſtehen darf, zu fragen? Biſt Du ſo reich oder habt Ihr Alle hier ſo viel Geld, daß Du ſolche Dummheiten machen kannſt? Ja, fahre nicht aus der Haut! Eine Dummheit und noch mehr, eine Unſchicklichkeit iſt es, wenn Deinesgleichen einer Herrſchaft, die einen Dienſt belohnen will, das ausſchlägt.“

„Ich habe meinen Lohn geſtern ſchon weg!“ ſagte der junge Menſch trotzig.

„So! Nun — wenn Dir noch mehr geſchenkt werden ſoll, ſo biſt Du nicht berechtigt, das abzulehnen. Dir iſt nicht zu helfen, ſeh' ich ſchon — Euch Allen nicht! Ihr verdient nicht, auf einen grünen Zweig zu kommen, Ihr wollt es auch nicht beſſer haben, Ihr befindet Euch ja ganz wohl bei Eurer Bettelwirthſchaft — es wäre fortgeworfen, rein in's Waſſer geworfen, wenn es einem ſchwachſinnigen Menſchen etwa einfiele, Euch mit einem Male, wie vom blauen Himmel herunter,

reich zu machen! Gott bewahre, was wolltet Ihr damit anfangen! Es wird aber nicht ſo weit kommen, dafür ſteh' ich!"

„Mutter, was erboſen Sie ſich denn?" ſagte die Wittwe. „Wir helfen uns durch, mehr wollen wir nicht."

„Dabei bleibt's!" erwiederte die alte Frau, ſtürzte ihren letzten Schluck Kaffee ärgerlich hinunter und fragte dann nach der Uhr. Die Enkelin lief zum Nachbar, welcher eine ſolche beſaß, um danach zu fragen, Karl verließ mit ihr die Stube, und die beiden Frauen blieben allein.

Zu ſagen hatten ſie ſich wohl nichts mehr. Die Großmutter ſtand auf und ging in der Stube umher, die Hände auf den Rücken gelegt: ſie war groß und ſtattlich gewachſen und trug ſich, trotz ihrer ſechzig Jahre, noch mit einer Haltung, welche einer vornehmen Dame Ehre gemacht haben würde. Auch ihre Kleidung, ſo einfach ſie war, zeigte eine gewiſſe Zierlichkeit; gewiß war die alte Frau in ihrer Jugend bildſchön geweſen, ihre wohlgeſchonten weißen Hände waren es noch. Aber in ihrem Auge lag ein Ausdruck, der all' dieſen wohlthuenden Aeußerlichkeiten widerſprach — es hatte einen Blick, welcher eher Furcht, als Zutrauen einflößte, und ſelbſt ihr Enkel, welcher ein mannhafter Burſch war und ſonſt vor Niemand Scheu fühlte, konnte dieſen Blick nicht recht ertragen.

„Marie!" ſagte ſie, nachdem eine geraume Zeit vergangen war, ohne daß nur durch eine Silbe das Stillſchweigen unterbrochen worden. Die Tochter blickte von ihrer Arbeit auf.

„Wenn nun wirklich auf einmal ein Glück über Euch käme, was würdeſt Du anfangen?"

„Ach, du lieber Gott!" war der Tochter ganze zweifelhafte Antwort.

„Ich meine nur so!“ sprach die Alte heftig. „Nicht, daß ich etwas wüßte oder dazu thun könnte! Mein Bischen kriegt Ihr einmal, das versteht sich — aber das wird nicht viel sein. Ich kann in meiner Lage nichts sparen, mein Herr giebt mir anständig und ich dürfte nur mehr fordern, so hätte ich's, aber ich bin stolz, ihm ohne Eigennutz zu dienen, und dabei doch anständig zu erscheinen — somit gebe ich viel aus. Für wen sollte ich auch sparen? Du hast mir keine Lust dazu gemacht, Marie — und wie ich sehe, seid Ihr ganz zufrieden.“

„Wir werden nicht verhungern, Mutter!“ sagte die Wittwe mit einem Seufzer.

„Das weiß ich, und das beruhigt mich auch. Es wäre nicht einmal zu Eurem Glücke, wenn Ihr im Ueberfluß säßet, der Karl ist ein hochmüthiger Bursche jetzt schon, wo er nicht über zehn Thaler zu commandiren hat, in seinem Kahne dünkt er sich ein Freiherr — wie würde es erst mit ihm stehen, wenn er viel Geld hätte! Und Deine Anne ist ein gutes Mädel, das in ihrem neuen Dienste sich ganz wohl befinden wird, Du hast das Häuschen und den Garten — Ihr verlangt nicht mehr, also was soll Euch Reichthum!“

„Mutter, ich weiß gar nicht, was Sie immer von Reichthum sprechen!“ erwiederte die Wittwe trüb lächelnd. „Uns wird kein Mensch etwas geben.“

„Nein, nein! Es wäre auch die größte Tollheit!“ versetzte die Alte in einem Tone, als beschwichtige sie sich selbst.

Die Enkelin kam jetzt zurück und brachte eine ungefähre Angabe der Zeit, da auf die Wanduhr des Nachbars kein rechter Verlaß war. „Hättest auch den kleinen Weg nach dem Schloßthurme nicht zu fürchten brauchen!“ sagte die Groß-

mutter ſauer blickend. Doch wies ſie das Erbieten Annen's, noch hin zu laufen, zurück, holte aus ihrer Reiſetaſche einen kleinen Spiegel hervor und ordnete zum zweiten Male ihren Kopfputz: Anna hatte ihre ſtille Verwunderung, daß ſie eine kleine Bürſte zu ihrem Haar gebrauchte, und nicht wie andere vernünftige Menſchen einen Kamm. Dafür lagen aber auch die beiden Streifen ihres grauen Haares wohlgeſcheitelt und ſpiegelblank über der Stirne und den noch immer ſchwarzen, feingezogenen Augenbrauen. Die Zeit zur Ueberfahrt war nun gekommen.

Mitten auf dem See gab es eine Stelle, wo man die beiden Dörfer, welche ſich an entgegengeſetzten Ufern angebaut hatten, mit ihren Herrenſitzen völlig überſchauen konnte, was ſonſt durch die reichen Laubmaſſen, von welchen die letztern umgeben waren, verhindert wurde.

„Fahre hier langſam!“ ſagte die Großmutter zu ihrem Enkel. „Halte lieber eine Seitenrichtung — ich muß mir das anſehen.“ — Karl gehorchte ſtumm und dachte daran, wie geſtern auf derſelben Stelle das Landſchaftsbild bewundert worden war, und wie er dann Jemand zu Gefallen gekreuzt hatte, um recht lange die ſchöne Ausſicht feſthalten zu können.

Auf dem Ufer, von wo ſie kamen, lag in reizend grüner, aber flacher Umgebung, etwas abgebaut von den Häuſern des Dorfes und ſeinen Fiſcherhütten, ein graues Schloß, überragt von einem ſpitzen, mit Schiefer gedeckten Thurme: es war der Sitz eines alten Geſchlechts, welchem ein ziemlich bedeutender Grundbeſitz in der Gegend gehörte, ſeinen Namen haben wir ſchon aus dem Munde der jungen, auf ihrer Seefahrt geſtern verunglückten Dame vernommen: Rheinberg. Das entgegen-

geſetzte Ufer trug einen andern Charakter, es war bergig, die waldbedeckten Abhänge traten dicht an den See und bildeten mehrere Vorſprünge und Buchten, das Dorf Reſſen lag in einer muldenförmigen Einſenkung des Höhenzuges, der ſeine wenigen Häuſer mit ihren Gärtchen und Obſtbäumen vom See aus wie ein zierlich aufgeſtelltes Spielzeug erſcheinen ließ — neben ihm ſtuften ſich wieder die mit den prachtvollſten Waldbäumen bewachſenen Terraſſen des herrſchaftlichen Parks ab, welchen die Kunſt geſchaffen hatte, und auf der höchſten zeigte ſich ein Landhaus im allermodernſten — nicht eben geſchmackvollen — Style. Mehr als einem Beſchauer, welcher vom See aus die beiden ſo verſchiedenen Ufer betrachtete, war ſchon der Wunſch aufgeſtiegen, die beiden Herrenſitze transponiren zu können: das moderne Landhaus in die grüne Fläche, das graue Schloß auf die Waldberge, dann wäre das Bild der Landſchaft erſt ein harmoniſches geworden.

„Genug! Steure nur grade zu!“ ſagte die Großmutter, nachdem ſie ſich genau die Lage der Güter angeſehen hatte. „Herr von Arneſeld ſollte Sielitz auch kaufen.“ So hieß das Dorf, in welchem die Schifferfamilie wohnte, das Dorf mit dem grauen Schloſſe.

„Dazu gehören Zwei, Großmutter!“ entgegnete Karl, den Kahn wendend.

„Glaubſt Du, der Kammerherr würde nicht losſchlagen, wenn ihm ein gutes Gebot gemacht würde?“

„Der verkauft Sielitz nimmermehr!“ ſagte der Schiffer.

„Nun — man kann nicht wiſſen, ob's ihm nicht verkauft w i r d!“ verſetzte die alte Frau höhniſch.

„Oho!“ rief Karl „So weit ſind wir noch nicht!“

„Aber wir werden ſo weit kommen," erwiederte die Großmutter. „Darum wär's klug, wenn er einen guten Handel machen kann, loszuſchlagen — und Herr von Arnefeld, wenn er weiß, daß der Kammerherr verkaufen will, wird ihm keinen Pappenſtiel bieten. Dafür ſtehe ich."

„Großmutter, Sie wiſſen Alles. Aber ich würde Sielitz nicht verkaufen, wenn's meinen Vorfahren von Erbauung an gehört hätte, und das thut der Herr Kammerherr von Rheinberg auch nicht."

„Vorfahren! Erbauung! Du ſprichſt ja auf einmal wie ein Buch!" verſetzte die Großmutter ſpöttiſch. „Weil Du denn ſo klug biſt, ſo wirſt Du auch wiſſen, daß Geld auf der Welt Alles iſt, Alles! Wenn Deinem Herrn Kammerherrn das Geld ausgegangen ſein wird, dann iſt er trotz ſeines Adels nur ein Bettelmann; wenn Du Geld haſt, mein Sohn, gemein und roh, wie Du biſt, ſo kannſt Du auftreten, wo Du willſt, man wird Dich honoriren. Geld iſt Alles auf der Welt — ohne Geld iſt der Menſchheit nicht mehr zu helfen!" Sie brach plötzlich ab und ſtarrte in den See.

Da ließen ſich von Sielitz her Glockentöne hören; erſt leiſe anklingend, dann immer ſtärker ſchwangen ſie ſich auf den Luftwellen hinaus in die grüne Niederung und über die Fluth, feierlich und mahnend.

„Iſt heute Sonntag?" fragte die alte Frau im Kahne, und auf des Enkels verwundertes Ja ſagte ſie gleichgültig: „Auf Reiſen vergißt man die Zeit. Du wärſt wohl in die Kirche gegangen?"

„Ich komme auch nicht viel hinein," erwiederte Karl. „Unſereins kann Sonntags nicht immer feiern."

„Lebt Euer alter Paſtor noch?“ fragte die Großmutter.

„Ja, aber er predigt nicht mehr alle Sonntage. Er iſt nunmehr bald ganz taub, ich begegnete ihm vorigen Freitag. Sie haben ihm Einen hergeſchickt, der für ihn predigt — er ſoll's ſehr ſchön machen, ſagen die Leute, ich habe ihn aber noch nicht gehört. Wenn Sie Nachmittag in die Kirche gehen wollen, Großmutter?“

„Das kann ich zu Hauſe haben, vom Hofprediger, wenn ich will,“ entgegnete die alte Frau abweiſend. „Kennſt Du die Equipage dort? Ich meine, den Wagen dort auf der Straße.“

Vom See aus konnte man einen Theil der Landſtraße überſchauen, welche ſich, von Obſtbäumen zu einer Allee gebildet, am Ufer dahin zog. Es war grade hier nicht ſo weit entfernt, daß man nicht hätte genau wahrnehmen können, wie ein offener Wagen mit ſtattlichen Hellbraunen beſpannt, deren Geſchirr in der Sonne funkelte, im raſchen Trabe den Weg nach Sielitz einſchlug, man konnte ſogar genau ſehen, daß zwei Damen im Wagen ſaßen.

„Sie fahren zur Kirche!“ rief Karl mit einer gewiſſen Unzufriedenheit, daß er nicht auch dort war.

„Kennſt Du ſie? Iſt es die Herrſchaft von Reſſen?“

„Ja!“ ſagte Karl, und warf ſich mit ſolcher Kraft in ſein Ruder, daß er beinah die Scene von geſtern wiederholt hätte, diesmal mit größerer Gefahr, denn es war noch ziemlich weit bis zu der grünen Bucht, in welcher er wiederum landen wollte. Die Großmutter, welche ſich beim plötzlichen Schwanken des Kahns erſchrocken hatte, ſchalt ihn eine geraume Weile aus, dann ſagte ſie, halb für ſich murmelnd: „Er iſt alſo nicht mit. Das iſt ganz gut ſo.“

„Nein, Großmutter," beſtätigte der Enkel, welcher ihre Rede gehört und richtig verſtanden hatte. „Der kommt nicht in die Kirche, die Leute reden ſchon drüber."

„Die Leute ſollen ſich um ihre eignen Angelegenheiten bekümmern. Mit dem Händefalten kommt man zu nichts in der Welt — die Hände ſollen gebraucht werden. Herr von Arnefeld wird ſchon wiſſen, warum er nicht in Eure Kirche kommt, darum braucht ſich Niemand zu ängſtigen. Seine Frau iſt wohl um ſo fleißiger drin?"

„Nicht alle Sonntage, ſagt Anne. Aber ſie weint jedesmal ſchrecklich."

„So? Nun das kann ich mir denken. Sie weinte ſchon ſonſt über Alles — aber es bekam ihr ganz gut, ſie härmte ſich nicht ab dabei. Weint ihre Tochter auch in der Kirche?"

„Das habe ich nicht geſehen," antwortete Karl ziemlich kurz. Wenige Minuten darauf ſtieß er den Kahn an das Land, mit Abſicht grade auf derſelben Stelle, wo er geſtern mit ſeinen beiden Geretteten angeſchwommen war. Die Bucht hatte hier noch eine ziemliche Waſſertiefe, doch befand ſich an einem abgehauenen Baumſtamm hart am unterwaſchenen Ufer ein ſtarker eiſerner Ring, um den Kahn anzubinden. Der Schiffer that das und half dann ſeiner Großmutter aus dem Fahrzeuge auf den weichen Raſen.

„Du kannſt hier auf mich warten," ſagte ſie. „Entweder komme ich ſelbſt in Zeit von einer halben Stunde wieder herunter oder ich ſchicke Dir einen Bedienten und laſſe Dir Beſcheid ſagen, wenn ich hier bleibe."

Sie ſtieg langſam die erſte Terraſſe in die Höhe, ihr Enkel warf ſich in das Gras und ſchloß die Augen. Ob er grade

geſchlafen hat, werden mitfühlende Seelen entſcheiden, denen der arme Burſch leid thut, ſo unvorſichtig in eine hoffnungsloſe Liebe hineinzuſteuern: wir wollen ſeine Träume nicht belauſchen.

3.

Die Kirche in Sielitz war gedrängt voll. Alle Bänke im Schiff hatten Frauen und Mädchen aus dem Pfarrdorfe und ſeinen beiden Filialen, wozu auch Reſſen gehörte, beſetzt, die einfache Landestracht bot ſelbſt im Sonntagsſtaate kein pittoreskes Bild, wie denn auch dieſe Gegend ſich keines beſonders ſchönen Geſchlechts rühmen konnte — es war alſo von dieſer Seite nichts, was die Andacht zerſtreuen konnte. Die Männer in ihren langen, dunkeln Röcken füllten die Chöre; in dem herrſchaftlichen Sitze ſah man den greiſen Kammerherrn von Rheinberg mit ſeinen beiden Töchtern, hinter denen in geſtickter Uniform ein junger Officier lehnte; Frau von Arneſeld und ihre Tochter nahm den Kirchſtand, welcher dem Dominium Reſſen gehörte, ein — der dritte, welcher auch einer Gutsherrſchaft aus der Nähe zukam, war leer.

Die Gemeinde ſang noch immer, und eine Orgel, ſo wohlklingend, wie man ſie in einer Dorfkirche nicht geſucht hätte, begleitete den Geſang, ſeine Disharmonien mächtig überwältigend. Frau von Arneſeld hatte ihr reicheingebundenes Geſangbuch mit dem blendenden Goldſchnitt aufgeſchlagen und

ſah hinein, bewegte aber keine Lippe, vielleicht auch keinen Gedanken zu dem Liede, ihre Tochter ſaß mit kaltem, klarem Geſicht neben ihr und ließ ihre ſchönen Augen ſchweifen, unbekümmert, was man von ihr denken oder ſagen möge. Mit ihren Freundinnen — Mädchenfreundſchaft! — gegenüber hatte ſie ſchon beim Eintritt einen grüßenden Blick gewechſelt, den jungen Officier kannte ſie nicht, er mußte erſt nach ihrem geſtrigen Beſuche angekommen ſein.

Die Thüre der Sakriſtei öffnete ſich endlich und der Adjunct des alten Pfarrers, von welchem wir ſchon gehört haben, trat würdevoll heraus und beſtieg die Kanzel. Eine gewiſſe Unruhe machte ſich unter den ländlichen Zuhörern bemerklich, man ſah, wie ſich die Leute erwartungsvoll zurechtrückten, es war unverkennbar, daß der junge Prediger ſich bereits ſeine Gemeinde gewonnen habe. Auch war er von der Natur mit einem freigebigen Füllhorn in ſeiner Erſcheinung ausgeſtattet worden. Eine hohe Geſtalt, ein ausdrucksvolles blaſſes Geſicht, dunkelblonde glänzende Locken, die er klar geſcheitelt trug, und vor Allem ein ſtarkes, klangvolles Organ trugen dazu bei, gleich von Anfang für ihn einzunehmen — wenn er aber ſeine Rede tönen ließ, das Feuer, das in ſeinen Worten ſich kund gab, auch auf ſeinen blaſſen Wangen eine leichte Gluth entzündete und aus ſeinen großen, ſchwärmeriſchen Augen ſprühte, wenn ſeine biegſame Stimme bald im Affect wie Donner rollte, bald in weichen, wehmüthigen Lauten zum Herzen ſprach und dann Thränen in jenen großen braunen Augen ſchimmerten, dann fühlten ſich auch die kälteſten Zuhörer hingeriſſen, und es war kein Wunder, daß die einfachen Menſchen, welche hier den größten Theil der Gemeinde bildeten, in vollem Erguſſe

ihrer Seelen ſich dem Zauber hingaben, den der Prediger auf ſie übte.

Laura Arnefeld, ſo ſehr ſie kämpfte, konnte ſich ihm auch nicht ganz entziehen, und ſie fühlte es mit einiger Beſchämung, daß, je öfter ſie den Redner hörte, deſto mehr ſie die kalte, kritiſche Gewalt verlor, mit welcher ſie zuerſt dem Gange ſeiner Predigten gefolgt war. Heut wußte ſie, als er geendigt hatte, nicht einmal, ob er die Eintheilung ſeiner Rede ſcharf inne gehalten und conſequent durchgeführt habe — es war ihr, als ſei ſie mit ihm über dieſe ſelbſtangelegten Feſſeln durch die Eingebung des Moments hinausgeriſſen worden. Ihr Auge war höher belebt, ihre Wange lichter geröthet. In aufmerkſam vorgeneigter Haltung ſaß ſie, während die Mutter neben ihr faſt zuſammengeſunken war und ihren Thränen freien Lauf ließ. Als das: Amen! im tiefen Tone geſprochen, die Predigt beendigt hatte, traf Laura's von dem Prediger ſich trennender Blick in die gegenüberliegende Rheinberg'ſche Kirchenloge und begegnete hier einem feſt auf ſie gerichteten Auge: dem des jungen Officiers. Unangenehm berührt wurde ſie dadurch, ſie fand es unwürdig, während ihres Achtgebens auf die Predigt beobachtet worden zu ſein, es entging und gefiel ihr nicht, daß der junge Mann ſeine Arme gekreuzt hatte: das iſt nur im Orient ein Zeichen der Hingebung und Demuth, hier zu Lande giebt es grade umgekehrt Zeugniß von einer ſelbſtſtändigen Haltung. Gewiß war der junge Herr in der goldgeſtickten Uniform einer von der Schaar, die nichts achtet, Alles beſpöttelt, keinem ernſtern und tiefern Gefühl zugänglich iſt, höchſtens für die Ehre ihres Standes.

Die Kirche lag auf einem freien grünen Platze, den nur

eine einzige uralte Linde ſchmückte, mitten im Dorfe — hier fanden und beſprachen ſich beim Herausgehen die Bekannten, und es währte bei ſchönem Wetter, wie heut, ſehr lange, ehe der grüne Platz von den Kirchgängern ganz leer wurde. Auch die Gutsherrſchaften, welche hier eingepfarrt waren, pflegten ſich noch zu begrüßen, namentlich verſäumte der Kammerherr, der eine Art von Pflicht der Gaſtlichkeit darin ſah, niemals, den Arnefeld'ſchen Damen zu nahen und einige Worte im Geiſte ſeiner — nun freilich längſt veralteten — Zeit mit ihnen zu wechſeln. Der Frau von Arnefeld, welche auch noch aus jener Zeit entſproſſen war, that eine Artigkeit, welche heut zu Tage ſeltener wird, wohl; ihre Tochter gab überhaupt auf Formen nichts und ging dann ihrerſeits gewöhnlich zu den Rheinberg'ſchen Schweſtern, von denen ſie beſonders die jüngſte intereſſirte — in der älteſten fand ſie nur ein herzensgutes, aber im Ganzen unbedeutendes Mädchen, ihr hellblondes Haar und ſchneeweißer Teint waren zwar ſehr ſchön, aber dem ſanften blauen Auge fehlte der Geiſt, welcher aus den ſchwarzen lebhaften Augen der Jüngſten leuchtete. Heut erwartete Laura jedoch die Annäherung von Seiten der Schweſtern und ging ihnen kaum ein Paar Schritt entgegen, wahrſcheinlich, weil der junge Officier in ihrer Geſellſchaft war. Dieſen ſtellte nun der Kammerherr gleich als ſeinen Vetter vor: auch einen Rheinberg. Dann fiel das Geſpräch natürlich mit dem größten Antheil auf den geſtrigen Unfall, welcher die Damen auf der Heimfahrt betroffen hatte, und ſowohl der alte Herr als ſeine Töchter ſchoben ihn auf die Ungeſchicklichkeit des Schiffers, die ſie nicht begriffen, da ſie ſelbſt ſchon mehrmals mit ihm gefahren und immer ſehr zufrieden geweſen waren.

„Sie thun ihm Unrecht!“ rief Laura lebhaft. „Ich allein trage die Schuld.“ Und eben ſo, wie ſie es gegen ihren Vater gethan hatte, erklärte ſie, wie ſich Alles, durch ihren Uebermuth veranlaßt, zugetragen.

„Wiſſen Sie, Laura, er hat die Belohnung, welche ihm Ihr Herr Vater heut durch unſern Diener zuweiſen ließ, ganz ausgeſchlagen?“ fragte die Blondine.

Laura erröthete. — „Warum?“ entgegnete ſie raſch.

„Das weiß ich nicht, er hat es auch wohl nicht geſagt,“ antwortete die Rheinberg.

„Doch! Er nähme kein Geld für ſo etwas!“ erklärte ihre Schweſter. „Ich finde das ſchön.“

„Lächerlich bei ſeiner Armuth, Fanny!“ erwiederte die Blondine.

„Die Armuth hat auch ihr Gefühl, Emma!“ verſetzte die Jüngſte.

„Jedenfalls werden wir ſuchen, ihm auf andere Weiſe unſere Dankbarkeit zu beweiſen,“ ſagte Frau von Arnefeld. „Das Gefühl muß man ehren, es wird in unſerer herzloſen Zeit nur zu oft und zu ſchmerzlich verletzt, und auf keine Weiſe möchte ich grade einem armen Menſchen weh thun. In dieſer Klaſſe, wo die Noth alle edlern und feinern Regungen meiſt von zarter Kindheit an erſtickt, ſollte man jeden Funken, der noch aus der Aſche hervorſchimmert, ſorgfältig hegen und pflegen. Ueberlaſſe mir dieſe Sache, mein Kind, ich werde ſie zu allſeitiger Zufriedenheit löſen.“

„Gern, Mama!“ war Laura's kurze Antwort, womit ſie das Geſpräch beendigte.

„Wie hat Ihnen die heutige Predigt gefallen?“ fragte der Kammerherr.

„Sie hat mich ergriffen und tief bewegt,“ erwiederte Frau von Arnefeld mit geſenktem Blicke. „Ich werde ihren Eindruck mit mir nehmen und noch lange in meinem Herzen bewahren.“

„Sind Sie jetzt auch mit unſerm Schrader zufrieden, Laura?“ fragte die Blondine. „Sie konnten ſich zuerſt nicht recht mit ihm befreunden.“

„Liebe Emma,“ antwortete die junge Arnefeld, welcher der aufmerkſame Blick nicht entgangen war, den bei dieſen Worten ſeiner Couſine der Officier, bisher ein ſtummer Zeuge der ihn nicht berührenden Unterhaltung, auf ſie richtete, „ich bin nicht gleich von neuen Erſcheinungen eingenommen, ich will erſt prüfen.“

„Und haben Sie jetzt geprüft, gnädiges Fräulein?“ fragte der Officier.

„Das habe ich,“ ſagte ſie. „Was iſt Ihr Urtheil über den Prediger? Sind Sie ihm aufmerkſam gefolgt?“

„Ich halte ihn für einen gefährlichen Mann,“ erwiederte er ruhig.

„Gefährlich?“ riefen die beiden Schweſtern wie aus einem Munde, und auch Laura wiederholte das Wort.

„Er giebt ſeinen Hörern keine geſunde Speiſe,“ ſagte Rheinberg.

Der Kammerherr hatte aber währenddeſſen Frau von Arnefeld ſchon an den herbeigewinkten Wagen geführt, und Laura nahm raſch Abſchied, um ihr zu folgen. Das Geſpräch, welches durch die letzte Wendung, die es genommen hatte, für ſie von höchſtem Intereſſe geworden war, konnte nicht fortgeſetzt

werden, aber der Gedanke, welchen der jüngere Rheinberg ausgesprochen hatte, begleitete sie.

Es war ihr schon auffallend, daß sich ein junger Soldat über Gegenstände so ernster Art mit einer Theilnahme äußerte, welche sie, bei ziemlich zahlreicher Bekanntschaft unter den Officieren ihres frühern Aufenthalts, höchst selten gefunden hatte, eher das Gegentheil: Gleichgültigkeit, oder noch schlimmer: Spötterei. Was Rheinberg nun gar hingeworfen hatte, daß der Pfarradjunct ein gefährlicher Mann sei, welcher seinen Hörern keine gesunde Speise gebe, konnte sie nicht recht begreifen. Er sprach vielleicht für seine Gemeinde zuweilen, wenn er sich zu höherm Aufschwunge hinreißen ließ, nicht populär genug, aber gab er ihnen etwa unverständliche oder schädliche Lehren? Sie war, wenn sie sich recht bedachte, was er gesagt, mit keinem seiner Aussprüche in Opposition gewesen — etwas einfacher, vom Schmuck bloßer Worte entkleideter hätte sie sich manchen derselben gewünscht, damit er dem Volke recht klar zur Einsicht gelange. Besser stehen müsse es ja in der Welt, wenn Alles, auch in religiösen Dingen, ganz klar sei. Wie kam nun Rheinberg darauf, die jedem Gebildeten so vollkommen einleuchtenden Wahrheiten, welche Schrader gepredigt hatte, eine ungesunde Speise zu nennen? Bezog er das auf die Schale oder auf den Kern? Er mußte wohl nicht bis zum letztern gedrungen sein.

Langsam ging unterdessen der Adjunct, welcher noch eine Amtshandlung verrichtet hatte, durch das Dorf nach dem Häuschen, wo er bei der Familie seines Bruders wohnte. Er war nämlich ein Bauerssohn aus dem Dorfe, welchen sein reicher Vater, auf Veranlassung des Pfarrers, der den empfäng-

lichen und aufſtrebenden Geiſt frühzeitig erkannte, hatte ſtudiren laſſen. Der Gutsherr, welcher ſich auch für ihn intereſſirte, hatte ihn, ſobald er die Ordination erhalten, zum Adjunct für den alternden Pfarrer, mit deſſen freudiger Genehmigung, berufen und ihm die Stelle, welche er als Patron zu vergeben hatte, zugeſichert. Im Pfarrhauſe, wo er die beſte Aufnahme gefunden hätte, wohnte er aber nicht, ſondern bei ſeinem Bruder, welcher unterdeſſen nach dem Tode des Vaters die Wirthſchaft übernommen hatte.

Er ging langſam durch das ſonnenhelle Dorf und grüßte die Begegnenden, welche er alle kannte. So freundlich war er ſtets, daß er ſich auch die Herzen der alten Bauern gewonnen hatte, die ſonſt nicht viel von jungen Predigern halten, beſonders wenn ſie dieſelben haben in ihrem eignen Dorfe als Bauerkinder aufwachſen ſehen: Schrader hatte ſich aber ſo zu ſtellen gewußt, daß er der Stolz des ganzen Dorfes war, das ſich, den Eingepfarrten gegenüber, nicht wenig auf ihn zu Gute that.

„Guten Morgen, Anne," ſprach er ein junges Mädchen an, das mit beſonders freundlichem Gruße an ihm vorüber ging. „Ich habe Dich nicht in der Kirche geſehen." Es war die Schweſter des Kahnführers, der mit der Großmutter über den See gefahren war.

„O ich war drin, Herr Magiſter," ſagte die Schifferstochter eifrig. „Sie haben mich auch geſehen."

„Willſt Du mich Lügen ſtrafen, Anne?" fragte er ſanft lächelnd.

Sie wurde roth und verlegen. „Angeſehen haben Sie mich, Herr Magiſter," ſagte ſie kleinlaut.

„Habe ich das, ſo iſt mir Deine Gegenwart doch nicht klar geworden, denn ich weiß nichts davon," erwiederte er. „War Dein Bruder bei Dir?"

„Nein, aber Mutter. Karl iſt mit Großmutter'n nach Neſſen."

„Deine Großmutter? Sieh da! Wann iſt ſie gekommen? Es freut mich, daß ſie endlich einmal gekommen iſt — doch wird ſie es wohl nicht haben möglich machen können, ſonſt würde ſie längſt Deine Mutter in ihrem Grame getröſtet haben."

Anne ſenkte den Kopf, um ihre bei dem Gedanken an den verſtorbenen Vater aufſteigenden Thränen zu verbergen, und ſagte: „Der alte Herr iſt immer ſo krank — Großmutter konnte nicht eher abkommen."

„Das wußte ich. Es ſei ferne von mir, deshalb Uebles zu denken. Die menſchliche Natur iſt von Grund aus gut, mein Kind, und es bedarf in der That nur einiger Nachhülfe des Schickſals oder anderer Menſchen, um den Roſt oder die Schlacken, welche ſich durch das Leben anſetzen, zu entfernen, damit das edle Metall wieder glänzend zum Vorſchein kommt. Ich denke niemals ſchlecht von der menſchlichen Natur."

„Großmutter will acht Tage bei uns bleiben," ſagte Anne.

„Ein Zeichen, daß ſie ſich bei ihrer Tochter wohl gefällt — es freut mich innig. Auf jeden Fall werde ich in dieſer Zeit einmal zu Euch kommen und Deine Großmutter, die ſich meiner wohl noch erinnern wird, begrüßen." Er reichte dem jungen Mädchen die Hand, in welche ſie, noch einmal und heißer erröthend, die ihrige legte, und ſchied von ihr mit einem freundlichen Neigen des Hauptes, davon in ſeine ſchönen Locken ein ſanftes Wallen kam. Sie ſtand noch und ſah ihm nach, er-

ſchrak aber, als er ſich plötzlich noch einmal nach ihr umkehrte: „Wann wirſt Du auf das Schloß ziehen, Anne?“ fragte er ernſthaft.

„Ich ſollte ſchon, aber nun kann ich noch acht Tage zu Hauſe bleiben, bis Großmutter geht.“

„Das iſt mir lieb,“ ſagte der Adjunct, ohne zu erklären warum, und ſetzte ſeinen Weg fort. Als er in den Hof ſeines Bruders trat, kam ihm dieſer verdrießlich entgegen: „Zum lieben Sonntage Einquartierung. Das Soldatenvolk iſt wie die Heiden. Am Sonntage marſchiren!“

„Nun, Anton,“ verſetzte der Adjunct mit ſeinem ruhigen Lächeln, „Du haſt wohl auch nicht immer am Sonntage gefeiert, und Dir befiehlt Niemand, wenn Du arbeiten ſollſt.“

„Mag den Teufel nicht! Wenn's Wetter danach iſt, daß man noch etwas hereinholen muß, ſo iſt das ſo gut wie befohlen. Du brauchſt mir das übrigens nicht unter die Naſe zu reiben, denn Du biſt noch nicht einmal Paſtor, und auch der hat mir nichts zu befehlen.“

„Es fällt mir eben ſo wenig ein,“ erwiederte der Adjunct ruhig. „Sehe Jeder, wie er's treibe.“ Er ging nach ſeinem kleinen, vom Weinlaub halb verdunkelten, Stübchen, wo er, wie allſonntäglich, eine ſchriftliche lateiniſche Einladung des Pfarrers fand, bei ihm zu Mittag zu ſpeiſen. Der alte Herr hätte es ein- für allemal abmachen können, aber er zog es vor, jedesmal beſonders zu ſchreiben.

Pünktlich zu der gewohnten Stunde ſtellte ſich der Adjunct ein. Er fand den Pfarrer in ſeinem Studirzimmer, wo er ihn ſtets empfing — heut kam er ihm aber nicht entgegen, ſondern blieb in ſeinem Lehnſtuhl ſitzen und winkte ihm nur

ein freundliches Willkommen mit der Hand: er war auch heut nicht in der Kirche gewesen, was er sonst nie versäumte, obgleich er von der Predigt nur die mit voller Kraft gesprochenen Worte verstand. Gewiß war er krank: seine sonst so eiserne Constitution mußte doch auch der Zeit ihren Tribut abtragen.

Der Adjunct näherte sich ihm ehrerbietig, indem er das wehmüthige Gefühl, das ihn beschlich, niederkämpfte, damit sein Ausdruck nicht auf dem Antlitze sichtbar würde: denn so wenig der Pfarrer auch hören konnte, um so schärfer war noch sein Auge, welchem so leicht nichts entging.

„Setze Dich, mein Sohn!“ sagte der Greis, welcher die väterliche Benennung gegen seinen Schützling, der ihm Alles verdankte, beibehalten hatte, wiewohl nur unter vier Augen — vor Zeugen, selbst vor der Haushälterin, welche ihm seit dem Tode seiner Frau die Wirthschaft führte, nannte er ihn Sie und sogar Herr Adjunctus, er hätte ohne das gefürchtet, der Würde des Standes etwas zu vergeben.

„War die Kirche voll?“ fragte er. Der Adjunct begleitete sein Ja mit einem verständlichern Kopfnicken, was den alten Herrn zufrieden-stellte.

„Die Herrschaft zugegen? Alle? Gut! — Von Nessen auch?“

„Der Herr nicht,“ erwiederte der Adjunct.

„Kann ich mir denken,“ sagte der Pfarrer. „Wie denn von Rackwitz?“ So hieß das andere eingepfarrte Dorf.

Schrader schüttelte den Kopf und sagte: „Niemand.“

„Jemand?“ fragte der Pfarrer, der falsch verstanden hatte. „Haben Sie ihn nicht gekannt?“

„Es war Niemand aus Rackwitz in der Kirche," wiederholte der Adjunct mit ſtärkerer Stimme.

Der Pfarrer ſah ihn gedankenvoll an, dann ſchärfte ſich allmälig ſein Blick, mit welchem er ſeinen Zögling prüfte, bis dieſer Blick faſt unerträglich wurde, doch hielt ihm der Adjunct vollkommen Stand, ohne den ſeinigen zu ſenken. — „Alſo kein Menſch aus Rackwitz auch heute," ſprach der alte Herr vor ſich hin. „Das iſt nun ſchon der zehnte Sonntag. — Sei doch ſo gut, Friedrich, und klingle einmal mit jener Handglocke."

Es galt der Wirthſchafterin, einer ältlichen Frau von raſchem Weſen, welche auch diesmal nicht auf ſich warten ließ.

„Das Eſſen iſt gleich fertig, Hochehrwürden," ſagte ſie.

„Frau Dörmann," ſprach der Pfarrer, ohne ihre Rede zu beachten, „wiſſen Sie etwas aus Rackwitz?"

„Nein!" ſagte die Haushälterin. „Ich habe geſtern erſt den Gärtner geſprochen, der hat mir nichts geſagt. Was iſt denn dort?"

Ihre Worte verſtand der alte Herr vom täglichen Umgange immer am beſten, ſie durfte ihre Stimme nur wenig erheben, ſo errieth er an der Bewegung der Lippen, was er nicht deutlich hörte. Auch jetzt erwiederte er auf ihre Frage: „Sie kommen ſchon ſeit vielen Wochen nicht mehr zur Kirche. Ich möchte die Urſache wiſſen. Da Ihre Tochter in Rackwitz iſt, glaubte ich, Sie hätten vielleicht etwas erfahren, wenn ſich dort eine ernſtliche Abhaltung ereignet hätte."

„Das hätte ich Ihnen auch erzählt," verſetzte die Frau. „Ich weiß nur, daß ſie nach Planow zur Kirche gefahren ſind — ob heute, das weiß ich nicht, aber ein Paarmal ſind ſie

ſchon dort geweſen. In Planow meine ich," wiederholte ſie, den Namen laut hervorhebend.

„Planow!" ſagte der Pfarrer, und von Neuem fiel ſein Blick auf den Adjunct. „Ich habe den neuen Prediger dort nie gehört." Als er das Wort ausſprach, mochte ihm ſelbſt ſein Gebrechen einfallen, denn ein trübes Lächeln ſtieg auf ſeinem Geſichte empor und er nickte ein Paarmal vor ſich hin. Dann hieß er die Wirthſchafterin nach dem Eſſen ſehen.

Ueber Tiſch, wo Beide einander gegenüberſaßen, bedient von der ab- und zugehenden Frau, war das Geſpräch, das ſtets ſehr erſchwert zu führen war, noch einſilbiger, als gewöhnlich. Der Pfarrer ſchien offenbar leidend, er hatte es aber nicht gern, wenn man von ſeinem Befinden ſprach, und Schrader, welcher das ſchon von früher wußte, hütete ſich, dieſen Punkt zu berühren: er ſah aber, wie wenig er aß, und bemerkte vor Allem die beſorgten Blicke, welche Frau Dörmann, ſo oft ſie es von ihrem Herrn unbeobachtet thun konnte, auf ihn richtete.

„Sie haben doch, als Sie hieher kamen, in Rackwitz Ihre Aufwartung gemacht, Herr Adjunctus?" fragte der Pfarrer, welchen der Gedanke fortwährend zu beſchäftigen ſchien.

„Das habe ich," erwiederte Schrader ſich verneigend.

„Sie ſind gut aufgenommen worden, nicht wahr?" fuhr der Pfarrer fort.

„Mit der größten Zuvorkommenheit," verſicherte der Adjunct. — Die Wirthſchafterin hatte eben das Zimmer verlaſſen, der Pfarrer nahm gleich den Ton an, welchen er nur vor Fremden gegen Schrader änderte.

„Sage mir, mein Sohn, kannſt Du Dir eine Urſache denken," fragte er herzlich, „weshalb der Oberſt Deine Predigten nicht mehr beſucht?"

Der Adjunct zuckte die Achſeln und erwiederte: „Ich bin nicht eitel genug, nein zu ſagen. Sie müſſen ſich durch meine Reden nicht angeſprochen fühlen. Es iſt für mich beſchämend, aber ich muß es mir gefallen laſſen. Auch wir Prediger ſind dem Geſchmacke unterworfen."

„Geſchmack?" wiederholte der Pfarrer, das einzige Wort, das ihm verſtändlich geworden war, denn der Adjunct hatte ſich wenig Mühe gegeben, laut zu ſprechen. „Ein rechtgläubiger Sinn fragt nicht, ob mit Geſchmack gepredigt wird, das hält ſich an den Kern, welcher allezeit ſein und bleiben muß der Glaube an unſern Herrn und Heiland. Ich kenne meinen Oberſten von Haug zu gut — der will in der Kirche nicht amüſirt, ſondern erbaut ſein — und ich muß wiſſen, warum er nicht kommt."

„Sie wollen ihn fragen?" rief der Adjunct.

„Fragen, ganz recht! Sobald ich wieder ausgehen kann, werde ich ihn beſuchen."

„Aber, Herr Pfarrer, Sie werden doch keinen Kirchenzwang üben wollen?" rief Schrader.

„Ich werde vielleicht ſchon morgen im Stande ſein," ſagte der Greis und holte tief Athem, gleichſam zur Probe.

„Aber Kirchenzwang! Bedenken Sie doch!"

„Zum Kirchengang ſoll man die Leute wenigſtens ermahnen. Ich halte es mit der alten Zucht und Ordnung, und finde nicht, daß es beſſer in der Welt geworden iſt, ſeit ſich die Familien mehr und mehr ihre Seelſorger abſtreifen. —

Trinken Sie Ihr Glas Wein aus, Herr Adjunctus!“ fuhr er, da eben Frau Dörmann eintrat, in förmlicher Weise fort. „Lassen Sie uns anstoßen: auf eine segensreiche Zukunft!“

Als Schrader sich, bald nach Tische, dem Pfarrer empfohlen hatte, wartete er draußen, bis er die Haushälterin sprechen konnte, und fragte sie nach dem eigentlichen Befinden ihres Herrn.

„Es geht mit ihm bergab,“ antwortete die Frau traurig. „Sie werden hier bald im Amte sitzen.“

„Das verhüte Gott! Ich darf wohl nicht fürchten, von Ihnen verkannt zu werden,“ sagte der Adjunct.

„Nein, wer sollte von Ihnen so was denken, wenn's auch menschlich wäre! Aber ich glaube, daß er den Winter nicht mehr erlebt. Wenn das Laub von den Bäumen fällt, wird er wohl mit fort müssen. Er hat sich sehr in der Gewalt und läßt Niemand merken, wenn ihm was fehlt, weil er sich auch allein mit den winzigen Kügelchen und Pülverchen curirt; aber mir kann er's nicht verheimlichen.“

„Und doch spricht er von Besuchen in der Nachbarschaft!“ versetzte der Adjunct.

„Die werden sich von selber verbieten. Wo wollte er denn einen Besuch machen?“

„In Rackwitz beim Obersten von Haug. Wenn es aber doch so weit kommen sollte, so bitte ich, lassen Sie es mich vorher wissen, liebe Frau Dörmann. Ich begleite ihn dann vielleicht, schon für den Fall, daß ihm bei seiner Schwäche unterwegs etwas zustoßen sollte, denn er geht doch wohl zu Fuß. Es ist meine Schuldigkeit, ihn nicht allein gehen zu las-

ſen. Kann ich mich darauf verlaſſen, von Ihnen Nachricht zu erhalten?"

Die Frau verſprach es ihm unbedingt, aber ſie glaubte nicht an die Möglichkeit, daß dieſer Plan ſo bald zur Ausführung kommen könnte. „Sie ſind wirklich für meinen armen alten Herrn ein guter Engel," ſagte ſie.

„Beſchämen Sie mich nicht," verſetzte er mild. „Ich verdanke dem Herrn Pfarrer Alles, was ich bin und habe, wie ſollte ich nicht meine erſte Pflicht darin ſuchen, dieſe große Schuld ein wenig abzutragen?"

Er ging, in ſich gekehrt, des Weges nach ſeiner Wohnung zurück, wo er mit einem rohen und unverträglichen Bruder in Verhältniſſen lebte, die für ein Gemüth, wie das ſeinige, nur widerwärtig ſein konnten. Es wäre alſo menſchlich geweſen, die Hoffnung, daraus in kurzer Friſt erlös't zu werden, nicht ungern in's Auge zu faſſen, aber dieſe Hoffnung knüpfte ſich an den Tod ſeines Wohlthäters!

4.

Der Sonntagmorgen war ſo ſchön! Herr von Arnefeld genoß ihn mit wahrem Behagen, als ſeine Damen zur Kirche abgefahren waren; er hatte ſich, noch im weichen Sammtrock, welchen er Frühmorgens trug, ſeinen bequemen Seſſel auf die Freitreppe unter die Säulen ſetzen laſſen, wo er die friſch angekommenen Zeitungen bei einer köſtlichen Cigarre und einem

Glaſe Ungarwein, aus welchem er von Zeit zu Zeit nippte, recht ungeſtört leſen konnte. Hier war es angenehm ſchattig, während unter ihm die Waldpartien ſeines Parks und weiterhin der Seeſpiegel mit den grünen Ufern und zerſtreuten Häuſern im hellſten Sonnenlichte lagen. Wenn man den Leſenden in ſeinem kleidſamen Morgenanzuge, ein leichtes geſticktes Käppchen mit griechiſcher Quaſte auf dem vollen glänzenden Haare, die große männliche Geſtalt nachläſſig zurückgelehnt in den Seſſel, mit Muße betrachtete, ſo konnte man nur geſtehen, daß er noch immer ein ſchöner Mann war. Sein blühendes Geſicht hatte noch die Farbe der Jugend nicht verloren, eine Reihe blendender Zähne zeigte ſich, ſo oft ſeine weiße beringte Hand die glimmende Cigarre den Lippen bot oder entzog, in ſeinem wohlgepflegten dunkeln Backenbarte war noch kein bleichendes Haar zu finden — ein weiches, üppiges Kinn und die runden Contouren eines ſehr weißen Halſes, die ſich unter dem leichtgeſchlungenen ſeidenen Tuche bemerkbar machten, ſo wie auch der ganz eigenthümliche Schnitt ſeiner großen Augen prägten dann dem Ganzen ſeinen Charakter auf, welcher Seelenkundigen nicht ſchwer zu errathen war: Herr von Arnefeld machte auch wenig Anſtrengungen, ſich anders zu geben, als er war, nicht einmal da, wo es ihm Vortheil gebracht hätte. Nur gegen Laura, ſeine Tochter, hielt er ſich in Schranken

Die Zeitungen befriedigten ihn ſchon ſeit längerer Zeit ſehr wenig, er war ein Feind aller Stürme, am meiſten der politiſchen, auch die Schilderungen wachſender Noth, welche aus verſchiedenen Gegenden ſich oft in ein Blatt zuſammendrängten, widerten ihn an — Neuigkeiten angenehmer und pikanter Art, intereſſante Kunſtnachrichten wurden immer ſeltener, ſelbſt aus

dem herrlichen, genußreichen Wien. Wo waren die unvergeßlich ſchönen Zeiten geblieben, da er in Allem, was die Kaiſerſtadt zur Hochfluth der Genüſſe bot, geſchwelgt hatte! Soll denn die Freude ganz aus der Welt verſchwinden?

Sieh! Da fand ſich doch ein Artikel ganz nach ſeinem Behagen, er beſprach mit friſcher Laune einen kürzlich erſchienenen Roman, welchen Arnefeld geleſen hatte. Zwar ſtand der Kritiker auf einer durchaus verſchiedenen Seite, als er, aber ſein Humor und Witz empfahl ihn und ließ mehrmals ein angenehmes Lächeln in das Geſicht des Leſenden ſteigen. Auf einmal ſah er auf und runzelte die Stirn: eine alte Frau ſtand vor ihm.

„Schönen guten Morgen, gnädiger Herr," ſagte ſie mit bewegter Stimme.

Er erkannte ſie jetzt. „Biſt Du's, Louiſe?" rief er. So alt ſie war, nannte er ſie immer noch bei ihrem Vornamen, wie er es als Knabe gethan hatte. Sie war ſeine Amme geweſen und dann im Dienſte ſeines elterlichen Hauſes geblieben bis auf den heutigen Tag.

„Sie kennen mich alſo doch wieder?" ſagte die alte Frau mit zärtlichem Tone, während ihre Augen überfloſſen.

„Werd' ich meine Amme, den Quell meiner Lebenskraft, nicht wieder kennen, wenn ſie auch ein wenig bemooſt ausſieht," entgegnete er. „Wir haben uns lange nicht geſehn, Louiſe — ich bin auch alt geworden, ſehr alt, nicht wahr?"

„Sie ſind ſtärker geworden, aber ſehen ſo jung und blühend aus, daß man ſich dagegen ſchämen muß," verſicherte die Alte.

„Schäme Dich nicht. Wenn Du einen Burſchen, wie mich,

genährt haſt, kannſt Du keine Roſenknoſpe mehr ſein. Was führt Dich her? — Mein Vater iſt doch nicht —" hier ſtockte er, richtete ſich aber fragend auf.

„Ihr Herr Vater befinden ſich ſehr wohl, es iſt erſtaunlich, wie munter und friſch er ſich noch bei ſeinem hohen Alter hält, er reitet alle Tage ſeine Stunde ſpazieren, das Wetter mag ſein, wie es will —"

„Auf dem kleinen Fuchſe?" unterbrach ſie der Sohn.

„Der iſt todt, er hat ſich vor'm Jahre einen Hengſt ſchicken laſſen — wofür er über hundert Louisd'or bezahlt hat."

„Einen Hengſt? Der achtzigjährige Mann! Wie konnteſt Du das leiden, Louiſe? Er wird einmal den Hals brechen."

„Er wird nicht!" verſicherte ſie lachend. „Sie ſollten ihn nur ſehen, wie ſtramm der achtzigjährige Mann noch auf dem Pferde ſitzt, das Thier mag tanzen, wie es will, er rührt ſich nicht."

„Nimm Dir einen Stuhl, Louiſe. Mein Vater ſchickt Dich wohl her — was läßt er mir ſagen?"

Die Alte ſah ihren ehemaligen Pflegling mit einem langen Blicke der zärtlichſten Liebe an, dann ſprach ſie: „Wenn Sie den Papa kennen, ſo denken Sie wohl ſelber nicht, daß er mich herſchicken wird oder Ihnen etwas ſagen laſſen. Ich bin auf meine eigene Hand hergekommen, weil ich Sie einmal wiederſehen mußte."

„Du biſt eine alte, gute Seele," erwiederte Arnefeld. „An Dir liegt es nicht, daß Alles zwiſchen mir und meinem Vater ſo gekommen iſt."

„Nein, wahrhaftig nicht!" rief ſie lebhaft, indem von Neuem die hellen Thränen von ihren Augen perlten. „Auf mei-

nen Knieen wollt ich Tage lang vor dem alten Herrn liegen, wenn ich Ihnen etwas helfen könnte. Aber Sie wiſſen, er hat ein hartes Herz."

„Laß nur gut ſein, ich bin darüber längſt getröſtet. Wenn's zum Ende geht, wird er ſchon verſöhnlicher denken."

„Glauben Sie das nicht — ich fürchte —

„Nun? Sprich es aus! Mit mir brauchſt Du nicht ängſtlich zu ſein, ich habe kaltes Blut."

„Ich fürchte, er kann bei ſeinen wunderlichen Einfällen auch von wegen des Teſtaments —"

„Meinſt Du?" erwiederte Arnefeld gleichmüthig, indem er ſich eine neue Cigarre anſteckte.

„Ja, Sie glauben das nicht, aber wenn ich Ihnen ſage, daß er ſchon Aeußerungen gethan hat, vor denen ich erſchrocken bin!"

„Mag er thun, was er nicht laſſen kann," verſetzte Arnefeld, mit ſeiner Cigarre beſchäftigt, welche nicht brennen wollte.

„Herr Gott!" rief die alte Frau, die Hände zuſammenſchlagend. „Sie thun, als ob Ihnen das ganz gleichgültig wäre. Ein ſo ungeheures Vermögen!"

„Nun, Louiſe, das iſt recht ſchön, aber man wird täglich älter, und Du weißt wohl an Dir ſelbſt, daß man mit dem Alter immer weniger ſein Leben genießen kann. So viel habe ich, um es mir noch angenehm zu machen — das ungeheure Vermögen meines Papa's könnte mir höchſtens noch mehr Luxus geſtatten, davon hab' ich nichts!"

„Aber Sie haben ja Kinder!" rief die geweſene Amme.

„Kinder, freilich! Die könnten es ſchon eher brauchen, na-

mentlich mein Rudolf als Huſar. Indeſſen auch meiner Kinder wegen kann ich mich nicht zu einer ſclaviſchen Demüthigung entſchließen und — ohne eine ſolche wäre wohl mit dem Papa, ſo lange er noch ſtramm auf dem Pferde ſitzen und gar Hengſte reiten kann, nichts anzufangen. Ich denke, wenn er künftig einbleiben muß und die Stubenluft ihm eine mildere Temperatur giebt, dann wird er anders gegen mich geſtimmt ſein. Das wollen wir abwarten, Louiſe."

„Abwarten, abwarten, bis es zu ſpät iſt!" murrte ſie unzufrieden.

„Weiß er, daß Du hier biſt, oder haſt Du ihn belogen?" fragte er, über ihr verdrießliches Ausſehen lachend.

„Belügen werd' ich meinen Herrn nie, ich bin ein ehrlicher Dienſtbote," erwiederte ſie empfindlich. „Er hat mir erlaubt, daß ich meine Tochter in Sielitz beſuchen kann, und weiß ja, daß Sie Reſſen gekauft haben, alſo wird er ſich wohl denken können, daß ich Sie hier nicht links liegen laſſen werde."

„Ei, Louiſe, Du wirſt ja ganz ſpitzig. Reſpect hab' ich immer noch vor Dir, wie in meinen jungen Jahren, wo Du mich unter einer ſtrengen Zucht hielteſt."

„Sie iſt noch lange nicht ſtreng genug geweſen," verſetzte die Alte wieder erheitert.

„Alſo Du biſt eigentlich nicht zu mir gekommen, ſondern zu Deiner Tochter. Wohnt die in Sielitz? Das wußt' ich nicht. Iſt ſie verheirathet? Sie muß ſehr hübſch geworden ſein."

„Sie iſt eine Wittwe, und hat auch zwei Kinder, wie Sie, einen Sohn und eine Tochter."

„So?" erwiederte Arnefeld. „Iſt ſie gut verheirathet geweſen?"

„Sehr gut," verſicherte die Alte. „Mein Schwiegerſohn war ein braver Mann, der ſich und die Seinigen redlich nährte."

„Es fehlt Deiner Tochter alſo an nichts? Sonſt ſag' ihr, daß ſie ſich an mich wenden ſoll."

„Ich danke Ihnen, gnädiger Herr. Sie hat ihr Auskommen."

„Wie heißt ſie denn, daß ich gelegentlich einmal nachfragen laſſen kann?"

„Roland hieß ihr Mann," ſagte die Alte etwas widerſtrebend.

„Ein ritterlicher Name! — Und die Kinder? — Noch klein, nicht wahr?"

„Sie ſind Beide erwachſen und können für ſich ſelbſt und die Mutter ſorgen. Bekümmern Sie ſich weiter nicht um ſie."

„Roland — Orlando — ich werde den Namen nicht vergeſſen," ſagte Arnefeld. — „Nun ſage mir, Louiſe, haſt Du von meiner alten Liebe wieder etwas gehört? Ich bin ſehr geſpannt darauf."

„Sie haben ſo viel von der Sorte gehabt, daß ich nicht weiß, welche Sie meinen," verſetzte die Alte.

„Sei nicht malitiös, Louiſe. Du weißt ſehr gut, daß ich nur Adelheid Mörner meinen kann."

„Die hat geheirathet und iſt nach Amerika gegangen," war der herb ausgeſprochene Beſcheid.

„Geheirathet!" rief Arnefeld. „Das iſt — mir ſehr lieb. Ein wahrer Stein vom Herzen. Sie iſt alſo vollkommen getröſtet. Wie lange ſchon? Weißt Du nicht?"

„Sehr lange ſchon. Getröſtet wird ſie ſich wohl noch viel länger haben."

„Du biſt überaus boshaft geworden auf Deine alten Tage! Glaubſt alſo, daß an einem Manne, wie ich bin, nicht viel verloren iſt? Frage nur meine Frau, ob die auch ſo gering von mir denkt!“

Der leichtfertige Ton, in welchem er ſprach, berechtigte ſeine alte Pflegerin zu einer Aeußerung, welche deutlich genug verrieth, daß Frau von Arnefeld keineswegs ihre Zuneigung beſaß.

„Ah, mein Schatz, Du thuſt meiner guten Frau Unrecht,“ ſagte Arnefeld, indem er ſich in ſeinem Seſſel behaglich wiegte. „Ich hätte eine jüngere und ſchönere Gattin bekommen können, aber keine, welche ſo nachſichtig mit meinen Fehlern geweſen wäre. Auch hängt ſie an mir mit einer wahrhaft rührenden Zuneigung — ich wäre alſo ein Ungeheuer, wenn ich das nicht vergelten wollte. Faſt wäre ſie mir geſtern durch einen gewaltſamen Tod entriſſen worden.“

„Ich habe es gehört, ſie iſt mit dem Kahne umgeſchlagen,“ erwiederte die Alte, hielt es jedoch für angemeſſen, nicht zu berühren, daß ihr Enkel der Schiffer geweſen war, was Herr von Arnefeld nicht zu wiſſen ſchien.

„Wen hat denn Adelheid Mörner geheirathet?“ fragte er von Neuem.

„Einen Verabſchiedeten, den Namen weiß ich nicht mehr,“ antwortete ſie.

„Einen Invaliden! Arme Adelheid! Was will der aber in Amerika?“

„Das weiß ich nicht, ſie ſind ſchon über zehn Jahre fort,“ erwiederte die Frau.

„So wünſche ich, daß ſie vom gelben Fieber verſchont ge-

blieben ist. Aber was mache ich für einen schlechten Wirth, Louise — ich biete Dir nicht einmal eine Erquickung an. Welch' schwarzer Undank gegen Dich, die mich so lange und mit Aufopferung gelabt hat!" Er rief, ohne sich durch ihren ablehnenden Einspruch hindern zu lassen, nach dem Bedienten und ließ ein reichliches Frühstück auftragen, an welchem er dann, seine alte Freundin, wie er sie nannte, ermunternd, selbst Theil nahm. Sie brach endlich auf, nachdem sie die Dauer ihres Aufenthaltes in Sielitz hatte sagen und ein Versprechen geben müssen, noch einmal wieder zu kommen. Mit den zärtlichsten Gefühlen für ihren Liebling im Herzen nahm sie Abschied, und im grellen Contrast damit stand ihr Benehmen gegen den Enkel, welcher länger als eine Stunde auf sie gewartet hatte und nicht einmal ein freundliches Wort darüber zu hören bekam. Wohl bemerkte er mehr als einmal während der Rückfahrt, daß ihr Blick fest auf ihn gerichtet lag, und er fragte sie auch, warum sie ihn so starr ansehe, aber er erhielt nur ein abfertigendes Sprichwort zum Bescheide.

Als sie am andern Ufer landeten, stand Anne in ihrem Sonntagsstaate bereit, um der Großmutter beim Aussteigen zu helfen, diese streichelte ihr dafür die Backen, eine Freundlichkeit, deren sie sich bis jetzt von ihr noch nicht hatte rühmen können. Mit glänzenden Augen erzählte die Kleine von der wunderschönen Predigt des Herrn Magisters und daß er nach der Großmutter gefragt, die er auch besuchen wolle.

„Nenne ihn doch nicht immer Herr Magister — er ist nichts Besseres, als wir!" sagte Karl.

„Wer ist denn dieser Magister, der mich besuchen will?" fragte die Großmutter.

Digitized by Google

„Von Schrader's der Jüngſte," antwortete Karl an ihrer Statt. „Sie haben ihn ſtudiren laſſen und nun ſoll er hier die Pfarre bekommen. So'n junger Kerl ſoll nun den alten Leuten, die ihn alle haben im Dorfe herumlaufen ſehen, in der Kirche die Wahrheit ſagen, das taugt nimmermehr, und ich habe ihn darum auch noch nicht predigen hören, denn wenn ich ihn oben auf der Kanzel ſähe, müßte ich immer d'ran denken, wie wir uns als Jungen oft in den Haaren gelegen. Da kann man nicht andächtig ſein."

„Er heißt Fritz Schrader?" fragte die Großmutter, die nicht auf ſeine Rede, von welcher die Schweſter ſehr entrüſtet war, gehört hatte. „Ich weiß. Ich kenne ihn. Ja, ja, er ſoll nur kommen."

„Nein, Großmutter, Sie ſollten ihn aber predigen hören!" rief Anne und ließ nun den ganzen Schwall ihrer Beredtſamkeit in begeiſtertem Lobe überfließen, bis ſie von der Mutter, welche ſie ſchon ungeduldig in der Küche erwartete, abgerufen wurde. Ihre Hoffnung, daß der verheißene Beſuch noch heut Statt finden werde, ging aber nicht in Erfüllung und auch der folgende Tag brachte ihn nicht. Die Großmutter ſchien die ganze Sache vergeſſen zu haben, denn ſie ſprach kein Wort mehr davon, ihrem Bruder, welcher ohnehin ſehr unfreundlich über ſeinen ehemaligen Spielkameraden dachte, durfte ſie gar nicht damit kommen; ſo trug ſie ſich denn mit dem Gedanken allein, welcher ihre Seele ganz beſchäftigte, ſo daß ſie, welche ſonſt das achtſamſte Mädchen war, unverzeihlich viel in der Wirthſchaft verſah. Ihre Mutter ſchalt ſie tüchtig und wurde beſorgt für den Dienſt, den ſie bald antreten ſollte, der Großmutter aber verheimlichte ſie Alles, was ihrem Kinde zum Nachtheil

gereichen konnte: die alte wunderliche Frau war ohnehin ſchon herb genug gegen die arme Anne.

Es war ein eigner Zufall, daß der Adjunct, als er endlich Muße fand, ſeinen Beſuch in dem Roland'ſchen Häuschen zu machen, Niemand zu Hauſe traf, als die Großmutter. Ihre Tochter war auf Arbeit gegangen, Karl auf dem See, Anne hatte für die Gutsherrſchaft eine Beſtellung in einem benachbarten Dorfe zu machen.

Die alte Frau ſaß am Fenſter, hatte ihre mit Schieferpapier verſehene Schreibtafel, in welcher ſie ſeit langen Jahren ihre haushälteriſchen Notizen zu machen pflegte, in der Hand und ſchien emſig zu rechnen, als ſie durch die trüben Scheiben den ankommenden Geiſtlichen bemerkte. Schnell ſteckte ſie die Schreibtafel in die Taſche und brachte daraus den kleinen Spiegel zum Vorſchein, mit deſſen Hülfe ſie ihren Scheitel glättete und die Haube etwas mehr in das Geſicht zog. Es klopfte und der Adjunct trat ein.

Sie hatte ihn ſeit drei Jahren nicht geſehen, jedenfalls hatte er ſich ſehr zu ſeinem Vortheil verändert.

„Seien Sie gegrüßt, liebe Madame Schramm," ſagte er mit Herzlichkeit. „Ich freue mich, Sie endlich einmal wieder zu ſehen."

„Ich danke Ihnen, Herr Schrader, oder — Herr Magiſter, nicht ſo? Als ich das letzte Mal die Ehre hatte, waren noch ſchlechte Ausſichten für Sie, es hat ſich aber Alles gemacht, wie ich ſehe. Man muß nur d'rauf zu laufen verſtehen."

„Sie thun mir ſehr Unrecht, liebe Madame Schramm. Die Kunſt, welche Sie andeuten, habe ich nie verſtanden. Mein unverdientes Glück verdanke ich einzig und allein Ihnen."

„Mir?! — Wie so?“ rief die Schramm erstaunt.

„Sie haben meiner so rühmlich gegen den Herrn Kammerherrn gedacht, daß er nach genommener Rücksprache mit meinem Lehrer und Wohlthäter keinen Anstand nahm, mich hieher zu berufen.“

„Was Sie da sagen, kann sein — ich weiß aber nichts mehr davon. Ich weiß aber, daß Sie meinem guten Herrn durch Ihre Gespräche wunderliche Dinge in den Kopf gesetzt haben, und begreife nicht, wie ich Sie deswegen gelobt haben sollte. Sie ließen sich dann bei uns nicht mehr sehen, ich aber hatte den Schaden davon. Wenn Sie hier den Leuten auch solche Geschichten predigen —“

„O meine verehrte Gönnerin, wie sehr mißverstehen wir uns! Ich hatte das seltene Glück, Zutritt im Hause Ihres Herrn Principals gewonnen zu haben, die zufällige Begegnung auf dem Eise, wo ich Gelegenheit fand, einen kleinen, viel zu hoch angeschlagenen Dienst zu erweisen, war meine einzige Empfehlung, Ihre Güte, als Sie hörten, daß ich aus dem Orte, wo Ihre Tochter lebte, daß ich ein Jugendfreund Ihres braven Enkels sei, verschaffte mir dann einen festen Ankergrund.“

„Und zum Danke verdrehten Sie meinem Herrn den Kopf!“ rief die Schramm.

„Wie können Sie mir einen so ungerechten Vorwurf machen! Wenn wir unsere Ideen austauschten über das, was Noth ist in dieser schlimmen Zeit, wo die Gefahr immer schwärzer und drohender anrückt —“

„Ach dummes Zeug! Nehmen Sie's nicht übel, Herr Magister. Ich bin jetzt fünf und sechzig Jahr alt, aber schon als

kleines Mädel, wie ich's kaum verſtehen konnte, hörte ich von ſchlimmen Zeiten reden, und das iſt ſo fortgegangen bis auf den heutigen Tag. Das reden die Leute ſo hin."

„Ich wünſche Ihnen nicht, daß Sie die unausbleibliche Kataſtrophe erleben," ſagte der Adjunct feierlich.

„Was für'n Ding? Ich wünſche noch viel zu erleben, und wenn mir ſonſt nichts Gewaltſames zuſtößt, Herr Magiſter, denk' ich auch, daß ich es ſo hoch wie meine Mutter bringen werde, die war mit dem alten Fritz auf einen Tag geboren und ſtarb Anno Neunundneunzig. Ich habe in meinem ganzen Leben noch keinen Arzt gebraucht und auch keinen —" Das Schlußwort murmelte ſie unverſtändlich, aber der Candidat errieth ſeinen Sinn.

„Ich kann Ihnen dazu nur Glück wünſchen, denn wenn Sie keinen Arzt gebraucht haben, waren Sie ſtets geſund, und wenn Sie niemals das Bedürfniß geiſtlichen Zuſpruchs fühlten, waren Sie nie unglücklich."

„Der könnte mir im Unglück auch was Rechtes helfen!" verſetzte die Alte. „Helfen muß ſich der Menſch überhaupt ſelbſt, der liebe Gott hätte viel zu thun, als ſich um unſere Lappalien zu bekümmern. — Warum blieben Sie denn auf einmal weg, ohne allen Grund?"

„Glauben Sie wirklich, daß es ohne allen Grund geſchehen iſt?" entgegnete Schrader ſanft. „Wollen Sie den Grund wiſſen, liebe Madame Schramm? Ich glaube, daß ich zu Ihnen darüber reden darf, denn Sie ſind eine ſo treue Freundin Ihres Principals —"

„Was Principal! So nennen die Ladenjungfern ihre Kaufleute. Der Baron von Arnefeld iſt mein Herr!"

„Nun, wie Sie wollen. Ihr Herr also! Es wird Ihnen nicht entgangen sein, daß Herr von Arnefeld eine wahrhaft väterliche Zuneigung zu mir faßte —"

„Ich hab's gesehen!" versetzte die Schramm mürrisch.

„Das aber wissen Sie nicht, daß er mir ein überreiches Legat zugedacht hat —"

„Legat?" fragte die Alte und es zuckte wie ein Blitz über ihr bitterbös verzogenes Gesicht.

„Ein überreiches Vermächtniß als Antheil an seiner Erbschaft! Deshalb bin ich ausgeblieben, deshalb habe ich seine Freundschaft verscherzt und damit auch das Legat. Nun lachen Sie mich aus, Madame Schramm."

Ein helles Lächeln ging in dem Antlitze der Großmutter auf. „Erst muß ich's glauben!" sagte sie.

„Glauben steht freilich in jedes Menschen innerer Welt —" erwiederte der Geistliche. „Glauben läßt sich nicht erzwingen, darum ist es thöricht, es auch nur versuchen zu wollen, das gilt ebenfalls in irdischen Dingen. Ich muß es mir gefallen lassen, wenn Sie diesen Grund meines Benehmens in Zweifel ziehen, aber die Thatsache steht fest, daß ich nun das mir zugedachte Vermächtniß nicht erhalte."

„Sie erhalten es nicht?" versetzte die Alte immer freundlicher. „Aber was brachte Sie dazu, daß Sie einen Vortheil, wo Andere mit allen zehn Fingern zugreifen würden, nicht haben wollen?"

„Das, meine liebe Madame Schramm, liegt nun in meinen Ansichten," erwiederte Schrader. „Es würde zu weit führen, wenn ich sie Ihnen entwickeln wollte."

„Brauchen gar nicht zu wickeln," ſagte ſie lachend, „nur in vernünftigem Deutſch zu reden, ſo viel verſteh' ich ſchon."

„Sie verſtehen mich, das ſehe ich Ihnen an, auch ohne viele Worte. In einem falſchen Lichte zu erſcheinen, wäre für mich und meine Zukunft" — hier hob der junge Mann ſeinen ſonſt demüthig geneigten Nacken, und von der ſtolz aufgerichteten Stirn fielen die Locken zu beiden Seiten zurück, während in ſeinem Auge ein mächtiger Strahl aufloderte — „für meine künftige Stellung, meine ich," fuhr er ſich gleich wieder beherrſchend fort, „wäre es ein großes Unglück, wenn ich in dem Lichte eines Erbſchleichers erſchiene!"

„Sie haben Recht, ſehr Recht, ſind ein gewiſſenhafter Mann, aber Tauſende an Ihrer Stelle hätten die Leute reden laſſen und ſich wohl dabei befunden. Es macht Ihnen alle Ehre, daß Sie redlicher denken, und wenn ich Ihnen Unrecht gethan habe, ſo bitte ich es Ihnen ab."

„Sprechen Sie doch nicht ſo. Ich bin Ihnen, wie ſchon geſagt, den größten Dank ſchuldig. Der Wirkungskreis, der ſich mir hier geöffnet hat, iſt mir ſo wichtig, wie Sie in Ihrer Beſcheidenheit wohl nicht ahnen."

„Es thut mir recht leid, daß ich am Sonntage Sie nicht habe predigen hören — wenn ich meinem Herrn nicht verſprochen hätte, Sonnabend wieder bei ihm zu ſein, hätte ich wohl Luſt, noch expreß länger zu bleiben."

„Sie beſchämen mich. Was würden Sie hören! Ein Ringen nach Worten, um den großen Gedanken, die nicht mein Eigenthum, ſondern ein Gemeingut höherer Geiſter ſind, als ich bin, den paſſenden Ausdruck zu verleihen — ein bloßes Ringen, verſichere ich Ihnen, noch lange kein Erfolg."

„Ich kann auch gar nicht hier bleiben," erwiederte die Alte, welche ſich keine Mühe gab, den Sinn dieſer Rede zu faſſen. „Was ich verſprochen habe, halte ich, und wenn es mir an's Leben ginge!" Ihr mochte bei dieſer Betheuerung auch mehr vorſchweben, als dieſer nächſte Anlaß dazu, denn ſie blickte mit einer ſo heftigen Geberde auf, daß der Adjunct ſie befremdet anſah.

Ein Bote des Pfarrers rief ihn bald darauf ab, der alte Herr hatte ſich plötzlich entſchloſſen, nach Rackwitz zum Oberſten von Haug zu fahren, und ließ den Adjunct einladen, ihn zu begleiten.

5.

Stürmiſche Tage folgten auf das heitere Sommerwetter, das mit angenehmer Wärme, ohne drückend heiß zu ſein, mehrere Wochen angehalten hatte. Faſt täglich zogen Gewitter herauf, oft aus entgegengeſetzten Richtungen zwei zugleich, welche dann eine geraume Weile mit furchtbaren Schlägen kämpfend über dem See ſtanden und ſeine ſonſt ſo klare Fluth mit Regengüſſen peitſchten, daß ſie mißfarbig in hohen Wellen mit ſchäumendem Kamm an das hohe Ufer brandete und es noch mehr unterwuſch. Dieſe Naturſcenen hatten eine ſchauerliche Romantik, und ſelbſt Laura Arnefeld, deren Gemüth die romantiſche Richtung anderer Seelen eher mit unerbittlichem Spott verfolgte, konnte Stunden lang an der Glasthüre des Salons

ſtehen und dem Kampf der Elemente zuſchauen. Angenehmer von hier aus, unter dem ſichern Dach, welches ein doppelter Wetterableiter ſchützte, war das freilich, als mitten in dieſem Aufruhr ſelbſt kämpfen zu müſſen für ſein Leben, wie es manchem kleinen Fahrzeug erging, das von einem ſo plötzlich losbrechenden Unwetter auf dem See überraſcht wurde.

„Iſt Dein Fernrohr zur Hand, Papa?“ rief Laura, welche ein ſolches, trotz der Entfernung, mit ihren ſcharfen Augen wahrnahm. „Schnell! Ich bitte Dich!“

„Was willſt Du ſehen, mein Kind?“ fragte die Mutter, welche in ihrem Fauteuil ſaß, von dem Gewitter in all' ihren Nerven zitternd. „Laß doch den Vorwitz — ſetze Dich zu mir.“

Der Vater hatte ſein Fernrohr, das zu anderweitigen Tubusbeluſtigungen ſeinen beſtimmten Platz (zur Hand) hatte, dem ungeduldigen Mädchen gereicht, das der Mutter erſt Antwort gab, nachdem es den Gegenſtand ſeiner Forſchung durch die Gläſer richtig gefaßt. — „Wahrhaftig! Ein Kahn mit Menſchen auf dem See, eine wahre Nußſchale auf- und niedertanzend in dieſem furchtbaren Wetter!“

„Die Armen!“ ſagte die Mutter ſeufzend. „Aber auch welche Unvorſichtigkeit, ſich in ſolche Gefahr zu wagen!“

„Das Volk riskirt dabei nichts,“ verſetzte der Vater, welcher neben Laura getreten war. „Was kann ihm paſſiren? Höchſtens ſchlägt einmal der Kahn um, dann ſchwimmen ſie, wie die Enten. Ich dächte, Sie hätten das kürzlich erlebt, meine Damen — gewiß die angenehmſte Reminiſcenz des Sommers.“

„Was ſiehſt Du, mein Kind?“ fragte Frau von Arnefeld, ohne auf ſeine Neckerei einzugehen.

Ein flammender Blitzſtrahl, welcher dicht vor dem Fenſter

niederzuſchlagen ſchien und Alles in weißes, blendendes Licht kleidete, gedankenſchnell darauf ein ſchmetternder Donnerſchlag — laut auf ſchrieen die beiden Frauen, und von dem Fenſter zurück bebte erſchrocken Arnefeld. Laura hatte zuerſt die Beſinnung wiedergefunden, ſie hob ſchnell das Fernrohr, das ihr mit dem wie gelähmten Arme herabgeſunken war, vor das Auge zurück — das kleine Fahrzeug, nach dem ſie ſpähte, war nicht mehr zu ſehen. Menſchen liefen im Hauſe zuſammen, Herr von Arnefeld eilte hinaus, um zu erfahren, ob es in der Nähe, vielleicht gar im Dorfe eingeſchlagen habe, Laura mußte ſich um ihre Mutter bemühen, welche faſt ohnmächtig in ihrem Lehnſtuhle lag. Das Herz des Mädchens ſtürmte in großer, ängſtlicher Bewegung.

„Ihr könnt ganz ruhig ſein," ſagte der zurückkehrende Vater. „Es iſt ein kalter Schlag geweſen, der in's Waſſer gegangen iſt."

„In's Waſſer?" rief Laura. „Und die unglücklichen Menſchen, welche wir ſo eben in dem Kahne ſahen, von dem keine Spur mehr zu finden iſt?"

„Ja, wer kann's wiſſen!" erwiederte der Vater achſelzuckend.

„Aber wirſt Du nicht hinunterſchicken zum See, ihnen Beiſtand leiſten, wenn ſie ihn bedürfen?"

„In dem Höllenwetter? Man jagt keinen Hund hinaus!" verſetzte Arnefeld. Nach dem Schlage hatte ſich allerdings die Wuth des Gewitters in einem gewaltigen Platzregen ergoſſen, welcher ſeine Fluthen rauſchend niederſtrömte, ſo daß ſchon alle Terraſſen des Parks wie Cascaden anzuſehen waren.

„Aber wo Menſchenleben auf dem Spiele ſtehen," rief

Laura unwillig, „kann doch ein Bischen Naßwerden nicht in Anschlag kommen! Erlaube mir, selbst Anstalten zu treffen!“

Ihre Entschlossenheit, welche der Vater kannte, veranlaßte diesen, daß er sich doch bequemte, wenigstens Erkundigung einziehen zu lassen. Es waren ohnehin schon Leute aus eignem Antriebe zum See hinabgelaufen, um zu sehen, ob der sogenannte kalte Schlag wirklich in das Wasser gegangen sei oder anderwärts Schaden angerichtet habe. Nach einiger Zeit kam die Nachricht, daß sich nichts entdecken lasse, ein Kahn sei auf dem ganzen See, so weit man ihn übersehen könne, nicht zu bemerken.

Und doch war unläugbar in dem Momente, wo der Blitzstrahl niederflammte, gerade in der Aussicht vom Hause ein Fahrzeug wahrgenommen worden! Welches Schicksal hatte dasselbe betroffen? Wenn es verunglückt wäre, so hätte man es doch wenigstens leer treiben sehen — ganz gesunken konnte ein so leichter Kahn doch nicht sein. Laura hatte durchaus die Menschen, welche darin gesessen hatten, in dieser Entfernung selbst durch ihr gutes Fernrohr nicht erkannt, ein Mann und eine Frau waren es gewesen — welche Unruhe erfaßte sie denn und trieb sie zu einer bestimmten Idee? War der Einfluß der wilden Romantik, welche in jedem Kampf der Elemente liegt, noch immer nicht vorüber? Und hatte das ironische Spiel, welches Laura seit jenem Tage ihrer Lebensrettung mit dem natürlichen Gefühle auf der Dankbarkeit getrieben hatte, eine ganz andere Wirkung geübt, als welche sie selbst damit beabsichtigte?

„Wenn das Wetter nachgelassen hat, Mama,“ sagte sie zu der Mutter, welche sich hinlänglich erholt hatte, um ihren Worten zugänglich zu sein, „sollten wir nach Sielitz hinüber-

ſchicken und uns erkundigen laſſen, ob von den Schiffern Jemand verunglückt iſt."

„Du biſt mein edles, rein menſchlich fühlendes Kind," erwiederte Frau von Arnefeld. „Pflege und hüte das Gefühl, dieſe Himmelsknoſpe Deines jungen Herzens. Es iſt wohl nur darum ſo namenloſes Weh und Elend in der Welt, weil das Gefühl immer mehr daraus verſchwindet — und die Herzloſigkeit überall ihren kalten ſtolzen Thron aufſchlägt. Um ſo höher ſteht mir das Streben des jungen vortrefflichen Geiſtlichen, welchen wir vor einigen Tagen gehört haben, dem Gefühle wieder zu ſeinem alten Rechte zu verhelfen. Nur eine Reaction vom Verſtande zum Gefühl kann die ſogenannte ſociale Frage löſen."

„Da haben wir einen neuen und originellen Vorſchlag," rief Arnefeld. „Der Verſtand hat ſich bis jetzt vergebens erſchöpft, dieſe Frage zu löſen — nun ſoll das Gefühl an die Reihe kommen, ſich zu blamiren. Ich möchte zuerſt wiſſen, was iſt dieſe ſogenannte ſociale Frage, mit der ſich alſo, wie ich zu meiner großen Ueberraſchung vernehme, auch meine Frau Gemahlin beſchäftigt. Sage mir gütigſt Deine Anſicht, Emilie."

„Die ſociale Frage, das heißt die Frage nach den Zuſtänden der menſchlichen Geſellſchaft, habe ich mir ſagen laſſen. Mir aber gilt dafür die Sorge um das beweinenswerthe Loos ſo vieler Millionen, die ein kümmerliches Daſein in Armuth und Noth dahinſchleppen müſſen."

„Thut mir auch ſehr leid — nur glaube ich, die Sache wird, wie Alles heut zu Tage, ſehr übertrieben. Dieſer Noth willſt Du alſo durch das Gefühl abhelfen. Mehr Almoſen,

Suppenvereine, Unterſtützungsanſtalten, nicht wahr? Ich dächte, es geſchähe in dieſen Artikeln ſchon ſo viel —"

„Auf dieſem materiellen Wege allein ſuche ich die Rettung nicht. Ich meine keineswegs das Gefühl blos der Geber, das mehr geweckt werden ſoll, ſondern auch das der Empfänger, das dem Stumpfſinn entriſſen werden muß, ſo wie überhaupt, verſteht mich, in der ganzen Menſchheit, ſie mag leidend ſein oder nicht, ſie mag helfen oder der Hülfe bedürfen oder Keins von Beiden — das Gefühl in ſeiner edelſten Bedeutung — ich meine, das Gefühl -- es iſt noch im Ganzen eigentlich mehr Idee in mir — das Gefühl, ſage ich, könnte wie ein neuer Heiland in die Welt Rettung bringen. Doch Du biſt impertinent, Arnefeld, und eh' nicht Deine Selbſtſucht gebrochen iſt, wirſt Du mich nicht verſtehen."

Der Gemahl hatte allerdings bei der Auseinanderſetzung ſeiner Gattin ein Geſicht angenommen, deſſen Lächeln ſie mit vollem Rechte impertinent hieß; er ſuchte ſie durch eine Artigkeit zu beſchwichtigen, und Laura, welche unterdeſſen ihren eigenen Gedanken nachgehangen hatte, kam auf ihren Vorſchlag zurück, ſich über den muthmaßlich verunglückten Schiffer Gewißheit zu verſchaffen, und lenkte daher das in die Luft zerflatterte Geſpräch wieder auf praktiſchen feſten Boden.

„Du fürchteſt wohl, es könne Dein Barcarol ſein?" ſagte der Vater und jagte dadurch eine leichte Röthe des Unwillens, der ſich noch ſtärker in ihrem ſtolzen Blicke ausſprach, auf Laura's Wangen.

„Ich fürchte, daß ein Menſch verunglückt iſt — und es würde mir natürlich nah gehen, wenn es mein Lebensretter geweſen wäre. Der junge Roland —"

„Roland?“ rief der Vater aufmerkſam. „Wer heißt Roland?“

„Der Schiffer, welcher die Mutter und mich aus der Lebensgefahr, die ich muthwillig herbeigeführt, gerettet und den Lohn dafür, wie ich höre, ausgeſchlagen hat,“ ſagte Laura mit einer ſehr entſchiedenen Haltung, als ſei ſie weit entfernt, ſich dem Vater gegenüber etwas zu vergeben.

„Der heißt Roland?“ rief Arnefeld. „Orlando? Gewiß der vom Grafen Bojardo: Orlando innamorato! Er taugt zwar weniger, als der Furioſo von Arioſt, aber ſoviel ich Deinen Innamorato kenne, hat er auch Anlage zum Furioſo. Glückliches Mädchen!“

„Dein Spott iſt ſehr übel angebracht, Papa,“ erwiederte ſie gereizt.

„Aber das iſt ein ſonderbares Zuſammentreffen!“ fuhr der Vater fort. „Ihr wißt, meine alte Amme war vor einigen Tagen hier, um ihrer Zärtlichkeit für mich wieder einmal freien Lauf zu laſſen, ſie ſagte mir, daß ihre Tochter drüben in Sielitz an einen Schiffer Roland verheirathet geweſen ſei — vielleicht iſt dieſer Corſar ihr Enkel. Aber es giebt wohl mehr des Namens in dem Schifferdorfe.“

„Davon wirſt Du Dich bald überzeugen, wenn Du Dein Vorhaben ausführſt,“ ſagte Laura.

„Welches Vorhaben? — Du biſt eine ſchlaue Diplomatin: ich ſoll am Ende ſelbſt Deine Transactionen mit dem raſenden Roland übernehmen! O pescator dell'onda —“ ſetzte er ſingend hinzu.

„Du biſt ſo abſcheulich, wie Dein Italieniſch!“ ſagte Frau von Arnefeld. Laura hatte ſich, ohne ein Wort zu erwiedern, an ihre Arbeit geſetzt und verließ bald darauf das Zimmer.

Als die beiden Gatten allein waren, machte die Dame ihrem Gemahl ernſtliche Vorwürfe über ſeine ſtete Wiederaufnahme dieſer verdrießlichen Geſchichte, beſonders über die Frivolität, mit welcher er ſie behandelte. Er nahm ihr Schelten mit einer komiſch zerknirſchten Miene an, und wer das Paar zuſammen ſah, die ältliche Dame, welche im Hauskleide noch viel älter ausſah, als ſie eigentlich war, und den noch in voller Friſche ſtrotzenden Mann, der konnte Beide wohl für Mutter und Sohn halten.

„Du haſt Dir ſchon Laura's Liebe verſcherzt, Du wirſt Dich auch noch um ihre Achtung bringen," ſchloß ſie ihre Strafpredigt, indem ſie die Thränen, welche ihren Augen während derſelben reichlich entſtrömt waren, mit dem parfümirten Schnupftuche trocknete.

„Geliebte Emilie," erwiederte er lächelnd, „glaube mir, daß ich mir Laura's Achtung nur erhalte, indem ich ſie zwinge, vor meinem Geiſte oder Witze oder wenigſtens, wenn Du mir Beides nicht zugeſtehſt, vor meiner ſcharfen Zunge Reſpect zu haben. Liebe hat Laura nie empfunden und kann ſie auch gar nicht empfinden. Ich kann Dir nicht helfen, einzige Emilie, auch gegen Dich nicht — denn womit liebt man? Mit dem Herzen! verſteht ſich. Sie hat aber nur einen Kopf, oder vielmehr zwei!"

„Schändlich! Dein eigenes Kind!" rief ſeine Gattin entrüſtet.

„Wer kann wieder die Natur und ihre Gaben! Ueberdem vermißt ſie nichts, ſo lange ſie Dich zur Seite hat. Ihr Zwei repräſentirt zuſammengenommen zwei vollſtändige weibliche

Weſen, Laura hat zwei Köpfe und kein Herz, Du haſt zwei Herzen — —"

„Und keinen Kopf?" rief ſie noch mehr aufgebracht.

„Das habe ich nicht geſagt!" verwahrte er ſich. „Sei nicht böſe, theure Emilie. Du nimmſt Alles zu ſchwerfällig. Mein Gott! Wir ſind ganz glücklich, unſerm Daſein fehlt nichts als die Stabilität im Alter, ein wenig Verjüngung könnte uns Beiden nicht ſchaden, ſonſt aber ſind wir ganz ſorgenfrei, und wenn einſt, was doch nicht mehr lange dauern kann, das koloſſale Vermögen meines Alten dazukommt —"

„O pfui, Arneſeld!" unterbrach ſie ihn.

„Nichts pfui! Es fällt mir nicht ein, auf meines Vaters Tod zu ſpeculiren, im Gegentheile wünſche ich, daß er noch zehn Jahre Hengſte reiten und ſich der unvergleichlichen Pflege ſeiner getreuen Louiſe erfreuen kann, aber nach dem Laufe der Natur iſt das kaum ſo lange noch möglich, und die Art und Weiſe, wie wir aus einander gekommen ſind, läßt doch eine große Betrübniß von meiner Seite nicht zu. Ich werde alſo das grandioſe Vermögen dankbar acceptiren, und dann, Emilie, wollen wir hier ein Leben führen, daß kein Wunſch mehr übrig bleibt — als, wie geſagt, der nach der bewußten Salbe aus dem Muſäus'ſchen Mährchen. Du entſinnſt Dich doch der alten Dame, die in ihrem Verjüngungseifer etwas zu viel nahm und darüber —"

„Ich habe kein Gedächtniß für Leſefrüchte Deines Geſchmacks!" erwiederte ſie.

Der Regen hatte unterdeſſen aufgehört, und ein rother, feuriger Sonnenblick funkelte plötzlich durch die vom Sturme, der ſich wieder erhob, zerriſſenen Wolken. Wunderſchön ſah die

Landſchaft in dieſer Abendbeleuchtung aus. Der Gutsherr öffnete beide Flügelthüren des Salons, um die friſche Luft einzulaſſen, und trat hinaus auf die Freitreppe. Vom Ufer her kam eben einer ſeiner Diener in großer Eile. Er brachte die Nachricht, daß doch Menſchen auf dem Waſſer verunglückt ſeien, der ganze See bedecke ſich ſchon von drüben her mit Kähnen, um wenigſtens ihre Leichen zu ſuchen. Mit großem Mißbehagen hörte es Arnefeld. „Haſt Du die Leute nach dem Namen gefragt?“

„Sie wußten es unten nicht. Die Sielitzer werden es wohl wiſſen — es iſt viel Geſchrei auf dem Waſſer, aber ſie ſind noch zu weit, um ſie zu fragen.“

„So geh' wieder hin und bringe Beſcheid,“ ſagte Arnefeld verſtimmt, und zu ſeiner ängſtlich aufgeregten Gattin ſich wendend: „Wie kann auch das Volk, das doch alle Wetterzeichen kennt, ſich in Gefahr begeben! Es iſt ihre eigne Schuld, wenn ſie darin umkommen. Auf Laura bei ihrer vorgefaßten Idee wird es einen ſehr übeln Eindruck machen — wenn man nur erſt Gewißheit hätte!“ Er war ſelbſt in eine große Unruhe gerathen, welche ſich noch ſteigerte, als Laura mit Hut und Mantille, auffallend blaß, in das Zimmer trat.

„Kind, wohin?“ fragte die Mutter. Beſorgt näherte ſich ihr auch der Vater.

„Ich will ſehen, was ſich unten begiebt,“ ſagte ſie ernſt. Von ihrem Fenſter aus hatte ſie die Bewegung auf dem See bemerkt, welche ein geſchehenes Unglück unzweifelhaft machte. Sie ließ ſich auch gar nicht darauf ein, den Verſuch, ſie von dem Gange durch kleinliche Rückſichten abzuhalten, durch viele Worte zu widerlegen, ſondern eilte hinaus, mit flüchtigen

Schritten die Freitreppe hinab und in den Seitenpfad, welcher über die Terraſſe nach dem Seeufer führte.

Hier fand ſie viele Menſchen aus dem Dorfe verſammelt, welche mit ängſtlicher Aufmerkſamkeit die Verſuche der vielen Kähne, die ſich in der Mitte des Sees hielten, beobachteten. Sie hörte, daß der Blitz in einen Nachen oder dicht daneben eingeſchlagen habe, ſo daß dieſer umgeſtürzt und erſt vor Kurzem wieder zum Vorſchein gekommen ſei, zwei Menſchen ſeien dabei um das Leben gekommen, noch habe man ſie nicht gefunden, es ſei ein Mann und eine Frau geweſen, das konnten Mehrere behaupten, Laura fragte aber vergeblich nach ihren Namen, es hatte ſie Niemand erkannt.

Schärfer blickte ſie hinaus, dort ſchoß ein neuer Kahn pfeilſchnell zwiſchen die übrigen hinein, von einem einzigen Schiffer wurde er gerudert, aber mit ſolcher Kraft und Gewandtheit, daß die Dorfleute ihn laut bewunderten. Laura wandte ſich plötzlich ab und trat den Rückweg nach dem Schloſſe an, ſie wußte nun, daß ihre Beſorgniß ungegründet geweſen war, wie tiefes Mitleid ſie auch mit den ihr Unbekannten hatte, welche das Unglück betroffen hatte. Oben hütete ſie ſich aber, etwas von ihrer Entdeckung zu ſagen, ſie brachte nur die Mittheilung, welche ihr am See geworden war und bald durch die zurückkommenden Diener noch genauer beſtätigt wurde. Die Schiffer hatten endlich mit ihren Rudern und Haken die Verunglückten gefunden, alle Rettungsverſuche mußten aber zu ſpät ſein. Man hörte nun auch die Namen: der Mann war der Verſorger einer zahlreichen Familie geweſen, die Frau deſſen Schweſter, welche ebenfalls ein ganzes Hausweſen erhalten hatte.

„Hier müſſen wir gleich etwas thun!“ ſagte Arnefeld ergriffen. „Schicke hinüber, Laura, ſchicke eine Summe Geld hinüber, ich gebe Dir den Schlüſſel und überlaſſe Dir, wieviel Du ſchicken willſt. Mir ſelbſt ſind ſolche Dinge zu ſchrecklich, ich kann mich nicht damit befaſſen und bin froh, wenn ich ſie vergeſſen habe.“

Laura erwiederte, daß in dieſem erſten Moment, wo die Größe eines unerſetzlichen Verluſtes alle andern Gedanken trübe, eine materielle Hülfe nur wenig gewürdigt werde, doch verſicherte ſie ſich gleich der Mittel dazu, weil ſie von einer ruhigern Stimmung des Vaters wohl eine Schmälerung derſelben befürchten mochte. Die Mutter hatte ſich, von dem erſchütternden Vorfalle ganz krank, zu Bett begeben, und auch Laura zog ſich früher als ſonſt in ihr Zimmer zurück.

Hier aber ging ſie ſchonungslos mit ſich in's Gericht. Wenn etwas fähig war, den Keim eines phantaſtiſchen Gefühls, das ſich trotz aller Schärfe der Selbſtverſpottung immer wieder regte und zu wachſen drohte, noch, da es Zeit war, bis zur letzten Faſer auszurotten, ſo war es das Bewußtſein, das Geſtändniß der Schwäche, das ſich Laura heut ablegen mußte. Sie zwang ſich dazu, vor ihrem eigenen Gewiſſen zu bekennen, daß ſie gezittert hatte in dem durch nichts gerechtfertigten Gedanken, der junge Roland könne der Verunglückte ſein, daß ſie, als ihr Blick in dem letzten herbeifliegenden Kahne ihn erkannt hatte, eine helle Freude gefühlt, eine Beruhigung, ja eine volle Gleichgültigkeit gegen das Schickſal der wirklichen Opfer. Sie hatte ſich gar nicht mehr darum gekümmert! Welches Unglück wäre es denn geweſen, wenn er ertrunken wäre! Eine Mutter hätte vielleicht um ihn geweint, höchſtens — ſprich es nur aus,

ſtolze Dame! — höchſtens ein bäuriſches Liebchen, und wenn auch dies Leid mehr oder minder ſchwer getragen würde, zu ihm hätte ſich nicht das Geſpenſt der Noth und des Mangels geſellt, wie dort, wo der Ernährer ſeinen zahlreichen Kindern entriſſen war. Auf Laura's Wangen brannte die Röthe der Scham, ſie fühlte jetzt eher eine Abneigung, als eine Schwäche gegen den Menſchen, der ſie, wenn auch unſchuldig, ſo weit in Anſpruch genommen hatte, daß ſie an ſich ſelbſt irre werden mußte — jetzt fühlte ſie ſich vollſtändig wieder frei.

Am andern Morgen ſchickte ſie einen Boten nach Sielitz und ließ ſich erſt vorſichtig bei Rheinbergs nach allen Verhältniſſen erkundigen: ihr Vater hatte, nach einem kleinen Schreck über die Summe, die ſie genommen hatte, die ganze Sache vollſtändig in ihre Hand gelegt, als ſeiner „Grand' Aumonière.“ Von Sielitz kam die Beſtätigung deſſen zurück, was ſie geſtern ſchon gehört hatte, ja ſie lautete eigentlich noch viel trauriger. Die Noth und Armuth hatte in der ganzen Gegend ſeit einigen Jahren auf erſchreckende Weiſe zugenommen, aber in Sielitz ſchien ſie, beſonders unter dem Schiffervolke, recht eigentlich ihren Sitz aufgeſchlagen zu haben: Rheinbergs befanden ſich ſelbſt nicht in der Lage, hierbei viel thun zu können. Was iſt überhaupt dagegen zu thun? Auch Laura war jetzt zu dieſer Weltfrage gekommen.

Unter andern Umſtänden — noch geſtern! — wäre ſie auf jeden Fall ſelbſt nach Sielitz gefahren, denn geſtern hatte ſie noch des Vaters Neckerei im guten Glauben an ſich ſtolz zurückgewieſen, heut verwarf ſie ſogar den Gedanken daran. Es koſtete ſie viel, ſich das wohlthätige Gefühl zu verſagen, mit eigner Hand die Thränen des Grams wenigſtens über äußere Dinge

trocknen zu können, aber ſie war zu dem Opfer entſchloſſen. Durch Rheinbergs, an welche ſie vorerſt nur einen Theil des zu verwendenden Geldes ſchickte, ließ ſie den Familien ihre Hülfe zukommen — ein Billet der jüngſten Rheinberg ſchilderte ihr in den wärmſten Farben das Entzücken und die Dankbarkeit derſelben. „Aber wunderbar blieb es für mich," ſchloß der Brief, „wie die Freude über das Geld ſofort allen Gram über den Verluſt des Vaters zu beſiegen ſchien. Laſſen Sie uns zur Ehre dieſer Menſchen hoffen, daß es nur momentan geweſen iſt!"

„Glaube das nicht, Kind!" ſagte Herr von Arnefeld, welcher das Billet, das offen auf Laura's Tiſche lag, geleſen hatte. „Durch Geld tröſtet man bei dieſen Leuten den größten Schmerz. Mein Vater hatte einmal auf der Jagd, bei ſehr ſtrengem Froſt, wo ihm die Finger ſtarr waren, das Unglück, daß ihm das Gewehr, als er eben ein Kupferhütchen aufſetzen wollte, losging —"

„O dieſe ſchreckliche Geſchichte!" rief ſeine Gattin. „Warum rufſt Du ſie in mein Gedächtniß zurück!"

„Nur zum Belege meiner Behauptung. Laura kennt ſie nicht. Ein Bauerjunge ſtand gerade vor ihm, der Schuß traf, er war auf der Stelle todt. Du kannſt Dir das Geſchrei, den Aufruhr denken. Natürlich wurde die ganze Jagd gleich eingeſtellt — und mein Vater, dem das Unglück ſehr zu Herzen ging, ſchenkte den Eltern des erſchoſſenen Knaben dreihundert Thaler. Der Bauer ſagte, nun ſei er glücklich ſein Lebelang und er habe ja noch mehr Kinder; die Nachbarn beneideten ihn förmlich und einer äußerte: „Nein, ſolches Glück! Ich habe ſechs Jungen bei den Treibern gehabt und mir kann's nicht paſſiren."

„Schäme Dich, Arnefeld, ſolche unwürdig erfundene Geſchichten zu wiederholen!“ ſagte die Mutter, während ſich Laura mit empörtem Gefühl abwandte.

„Wenn Du Dich genau erinnern willſt,“ verſetzte Arnefeld, „ſo wirſt Du wiſſen, daß dieſe Geſchichte nicht erfunden iſt!“ — Auch wir, verehrter Leſer, können die Wahrheit derſelben verbürgen, ſo wenig ſie zur Ehre der Betheiligten gereicht.

„Es mag ſein,“ ſagte Laura. „Nur von den herzloſen Männern haſt Du uns Aeußerungen erzählt. Was die Mutter des getödteten Knaben gefühlt — das weißt Du nicht und kannſt es auch wohl nicht ermeſſen.“

„Gutes Kind, wie wahr ſprichſt Du!“ beſtätigte Frau von Arnefeld. „Was Frauenherzen fühlen, können die harten Männer überhaupt weder faſſen, noch ahnen!“

Nachmittags kam ein zweiter Bericht aus Sielitz und zwar durch die geweſene Amme des Herrn von Arnefeld, welche vor ihrer Abreiſe noch einmal erſchien, um ſich von ihrem Lieblinge, wie ſie insgeheim den Mann noch immer nannte, den ſie als Kind an ihrer Bruſt gehabt, zu verabſchieden und Aufträge an ſeinen Vater in Empfang zu nehmen. Diesmal fand ſie die ganze Familie verſammelt. Laura kannte die alte Frau noch nicht, aber ſie betrachtete ſie mit unverkennbarem Antheil. Frau von Arnefeld hatte ſchon eine ganz eigne Haltung angenommen, ſeit ſie gemeldet worden war, aus ihrem ſchmachtenden Ruhen im Lehnſeſſel hatte ſie ſich feſt und ſtraff emporgerichtet und ſah aus, wie ein ſtoßfertiger Vogel. Die alte Dienerin des Arnefeld'ſchen Hauſes war beſcheiden, wie es ihrer Stellung geziemte, eingetreten, hatte ihren Gruß überall angebracht und, was ſie herführte, vorgetragen, ihr

ehrbares Anſehen ſtimmte Laura entſchieden zu ihren Gunſten. Um ſo weniger konnte ſie begreifen, warum ihr Vater eine Anhänglichkeit, wie ſie in der jetzigen Zeit immer ſeltener wird, ſo gleichgültig, faſt abſtoßend aufnahm und die alte Frau mit wenigen Worten abzufertigen ſchien, während die Mutter ſie nicht einmal eines Wortes würdigte, ſondern eher mit feindſeligen Blicken maß. Laura, in ihrer ſelbſtſtändigen Stellung im Hauſe, ließ ſich dadurch nicht abhalten, ſich der Alten, welche ſie intereſſirte, mit größerer Freundlichkeit zu nähern und mit ihr ein Geſpräch anzufangen, deſſen Hauptinhalt natürlich der Großvater ausmachte. Sie hörte von ihren Eltern ſo wenig über ihn, ſie wußte nur, daß ſchon vor längerer Zeit, als ſie noch ein Kind war, ein Zerwürfniß Statt gefunden hatte, dem zufolge Vater und Sohn ganz aus einander gekommen waren. Hier hätte ſie gewiß vollen Aufſchluß erhalten können, ihr raſcher Verſtand war ſchon zu der Annahme gelangt, daß ihre Mutter dieſe Frau wohl für betheiligt an dem unglücklichen Zwieſpalt anſah — aber es ließ ſich kaum hoffen, daß ſie den Schlüſſel zum Verſtändniß gewinnen werde, nachdem ſie ſchon mit mancher directen Frage abgefertigt worden war, und zwar von beiden Eltern abwechſelnd. Sie waren alſo einverſtanden, ſie von aller Mitwiſſenſchaft auszuſchließen.

„Ich hätte Sie nicht wieder erkannt, Louiſe," war das erſte Wort, das Frau von Arnefeld an die Haushälterin ihres Schwiegervaters richtete. „Es iſt freilich beinah zwanzig Jahre her — aber Sie ſind doch ſehr alt geworden."

„Sie haben ſich gar nicht verändert, gnädige Frau," erwiederte die Alte. Es war boshaft von ihr, der Dame, welche vielleicht älter ausſah, als ſie war, zu ſagen, daß ſie ſich in

zwanzig Jahren nicht verändert habe, und Laura, welche das wohl fühlte, konnte ſich nicht enthalten, einen raſchen Blick auf ihre Mutter zu richten, wie ſie das aufnehmen werde, da ſie wußte, daß Frau von Arnefeld in dieſem Punkte ſehr empfindlich war. Zu ihrer Verwunderung ſchien ſie den Stich der Replik nicht gefühlt zu haben.

„Der Kreis meiner Bekannten iſt wohl ziemlich ausgeſt — zerſtreut, meine ich?“

„Natürlich,“ war die Antwort, von einem bedeutſamen Nicken begleitet.

Frau von Arnefeld nannte ein Paar Namen, und hörte den Beſcheid, was aus deren Trägern geworden, ſie war nicht befriedigt und wollte doch nicht mit demjenigen heraus, von dem ſie etwas wiſſen wollte. Ihre Gegnerin — wir bedauern, ſie der Wahrheit gemäß ſo nennen zu müſſen — hätte ſich eher einen Zahn ausziehen laſſen, als die betreffende Kunde. Wenigſtens Herr von Arnefeld hatte dieſen Gedanken, deſſen Einfallsrecht wir ihm auch nicht ſtreitig machen wollen. Er wußte, daß ſeine Gattin den Namen Mörner zu hören wünſchte, aber auch er that ihr den Gefallen nicht, ihr darin hülfreich entgegenzukommen. Endlich gab ſie es ſelbſt auf, denn ſie wußte nur zu gut, daß ſie dabei die Maske der Unbefangenheit nicht feſthalten konnte. Mit einer vornehm gleichgültigen Miene ſchwieg ſie, während Laura die Unterhaltung wieder aufnahm und ſich noch einmal genau nach den Verhältniſſen der beiden armen Familien in Sielitz erkundigte, denen das geſtrige Unglück ihre Verſorger und Stützen entriſſen hatte. Was ſie aber hier hörte, diente dazu, ſie in ihrer Meinung irre zu machen.

„Es iſt ſo arg nicht,“ ſagte die alte Frau. „Viel Kinder

ſind da, das iſt wahr, in beiden Häuſern, aber ſie können ſchon alle arbeiten, und wenn ſich Jedes was verdient, ſo kommt mehr zuſammen, als ſie eigentlich brauchen. Sehen Sie, meine gnädige Herrſchaft, mit Geld thut man den Leuten nicht einmal viel Gutes. Natürlich kleine Gaben, das iſt etwas Anderes, das kann, wenn gerade Noth iſt, helfen. Aber wenn man dieſe Sorte mit Geld überſchwemmen wollte, es wäre wahrhaftig kein Glück für ſie. Sie müſſen arbeiten, dazu ſind ſie einmal da."

Die Alte war ſchon wieder auf das Thema gekommen, das bei ihr, wie eine Art von fixer Idee, ſtets durchbrach und ſie dem Anſchein nach förmlich ängſtigte, als könne wirklich einmal ein Goldſtrom des Ueberfluſſes die Region, aus der ſie ſelbſt herſtammte, überfluthen. Bei Herrn von Arnefeld fand ſie Beifall.

„Arbeiten! Der Meinung bin ich auch — Du biſt ein kluges Frauenzimmer, Louiſe," ſagte er. „Es gäbe doch kein größeres Unglück für die Welt, als wenn durch irgend ein Wunder die arbeitende Klaſſe plötzlich in eine Lage käme, daß ſie gar nicht mehr zu arbeiten *brauchte*! Kannſt Du dieſen grandioſen Gedanken faſſen, Laura? Was ſagt Deine grenzenloſe Freigebigkeit dazu?"

„Ich befaſſe mich nicht mit Unmöglichkeiten, Papa," erwiederte ſie. „Aber für unmöglich halte ich einen Zuſtand nicht, in welchem der Menſch nicht über das Maß ſeiner Kräfte *hinaus* zu arbeiten braucht, um ſeine Exiſtenz zu ſichern."

„Du biſt alſo doch wenigſtens für die Arbeit!" ſagte der Vater lachend.

„Ganz gewiß! Nur muß ſie Erfolg haben — den hat ſie jetzt nicht.“

„Halten zu Gnaden,“ warf die alte Frau, welche an der Thüre ſaß, mit einer gewiſſen Haſt ein, „ſie hat ſchon Erfolg, wenn ſie beim rechten Ende angegriffen wird.“

Dem Herrn von Arnefeld war aber dieſer Gegenſtand, wenn er zu ernſt behandelt wurde, ſtörend und er ſchnitt ihn daher kurz ab. Sie waren ja im Ganzen einig, nur vergaßen ſie das Eine, das Noth thut, wenn die Arbeit gedeihen ſoll. Das vergeſſen eben auch die, welche es zunächſt betrifft.

Ehe die geweſene Amme ſich empfahl, fragte ſie noch einmal, ob ſie nicht vielleicht einen Brief an ihren Herrn mitbekommen werde. Arnefeld beauftragte ſie nur mit einem Gruße.

„Es wäre doch aber beſſer —“ ſagte ſie mit bittendem Tone.

„Beſſer, wozu? Was ſoll ich ſchreiben — allgemeine Redensarten — ihm ſo gleichgültig, als mir —“

„Ein Paar freundliche Zeilen, lieber Vater,“ ſagte Laura. „Du wirſt es gewiß thun —“

„Ja, ja, gnädiges Fräulein, bitten Sie nur recht herzlich,“ ſagte die Alte dringend.

„Dein Vater weiß, was er zu thun hat, Laura,“ äußerte Frau von Arnefeld mit einem zurückweiſenden Blicke.

„Schreiben, jetzt? Nicht für Venedig!“ ſagte der Vater beſtimmt.

„Morgen früh reiſe ich ab, vielleicht ſind Euer Gnaden noch geneigt, mir ein Paar kleine Zeilen zu ſchicken, oder das liebe Fräulein iſt ſo gütig.“ Mit dieſer Hoffnung nahm die geweſene Amme Abſchied. Von ihrer eignen Familie, obwohl

Herr von Arnefeld nun wußte, daß er ihrem Enkel Dank ſchuldete, war mit keiner Silbe die Rede geweſen. Auch von ihr, ſobald ſie das Haus verlaſſen hatte, war hier keine Rede mehr, die Eltern ſchienen es abſichtlich zu vermeiden, und Laura verſchloß die Gedanken, welche ſie dabei hegte, in ihr Inneres. Der Vater, das wußte ſie wohl, ſchrieb auf keinen Fall den von der Haushälterin gewünſchten Brief, ſo beſchloß Laura, an ihren Großvater, den ſie vielleicht als Kind geſehen hatte, deſſen ſie ſich aber durchaus nicht mehr erinnerte, ein Paar Zeilen zu richten. Sie waren einfach, herzlich, ohne den leiſeſten Anklang der Verhältniſſe, welche ſie ja nur ahnte; gewiß, ſie mußten dem Großvater gefallen. Ein Bote brachte das Billet nach Sielitz, er war ſo eben aus Rackwitz mit einer Art von Rundſchreiben vom Oberſten Haug gekommen, das er nach genommener Kenntniß weiter befördern mußte, von Reſſen ging er nach Sielitz zum Kammerherrn Rheinberg, und Laura benutzte dieſe Gelegenheit, um ihr Briefchen unter einem Umſchlage an Frau Louiſe Schramm, abzugeben bei der Wittwe Roland, ſicher beſtellen zu laſſen.

„Kinder, ich werde hier förmlich zu einer Verſammlung commandirt!“ ſagte Arnefeld zu Frau und Tochter, als er mit ihnen wieder im Salon zuſammentraf. „Der Oberſt von Haug, den ich noch nicht einmal die Ehre habe zu kennen, fordert mich auf — nicht eingeladen, ſondern aufgefordert! — nächſten Sonntag Nachmittag in dem Seekruge zu erſcheinen, um über einen hochwichtigen Gegenſtand, der für Alle vom ernſteſten Intereſſe ſei, zu berathen und gemeinſchaftliche Beſchlüſſe zu faſſen.“

„Das klingt ja ganz demagogiſch," ſagte Frau von Arnefeld.

„Haſt Du keine Ahnung, was der Gegenſtand ſein kann?" fragte Laura.

„Ich bin nicht einmal neugierig darauf," erwiederte der Vater. „Mich fängt man nicht mit dergleichen. Ich habe mich aus der großen Welt für ein Paar Monate zurückgezogen, um ganz dem dolce far niente zu leben, nichts zu hören und zu ſehen von all' dem aufregenden und widerwärtigen Treiben, welches uns alles Behagen am Daſein raubte, und nun ſoll ich wieder hochwichtige Gegenſtände vom allgemeinſten Intereſſe in ernſte Erwägung ziehen und Beſchlüſſe faſſen helfen! Giebt es denn keinen Winkel auf der Erde mehr, wo ein vernünftiger Menſch ſein Leben ungeſtört genießen kann?"

„Wirſt Du an der Verſammlung Theil nehmen?" fragte ſeine Gattin.

„Ich denke gar nicht daran," ſagte er.

„Vater!" rief Laura.

„Mit zwanzig Gutsbeſitzern, Pächtern und Paſtoren — denn er hat Ban und Arrièreban aufgeboten — in einer Schenkſtube zuſammenſitzen und den abſcheulichſten Tabak einathmen, dabei endloſes Saalbadern hören, beſonders wenn Gottes Wort vom Lande dran kommt, das unverwüſtlich im Reden iſt — Niemand kann mir das zumuthen. Unſer Nachbar wird mir ſchon zu wiſſen thun, was beſprochen worden iſt, bis dahin bezwingen wir unſere Wißbegierde."

6.

Vor der Hütte am See, in welcher die Wittwe Roland wohnte, hielt der Einſpänner, den ſich die Großmutter gemiethet, um ſie bis zu der nächſten, zwei Meilen entfernten Eiſenbahnſtation zu fahren. Sie ſelbſt ſtand noch in der Stube und zog ſich an, wobei wieder der Taſchenſpiegel ſehr lange zu Rath gezogen wurde — ihre Tochter mit beiden Enkeln war gegenwärtig, ſie hörten die abgebrochenen Worte, mit welchen Frau Schramm ihre Beſchäftigung trieb, ſchweigend an.

„Du, Marie, biſt arbeitſam, das weiß ich. Der Karl verdient ſein tägliches Brod und noch mehr. Die Anne iſt untergebracht. Wenn ſie ordentlich bleibt, findet ſie auch einen Mann. Ich habe alſo keine Sorge um Euch. Den Andern hier und in der Gegend ſoll's ſchlecht gehen — es wird nicht ſo ſchlimm ſein. Oder ſie ſind ſelber Schuld, wer kann ihnen helfen! Lebt alſo wohl — wenn mir Gott das Leben ſchenkt, komme ich über's Jahr einmal wieder. — Kannſt ein Stück mitfahren, Karl, ich will Dir noch was ſagen."

Er ſetzte ſich zu ihr auf den Leiterwagen, nachdem ſie von Tochter und Enkelin Abſchied genommen hatte, wobei ihre harten Augen doch auch feucht wurden. In ihr großes Tuch hüllte ſie ſich, daß faſt ihr ganzes Geſicht darin verſchwand; ſo fuhren ſie ſchweigend durch das Dorf, wo ſich auf allen Höfen ſchon Leben regte. „Schraders?" fragte ſie, nach einem netten, von Weinlaub umrankten Hauſe zeigend.

Es bedurfte der Antwort des Enkels nicht, denn der Adjunct ſtand vor dem Thorwege. Er ſah, in wahrem Contraſt

zu dem morgenfrischen, rührigen Anblick, der sich überall bot, blaß und hinfällig aus, wie nach einer Nacht der Sorge oder angestrengter Studien, sinnend hatte er eine Hand unter das Kinn gelegt, während die weißen Finger der andern über sein glatt gescheiteltes Haar strichen. Zerstreut richtete er sein Auge auf den heranrollenden Wagen, er erkannte erst spät, wer oben saß.

„Halt!" rief die Großmutter. „Ich muß Ihnen noch Adieu sagen, Herr Magister. Sie sehen schlimm aus, schonen Sie sich mehr. In der bewußten Sache soll es dennoch Ihr Schade nicht sein, ich habe mir Alles überlegt, verlassen Sie sich auf mich."

„Ich bitte Sie dringend, meiner gar nicht gegen Ihren Herrn zu erwähnen," sagte der Adjunct. „Meine Bahn ist mir vorgezeichnet, dazu bedarf ich keines — Beistandes der Art, wie Sie ihn andeuten. Es wird sich ein viel besserer, dem allgemeinen Wohle ersprießlicher Gebrauch davon machen lassen!"

„Nun das wird sich finden!" rief die Alte mit völlig verändertem, beinah feindlichem Tone. „Es kommt Alles anders, als man denkt." Sie nickte ein wenig mit dem Kopfe und hieß den Bauer zufahren. Mit einem selbstbewußten Lächeln sah ihr der Candidat nach.

„Karl, ich wollte Dir noch Eins sagen," begann die Großmutter so heimlich, daß es der Bauer, welcher auf dem sehr langen Wagen ganz vorn saß, nicht verstehen konnte. „Du kannst schreiben, nicht wahr?"

„Rudern besser," versetzte der junge Schiffer lachend.

„Aber Du kannst doch schreiben und Geschriebenes lesen?" fragte sie wiederholt. „Siehst Du, in vier Wochen etwa

ſollſt Du mir einen Brief ſchreiben — höre doch und lache nicht ſo dumm! Du ſollſt mir ſchreiben, was Ihr Alle macht, und dann ſollſt Du Dich erkundigen, aber für Dich, hörſt Du? bei den Leuten in Reſſen, wie es mit der Herrſchaft geht, ob Alles ſo recht aus dem Vollen iſt, verſtehſt Du mich? ob der gnädige Herr immer recht vergnügt iſt, und ob's mit dem Gelde recht flott ausſieht."

„Großmutter, das krieg' ich nicht fertig!" betheuerte Karl.

„Schelm, ſtelle Dich nicht dümmer, als du biſt!" ſagte ſie freundlicher. „Du haſt drüben gewiß einen Stein im Brete von Deinen Waſſerkünſten her. Ich muß in vier Wochen, ganz genaue Nachricht aus Reſſen haben, es kommt ſehr viel darauf an. Wenn Du mich im Stich läſſeſt, werde ich ſehr böſe ſein. Nun kannſt du abſteigen und wieder nach Hauſe gehen. Grüße Deine Mutter und Schweſter und ſage dem Fritze Schrader, aus ſeinen Anſchlägen würde nichts!"

„Anſchlägen?" fragte Karl ganz verwundert.

Die Großmutter ſchnitt ein finſteres Geſicht, daß ihr dieſe Aeußerung im Grolle entſchlüpft war, und ſagte: „Anſchläge meint' ich eigentlich nicht, die ſchicken ſich für einen Paſtor nicht. Laß nur die ganze Beſtellung ſein und mache nun, daß Du heim kommſt."

Der Schiffer ſprang vom Wagen, welcher ihn bereits eine ziemliche Strecke vom Dorfe entfernt hatte. Auf dem Heimwege begegnete er zwei Reitern, deren vorderſter, ein Soldat mit einer Pelzmütze auf dem Kopfe, ihn nach dem Wege nach Reſſen fragte. Während er ihm Beſcheid gab, fiel ihm eine wunderbare Aehnlichkeit auf, dies Auge mit dem klaren Blick, dies ganze ſchöne Geſicht — aber da ſprengte er ſchon hin auf

seinem prächtigen Schimmel, und der nachfolgende Diener, der nicht recht Herr seines Pferdes war, hätte den verwunderten Schiffer fast umgeritten.

„Das muß ihr Bruder sein!“ rief Roland. Und bei der Begegnung erwachte auf einmal die Lust, seiner Großmutter den verlangten Dienst so gründlich als möglich zu leisten.

Vor dem Schrader'schen Hofe stand der Wirth, beide Daumen in die Aermellöcher der Weste gehängt, eine kurze Pfeife im Munde, und sah seinem Gespanne nach, mit welchem der Knecht eben abfuhr.

„Ist Euer Bruder drin?“ fragte der Schiffer.

„Studirt jetzt. Ein ander Mal wiederkommen,“ antwortete der Wirth mit hochmüthiger Geberde, wie sie die reichen Bauern nur zu oft gegen ärmeres Landvolk annehmen.

„Ich hab' ihm eine Bestellung zu machen,“ sagte Karl, ohne sich durch des Wirthes Miene stören zu lassen, und ging hinein. „Bettelei!“ murrte der Bauer. „Aber er hat selbst nichts.“

Das Stübchen, welches der Adjunct bewohnte, war durch den Hausflur von den übrigen getrennt und seiner eigentlichen Bestimmung nach das „Ausgedinge,“ der „Altentheil,“ oder wie es sonst noch heißt, nämlich die Wohnung für die Eltern, wenn sie die Wirthschaft nach einem gemeinschaftlichen Abkommen, das ihnen den Lebensunterhalt sichert, an den Sohn abgetreten haben. Auch die Eltern des Adjuncts hatten hier gewohnt und waren hier gestorben, und die ganze Einrichtung des Stübchens war noch dieselbe, wie sie von Jenen bereits vorgefunden worden war. Ein Tisch, drei hölzerne Stühle, ein breites Bett mit gestreiften Vorhängen und an

der Wand ein langes Bret für Geſchirr und kleineres Geräth, endlich eine blau angeſtrichene Truhe — hier Trone genannt — mehr hätte auch der beſchränkte Raum nicht faſſen können. Das einzige Fenſterchen mit ſeinem ziegelroth gefirnißten Rahmen war von Weinlaub noch mehr verdunkelt, als ſeine erblindeten Scheiben ohnehin waren, an trüben Tagen drang daher nur wenig Licht in das Stübchen, heut aber ſchien die Sonne hell, und die grünen Weinblätter leuchteten im ſchönſten Glanze, der freilich in ſeinem Wiederſchein das blaſſe Geſicht des jungen Geiſtlichen noch krankhafter erſchienen ließ, als daſſelbe vor einer halben Stunde dem Schiffer ſchon aufgefallen war. Er hatte angeklopft, und da kein Herein erfolgte, war er dreiſt eingetreten.

„Biſt Du es, Roland? fragte der Adjunct, aufblickend von ſeiner Arbeit. — „Was führt Dich zu mir?"

„Mich führt Niemand, Fritz, ich kann zum Glück noch meine Beine gebrauchen. Von der Großmutter ſoll ich Dir noch einen Gruß beſtellen" — das Weitere fiel ihm ſchwer, beſonders da er es nicht einzukleiden wußte.

„Ich danke Dir, Karl," erwiederte Schrader freundlich. „So bin ich der würdigen Frau, der ich ſchon mehr verſchuldet bin, als Du ahnſt, auch noch für Deinen Beſuch verpflichtet. Ohne ihren Auftrag wärſt Du wohl nicht zu mir gekommen, das iſt Unrecht, Karl, ich ſuchte Dich gleich ſo herzlich auf."

„Ich will Dir's ehrlich ſagen, Fritz. Wenn Du wiedergekommen wärſt als ein Schulmeiſter, oder als ein Handelsmann, oder meinetwegen auch als ein Verwalter und ſo etwas, dann hätteſt Du mich gleich ſehen ſollen, es wäre Alles beim Alten geblieben. Aber nun ſchicken ſie Dich her als Paſtor,

nimm mir's nicht übel, das iſt eine Dummheit — ſie konnten Dich hinſchicken, wo ſie wollten, warum nicht? Es muß auch junge Paſtoren geben, ſie können nicht als Candidaten herumlaufen, bis ſie fünfzig Jahr alt ſind, aber in ſeinen Geburtsort müßten ſie keinen jungen Paſtor ſchicken. Wo ſoll der Reſpect herkommen!"

„Haſt Du den, aufrichtig, noch vor unſerm Stande?" fragte der Adjunct.

„Na höre, vor unſerm alten Paſtor möchte ich nicht mucken! — Aber Du, hier ſitzen die Bauern, die Dich alle gekannt haben, wie Du nicht klüger warſt als ſie, mit manchem haſt Du Dich als Junge geprügelt — denke nur, wie ich Dich einmal unten am Waſſer bei der krummen Weide vorgekriegt habe, für die Peitſche, die Du mir weggenommen hatteſt" —

„Ich weiß davon nichts mehr," unterbrach ihn der Adjunct heiter.

„Du haſt jetzt andere Dinge im Kopf. Ich ſage nun, wo ſoll bei mir der Reſpect herkommen, wenn ich an die krumme Weide denke — und nun gar die alten Bauern, denen ein ſo junger Burſche was vorpredigen ſoll! Darum bin ich auch noch nicht in der Kirche geweſen."

„Das thut mir eben leid. Ich habe Dich dort noch mehr vermißt, als hier. Deine Mutter und Schweſter hören mich ſo fleißig: ſie werden Dir Manches über meine Predigten geſagt haben."

„Grauſam ſchön ſoll Alles ſein, ich glaub's gern, aber es geht mit mir nicht. Eh' ich unrechte Gedanken in der Kirche habe, lieber gehe ich erſt gar nicht hinein. — Siehſt Du, Fritz, ich mußte es Dir einmal ſagen, und weil die Großmut-

ter Dir noch expreß eine Beſtellung ſchickt — ſo kam ich her. Die ſagte nämlich erſt, und dann meinte ſie's wieder anders, ich ſollte Dir ſagen: aus Deinen Anſchlägen würde doch nichts."

„Aus meinen Anſchlägen?" rief der Geiſtliche verletzt aufblickend.

„Ja, mich wunderte es auch. Sie ſagte dann, daß ſie's eigentlich nicht ſo gemeint hätte, und hieß mich die ganze Beſtellung unterlaſſen. Weil ich aber grade hier war —"

„Ich danke Dir auch dafür. Es iſt mir ein lehrreicher Beweis, daß auch die würdigſten Naturen der allgemeinen Schwäche, auf den Schein hin zu urtheilen, unterworfen ſind. Deiner guten Großmutter trage ich das nicht nach. Ich verdanke ihr zu viel, um mit ihr zu rechten. Vielleicht wird ſie ſelbſt Dir in Kurzem ſagen, daß ſie mich verkannt hat. — Dir geht es ſonſt gut, Karl?"

„O ja!" ſagte der Schiffer treuherzig.

„Deine Schweſter iſt ein liebes, ſanftes Mädchen. Ich wünſche, daß die neue Umgebung ihren Sinn nicht verändere. Es wäre gut, wenn ſie noch vierzehn Tage warten könnte, ehe ſie anzieht."

„Warum?" fragte Roland verwundert. „Sie iſt ſchon lange gemiethet."

„Das weiß ich. Aber grade jetzt iſt auf dem Schloſſe Beſuch von jener Klaſſe, welche nur zu geeignet iſt, Aug' und Herz eines unerfahrenen Mädchens zu berücken, und die ſich auch, vornehm wie ſie iſt, herabläßt, ſogar Dienſtmädchen, wenn ſie dem Auge lieblich ſind, wie Deine Schweſter, ihrer unlautern Aufmerkſamkeit zu würdigen."

Digitized by Google

Karl ſah ihn groß an und verſtand nur halb, was er meinte. „Sie ſollen ihr nur kommen!“ ſagte er.

„Wenn es nicht mehr zu ändern geht, daß ſie anzieht, ehe — ich will deutlicher ſprechen — ehe der fremde Officier abgereiſt iſt, ſo wollen wir ihre Unbefangenheit nicht ſtören. Es wäre ſehr gefährlich, und ich bitte Dich ausdrücklich, mein Jugendfreund, nicht eine Silbe der Warnung gegen Anna fallen zu laſſen.“

Der Schiffer ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Du ſprichſt wie ein Buch. Wenn der Officier ein ſolcher Menſch iſt, warum ſoll ich denn Annen nicht ſagen: Nimm Dich in Acht vor ihm?“

„Ich weiß nichts Specielles von ihm,“ antwortete der Adjunct, „aber meine Erfahrungen haben mich gelehrt, daß es am gerathenſten iſt, alle Annäherung an dieſen Stand zu meiden. Sie benehmen ſich, beſonders in unſern Tagen, wie die Herren der Welt, und ſtören doch nur den zeitgemäßen Proceß, durch welchen ſie ſich aus ihrer innerſten Lebenskraft neu geſtalten will.“ Er war bei dieſen Worten, die er mehr vor ſich hinſprach, weil ſie der Schiffer ohnehin nicht verſtand, in der kleinen Stube auf- und abgegangen und ſetzte das eine Weile ſchweigend fort. Karl ergriff ſeinen Hut, den er auf den Tiſch gelegt hatte.

„Kennſt Du den Oberſten von Haug in Rackwitz?“ fragte der Adjunct, indem er plötzlich ſtehen blieb.

„Ja wohl, ein langer Mann mit grauem Kopfe,“ antwortete Roland. „Warum?“

„Kennſt Du ſeine Verhältniſſe? Iſt er arm, reich? Nie verheirathet geweſen? Was halten die Leute von ihm? Wie

lange wohnt er ſchon in der Gegend? Erzähle mir von ihm, was Du weißt."

„Na, Du haſt eine gute Lunge zum Fragen. In Rackwitz wohnt er vielleicht drei Jahr — gegen ſeine Leute ſoll er ſchlimm genug ſein, wie mir Einer ſagte, den er Knall und Fall weggejagt hat; weiter weiß ich auch nichts."

„Aber ſeine Familienverhältniſſe?" fragte der Adjunct wieder.

„Eine Frau hat er nicht," ſagte Karl. „Was willſt Du denn mit ihm?"

„Ich mit ihm!" rief Schrader. „Doch, mein guter Karl, ich danke Dir, nimm mir's nicht übel, wenn ich Dich bitte, mich jetzt meinen Studien zur morgenden Predigt zu überlaſſen."

„Nun, ich wollte ſchon gehen," verſetzte Karl, ſeinen Hut zum Beweiſe empor-hebend. „Adje!"

„Liebſter, hat Dich meine Offenheit beleidigt?" rief Schrader und faßte ſeine Hand.

„Gott bewahre. Wenn ich kann, will ich Dich morgen predigen hören," ſagte der Schiffer und ging.

Sobald er die Stube verlaſſen hatte, warf ſich der Adjunct wieder auf den Stuhl, von welchem er bei Karl's Eintritt aufgeſtanden war. Eine beträchtliche Zahl beſchriebener Bogen lag vor ihm, er kehrte aber nicht zu ſeiner unterbrochenen Arbeit zurück, ſondern ſtützte den Kopf in die Hand und ſtarrte lange vor ſich hin. Von der lebhaften Unterhaltung war ſein Geſicht geröthet, was deſſen anziehende Bildung ungemein verſchönte, ſeine großen Augen hatten ſich mit einem ſchmerzlichen Ausdrucke an das ſonnig durchleuchtete Weinlaub vor dem Fenſter geheftet, auf ſeiner hohen Stirn lagen die Falten der Sorge.

„Es muß ſein!“ rief er endlich, warf ſein Haar zurück und griff wieder nach den beſchriebenen Blättern: es waren Entwürfe gehaltener oder vielleicht noch zu haltender Predigten. Er ordnete ſie, er las, zuweilen nahm er die Feder und ſtrich oder veränderte manche Stelle. Die Wolken, welche auf ſeiner Stirn lagerten, ſenkten ſich immer tiefer. Er ſchien eine Wahl treffen zu wollen, aber er konnte nicht zum Entſchluſſe kommen. Dreimal hatte er ſchon einen engbeſchriebenen Bogen beiſeit gelegt und ebenſo oft wieder zu den andern geworfen, aus denen er gleichwohl zum vierten Male auf ihn zurückkam. — „Dieſe wird es doch ſein müſſen!“ murmelte er. „Keine andere würde paſſen.“

Er lehnte ſich nun zurück und begann mit großer Aufmerkſamkeit zu leſen, wobei zuweilen ein ironiſches Lächeln um ſeine Lippen ſpielte. Zweimal lachte er ſogar kurz auf.

„Das wäre nicht übel!“ rief er. — Als er zu Ende geleſen hatte, ergriff er wieder die Feder und ging an eine gründliche Correctur. Soviel ſtrich er und ſchrieb hinzu, daß das Manuſcript faſt unleſerlich wurde, dann nahm er einen weißen Bogen und fertigte eine höchſt ſaubere Reinſchrift. Nachdem er dieſe vollendet hatte, warf er die Feder hin und ſeufzte aus tiefer Bruſt.

„Das iſt unwürdig!“ ſagte er. „Aber es wird eine Zeit kommen, wo man dergleichen nicht mehr nöthig hat — und dann werd' ich mich aufrichten, wie Pabſt Sixtus Feretti.“

Gegen Mittag ging er zu ſeinem Pfarrer — durch die Hinterthür: er hatte nämlich einen Spaziergang damit verbunden und kam zufällig von jener Seite an das Pfarrhaus.

Frau Dörmann ſtand in der offenen Küche. Er grüßte ſie freundlich und fragte nach dem Befinden des Herrn Paſtors.

„Hochehrwürden ſind heut munter, wie ein Fiſch, und haben ſchon nach Ihnen gefragt," ſagte die Frau.

„Das freut mich. Der gute Herr muthet ſich zu viel zu, ihm hat die neuliche Partie nach Rackwitz offenbar geſchadet," bemerkte der Adjunct. „Obenein fanden wir den Herrn Oberſten nicht zu Hauſe. Hat der nicht eine Entſchuldigung geſchrieben?"

„Nein. Es iſt nichts gekommen, wie die Einladung morgen nach der Seeſchenke. Was das ſein mag!"

„Und will denn der Herr Paſtor auch an der Verſammlung Theil nehmen?" fragte Schrader.

„Verſteht ſich. Was er aber dort will, da er kein Wort verſtehen kann! Sie werden ihn doch begleiten?"

„Wie kann ich das! Ich bin nicht eingeladen."

„O da laſſen Sie mich nur ſorgen. Hochehrwürden bringen Sie mit, es geht ja gar nicht anders. Sie müſſen ihm Alles ſagen, was vorgeht: er verſteht keinen Menſchen ſo gut, Sie müſſen grade die rechte Art haben, mit ihm zu reden."

Schrader lächelte, drückte der Haushälterin die Hand und ging dann, ohne anzuklopfen — das hätte der Paſtor nicht gehört — aber die Thüre beſcheiden öffnend, um auf der Schwelle erſt die Erlaubniß zum Eintritt zu erwarten, in das Wohnzimmer, wo er den geiſtlichen Herrn fand. Er mußte ſtaunen über die Veränderung, welche mit ihm vorgegangen war. Die Schwäche ſchien ihn bis auf die letzte Spur verlaſſen zu haben. Mit feſtem Schritt, ſeine kurze, beleibte Figur in ungebeugter Haltung, ſo kam er ihm entgegen.

„Du wunderſt Dich, mein Sohn?“ ſagte der Pfarrer freundlich, indem er ihm die Hand reichte.

„Ich danke Gott,“ antwortete der Adjunct, dieſe Hand herzlich ſchüttelnd.

„Dankſt Gott! Thue das allezeit, nicht blos für mich, ſondern für Alles, das iſt wahrhaft heilbringend, wie es in der Liturgie heißt. Ja, auch ich preiſe den Herrn für die Spanne Friſt, die er mir wiederum gegeben hat. Bringſt Du mir Deinen Entwurf zur morgenden Predigt? Setzen wir uns.“

Der Adjunct nahm den angebotenen Stuhl, ſetzte ſich jedoch erſt, nachdem der Pfarrer Platz genommen hatte. Dann zog er die Reinſchrift hervor, welche er in ſeiner Wohnung eben gefertigt, und überreichte ſie ſchweigend.

„Ganz friſch geſchrieben!“ ſagte der Pfarrer, bei dem erſten Blicke, mit welchem er ſie überflog. „Und ſehr ſauber und deutlich — das liebe ich. Leider kann ich ſolches von meiner eigenen Handſchrift nicht rühmen!“ ſetzte er ſcherzend hinzu. „Laß mich denn in Ruhe leſen — willſt Du, ſo ſtehen dort ein Paar Bücher, vielleicht findeſt Du etwas für Deinen Geſchmack.“ Das letzte Wort betonte er neckend, Schrader wußte wohl, daß er auf eine neulich gemachte Aeußerung anſpielte, und freute ſich, den alten Herrn ſo heiter geſtimmt zu finden.

Ernſter wurde ſein Geſicht, während er den Entwurf zu ſeines Adjunctus morgender Predigt las, mit heiligen Dingen verkehrte er nie in weltlicher Laune, oder ſie wurde gleich gebührend verwandelt. Mehrmals hielt er inne und ſah nachdenklich, als ob er das Geleſene erwäge, vor ſich hin, bei mancher Stelle nickte er beipflichtend, andere verurſachten ein leiſes Schütteln ſeines Kopfes. Schrader beobachtete das Alles

mit ſcharfem Blick und pochendem Herzen, er hatte ſich ein Buch genommen, um zu leſen, ſah jedoch über die Blätter hinweg, immer ſtreng auf der Hut, um in ſeiner Beobachtung nicht ertappt zu werden.

Der Pfarrer hatte endlich bis zum Schluſſe geleſen und noch kein Wort geſprochen, er ſchlug das Blatt wieder zurück und las mehrere Stellen noch einmal. Eine Todtenſtille herrſchte im Zimmer, nur von Zeit zu Zeit durch das Klappern von Geſchirr in der nahen Küche oder die helle Stimme der Wirthin unterbrochen.

„Ich bin fertig," ſagte jetzt der Pfarrer und gab das Manuſcript zurück, indem er ſeine ſcharfen grauen Augen auf den Adjunct richtete, welcher ſich der unbehaglichen Stimmung, die ſich ſeiner ſchon bemeiſtert hatte, mit Gewalt entriß. „Im Ganzen recht befriedigend."

Das kühle Lob reizte den jungen Mann, doch kämpfte er die Aufwallung nieder und verbeugte ſich ſtumm.

„Nichts darin enthalten, was ich verwerfen möchte," fuhr der Pfarrer fort, „aber Eins vermiſſe ich und das iſt eine Hauptſache."

„Darf ich fragen, welche Hauptſache?" entgegnete Schrader mit geſenktem Blick, um ſich nicht zu verrathen.

„Das Bekenntniß, mein Sohn!" ſagte der Greis. „So chriſtlich die Worte Deiner Predigt ſind, ſo fehlt doch das laute und unzweideutige Bekenntniß von Chriſto, dem Sohne des lebendigen Gottes. Das darf niemals fehlen, am wenigſten in der Zeit des Unglaubens und Abfalls." Er warf einen Blick auf ein Heft Zeitſchriften, das auf dem Fenſter lag — er hatte vor Schrader's Eintritt darin geleſen.

„Wo eine Gemeinde ſo feſt im Glauben iſt, wie die Ihrige —“ ſprach der Adjunct, indem er ſich dem Ohre des Pfarrers näherte, damit ihm kein Wort verloren gehe.

„Feſt im Glauben, ich hoffe zu Gott, daß Du feſt im Glauben biſt,“ erwiederte der Greis. „Dieſe Predigt enthält nichts, was mich an Dir irre machen könnte. Aber ſie iſt lau — ich kann Dir nicht helfen — ſie iſt nicht mit Kernworten geſchrieben, die durch alle Herzensthätigkeit ſchlagen, und wie ich ſage, das offene Bekenntniß fehlt, daß Er der Herr iſt und außer ihm kein Heil. Das möchte ich noch haben. Sieh hier, mein Sohn — hier wird Deine Rede unverſtändlich, dieſe Stelle mußt Du umarbeiten, Du kannſt anknüpfen an das Vorhergeſagte und einen kräftigen, klaren Abſchluß des zweiten Theiles in dem Geiſte, den ich meine, bewirken. Setze Dich an meinen Schreibtiſch im Studirzimmer — Du kannſt gleich das gute Werk vollbringen.“

Schrader zögerte — eine ungewöhnliche Röthe ſtieg in ſein Geſicht. „Ich — glaube, daß Sie Recht haben,“ ſagte er. „Aber jetzt — es würde mir nicht gelingen — ich werde es zu Hauſe thun.“

Der Pfarrer verſtand ihn diesmal nicht. „Nun, Friedrich?“ fragte er ernſt.

Da ſtand der Adjunct mit einem raſchen Entſchluſſe auf, raffte das Manuſcript zuſammen und ſagte: „Ich will's verſuchen. Aber gönnen Sie mir Zeit, ich arbeite langſam.“ Er ging in das anſtoßende Studirzimmer, deſſen Thüre er hinter ſich hart in das Schloß zog. Dort ſtand der Schreibtiſch, der tief eingeſeſſene alte Lehnſtuhl davor, mehrere ſchwere Quartanten lagen auf dem Tiſche und neben dem Stuhle auf

dem Fußboden, der mit Fidibusreſten und Papierſchnitzeln beſtreut war. Ein ſtrenger Bann ruhte auf dieſem Raume, den die ordnende Hand der Wirthſchafterin nur allwöchentlich einmal und nie ohne vorher eingeholte Erlaubniß ſäubern durfte.

Friedrich warf ſich in den harten ledernen Lehnſtuhl und ſchloß die Augen. Er hätte ſich einbilden können, hier ſchon in ſeinem vollen Recht und Eigenthum zu ſein — nach menſchlicher Einſicht nur noch ein Kleines und er ſaß hier als Herr im Hauſe, eingeführt in ſein Amt, wo Niemand mehr ein Recht hatte, ihn wie einen Schulknaben zu behandeln und ſich ſeine Predigtentwürfe zur Approbation vorlegen zu laſſen. Der Wahrheit die Ehre! Es war heut zum erſten Male geſchehen. Der Pfarrer hatte bisher nicht den leiſeſten Schritt gethan, ihn irgend in ſeinen Amtsgeſchäften zu controliren, er hatte nie ein Mißtrauen gegen ihn gezeigt — wie war er denn dazu gekommen, ſich urplötzlich das Manuſcript der zu haltenden Predigt zu erbitten? Er hatte ſein Verlangen zwar ſchonender eingekleidet, als ſonſt ſeiner graden Natur entſprach, aber eben dieſe Schonung verrieth ſich und ließ hinter der Bitte mehr vermuthen, als den eigentlich gerechtfertigten Wunſch, eine Predigt zu leſen, die er nicht hören konnte. In dem Geiſte ſeines beſtimmten Nachfolgers regte ſich ein brennendes Oppoſitionsgelüſt, aber wäre es nicht Wahnſinn geweſen, demſelben zu willfahren?

Er riß ſich auf, er ergriff die Feder und ſein Manuſcript. Ein gewaltſamer Kampf erſchütterte ihn bis in das Mark ſeiner Seele. Sollte er in feiger Lüge ſich beugen und der Form genügen, die von ihm verlangt wurde? Oder ſollte er, wie es einem unabhängigen Geiſte ziemt, die Forderung noch jetzt zu-

rückweiſen und ein Bekenntniß ganz anderer Art ausſprechen, als der greiſe Pfarrer von ihm erwartete? Einen Mittelweg ſchien es nicht zu geben. Drei-, viermal hatte er die Feder eingetaucht, um zu ſchreiben, und immer noch war er mit ſich nicht fertig, ſeine Bruſt arbeitete unter dem Toſen des erregten Herzſchlags, ſein Athem war kurz und ſchwer, perlende Tropfen traten auf ſeine Stirn. Vergebliches Bemühen, in Worten zu ſchildern, was in ſeiner Seele vorging — das Heer dunkler Gedanken, den wüſten Streit, deſſen nächtliches Gedränge zuweilen ein Lichtblitz durchzuckte, wie aus der fernen, längſt verlornen Traumwelt ſeiner Kindheit in ſeine Gegenwart noch zuweilen eine Erinnerung ſich ſtahl. Viel hatte er ſchon im Leben errungen, und ein leuchtendes Ziel winkte ihm, das ihm das Höchſte erreichbar nahe zeigte, ſollte er es durch eigene Thorheit verlieren? Hatte er ſich über die Prüfungen verblenden können, die ſeiner harrten, daß er in dieſer erſten ſchon zu erliegen drohte? Es galt nun, herzhaft das Ruder zu faſſen und zu lenken, damit ſein Fahrzeug nicht auf Klippen zerſchellte, und er hatte keinen Muth!

Doch! „Es iſt abgenutzt, elend, erbärmlich" — rief er — „ein Schülerkniff von der miſerabelſten Gattung. Aber ich kann mir nicht anders helfen! Ich kann nicht!" Er ergriff ſchon das Dintenfaß, um es über ſein Manuſcript auszugießen — da hörte er in dem Wohnzimmer ein ſtarkes Geräuſch, wie von einem umgeworfenen Möbel, er ſetzte das Dintenfaß ſchnell nieder, ſprang auf und eilte, nach der Urſache des Gepolters zu ſehen. Trauriger Anblick! Der Pfarrer lehnte, leichenblaß, an einem Schranke, der Stuhl, an welchem er ſich hatte zuerſt halten wollen, lag umgeſtürzt: weit offen ſtanden die großen

Augen, aber keine Sehkraft ſchien darin, und ein ſeltſames Muskelſpiel zuckte um den Mund.

„Ein Schlagfluß!“ rief der Adjunct, und aus der Küche, faſt gleichzeitig mit ihm eingetreten, eilte auch die Haushälterin dem Erkrankten zu Hülfe, der jetzt ſchwer und bewußtlos in ihre Arme fiel.

7.

An der Nordſpitze des Sees, wo eine breite, zur Zeit noch vielbefahrene Landſtraße vorüberführte, lag ein Wirthshaus, in welchem die Notabeln der Gegend regelmäßig alle vier Wochen eine geſellige Zuſammenkunft hielten. Sie kamen aus allen Strichen der Windroſe Nachmittags an, tranken Kaffee und Bier, beſprachen, was es in der Welt zu beſprechen gab, vornehmlich in ökonomiſchen Dingen, ſpielten ihre Partie Whiſt und aßen ein tüchtiges Abendbrod, worauf ſie in jeder Hinſicht befriedigt, nur hier und da über einen Spielverluſt melancholirend, wieder abfuhren. Dieſe faſt harmloſen und philiſtröſen Beluſtigungen hatten in letzter Zeit durch Alles, was ſich regte und rührte, und für Weiterſehende unabwendbar einer furchtbaren Kataſtrophe entgegenging, einen bedauerlichen Charakter unruhiger Polemik angenommen, welcher die Reihen der Beſucher ſchon lichtete. Nun aber war gar eine außerordentliche Verſammlung, ohne ſich an den vierwöchentlichen Termin zu kehren, ausgeſchrieben worden, und ſo geſchickt auch

der Oberſt von Haug nach dem Urtheil Einſichtiger manövrirt hatte, den Anlaß nicht zu nennen, um durch die Neugier mehr Theilnehmer anzuziehen, blieben doch auch viel ſtille Leute weg, welche in einer ſolchen Verſammlung etwas Gefährliches ſahen.

Von Reſſen kam Niemand, wir wiſſen, warum. Der Pfarrer von Sielitz war nun, ſo feſt er ſich dazu entſchloſſen hatte, ſchon des Oberſten wegen, Theil zu nehmen, durch ſeinen plötzlichen Anfall verhindert, der Kammerherr von Rheinberg fuhr aber mit ſeinem Neffen dahin.

„Ich weiß nicht, Leo," ſagte die älteſte der beiden Schweſtern, die Blondine, welche wir auf dem Kirchplatze des Dorfes kennen gelernt haben, „ich weiß nicht, was Sie bei all' den alten Herren ſuchen."

„Leo iſt auch alt," entgegnete die Jüngſte. „Es gehört nicht immer ein graues Haupt und ein Schock Jahre dazu, um alt zu ſein — unſer Couſin liefert die Probe."

„Wollen Sie mich zu einem jungen Greiſe machen, Fanny?" fragte der Vetter lächelnd.

„Keineswegs. Sie ſind alt mit Ehren, ich achte ſie darum nicht minder," ſagte Fanny.

„Rede nicht Unſinn!" rief die Blondine.

„Ich fühle nur allzuſehr, gute Emma, daß Fanny Recht hat — ich bin alt, und darum will ich den Onkel begleiten. Der Oberſt iſt überdem, wenn auch vor meiner Zeit, Commandeur des Regiments geweſen, in welchem ich ſtehe —"

„Das nenne ich einen wahrhaft rührenden Dienſteifer, der ſeine Devotion ſogar auf längſt verabſchiedete Regimentscommandeure erſtreckt, unter denen man gar nicht einmal geſtanden hat," lachte die Blondine.

„Ihnen, Fanny, überlaſſe ich es, mein Interpret zu ſein, der Onkel wartet," ſagte Leo und ſchloß ſich dem Kammerherrn an, mit welchem er in den kleinen, keineswegs eleganten Wagen ſtieg, der ſie nach der eine halbe Meile entfernten Seeſchenke bringen ſollte.

Die Schweſtern kehrten in ihr Zimmer zurück, es war ein unfreundlicher Tag, der ihnen den Aufenthalt im Freien verleidete. Sie ſetzten ſich eng zuſammen, jede mit ihrer Arbeit beſchäftigt, und plauderten. Beide hatten zwar eine ſehr verſchiedene Geiſtesrichtung genommen, aber ſie liebten ſich zärtlich, ſelten kam es zu einem Zwiſt unter ihnen, Eine ſchien der Andern nothwendig zu ſein, um das, was ihr fehlte, zu ergänzen. Emma war praktiſchen Sinnes, mehr auf das Nächſte und Nothwendige gerichtet, nicht ohne Theilnahme an höhern Intereſſen, aber auch ohne Schwung dafür, und nicht ſelten mitten in einem Geſpräch, das ihrer Schweſter ganze Seele in Anſpruch nahm, plötzlich abſpringend auf die alltäglichſten Gegenſtände; von Herzen aber gefühlvoll und liebreich, der höchſten Aufopferung für Andere fähig. Fanny dagegen, ſchon als Kind ganz anders als ihre Geſpielinnen und darum unverſtanden und wenig geliebt, hatte einen hochſtrebenden Geiſt, der für alles Edle und Schöne der glühendſten Begeiſterung fähig war und in Momenten der Erhebung in wahrhafte Exaltation ausbrechen konnte, es lag ein reicher Hort in dieſem Geiſte, unbewußte, ungehobene Schätze der Poeſie, und ſie beſaß dabei eine Innigkeit des Gemüths, welche, wo ſie Anlaß fand ſich kund zu geben, bezaubern mußte; ein ſchönes Mitgefühl bei fremden Leiden, Zorn bei Ungerechtigkeiten, welche ſie begehen ſah, waren Grundzüge ihres Charakters — aber

fremd, wie ſie in einem ziemlich hausbackenen Kreiſe, der ihres Vaters Umgang bildete, daſtand, überlegen, wie ihr Geiſt war und ſie nicht Lebensklugheit genug beſaß, um das zu verbergen, und abgeſtoßen von der Proſa, welche ſie haßte, konnten ſich die Nachbarn wenig mit ihr befreunden: beſonders die ältern Damen der Verwandtſchaft, denen ein ſo junges Ding nicht fügſam genug, überhaupt zu ſelbſtſtändig erſchien, hatten viel an ihr auszuſetzen, und in Einem wenigſtens hatten ſie Recht, dem jungen Mädchen fehlte die Demuth. Man gab es der verſtorbenen Mutter Schuld, welche eine Schwärmerin geweſen ſein ſollte, die ihren Liebling nicht „kindlich" genug erhalten. Als ob das möglich ſei, wo ein Geiſt ſich früher entwickeln will, als es unſere langſame nordiſche Natur für gewöhnlich zu Stande bringt!

Die Schweſtern hatten nun Alles beſprochen, was grade Stoff bot: die plötzliche Erkrankung des guten alten Paſtors, die aber, nach der letzten Erkundigung, keine gefährliche war, die heutige Predigt des Adjunct, die ihnen viel weniger gefallen, als ſeine frühern. „Er war nicht ſo aufgelegt, nicht ſo beredſam," ſagte Emma; und Fanny ſagte: „Ich vermißte den Feuerſtrom, der ſonſt ſeine Rede durchdringt und trägt. Kein rechter Zuſammenhang der Gedanken — viel Geiſtreiches, Anregendes, aber nur moſaikartig zuſammengeſetzt."

„Haſt Du den allerliebſten Tiſch mit der Moſaikplatte in Neſſen geſehen?" fragte Emma.

Das Geſpräch kam nun auf die Nachbarn, beſonders die Familie Arnefeld, welche, neu in der Gegend, noch viel über ſich reden ließ. Emma fand das Fräulein „ſehr nett," Fanny konnte nicht recht über ſie urtheilen — doch hoffte ſie auf einen

interessanten Umgang — und grade, wie sie das Wort sprach, wurde Herr von Arnefeld gemeldet.

Durch die neue Magd geschah das, welche zufällig die einzige Dienerin im Hause war, weil die andern sich den Sonntag zu Nutz gemacht hatten, sie war daher von dem Angekommenen, dem sie am Schloßthor aufstieß, gleich angehalten worden, ihn zu melden, welches Auftrags sie sich blutroth im ganzen Gesicht und stotternd entledigte.

Verwundert sahen sich die Schwestern an. „Herr von Arnefeld aus Nessen?“ fragte Emma.

„O nein!“ erwiederte die Magd mit einem verlegenen Kichern, während sie noch einmal und viel dunkler erröthete. „Der nicht. Ein junger! Ich kenne ihn nicht.“

„So geh' und sag' ihm,“ nahm Fanny das Wort, „der Kammerherr sei nicht zu Hause, und wir — die Fräulein, mußt Du sagen — bedauern sehr, ihn nicht empfangen zu können, sage nur: ich sei unwohl!“

Die Magd blickte sie mitleidig an und ging — stieß aber, die Thüre öffnend, einen Schrei aus und wich zurück, denn der ungeduldige Fremde hatte ihre Rückkehr nicht erwartet, sondern war ihr auf dem Fuße gefolgt und trat jetzt in das Zimmer, in der vollen Zuversicht, daß es gar nicht möglich sei, abgewiesen zu werden. Es war ein junger Husarenofficier in der ganzen Pracht seiner goldnen Schnüre, bildschön überdem.

„Meine Damen,“ begann er, als die Schwestern überrascht und, wenigstens Fanny, etwas verletzt sich bei seinem Eintritte erhoben, „ich bitte um Verzeihung, daß ich es wagte, mich trotz der Abwesenheit Ihres Herrn Vaters melden zu lassen. Meine Mutter und Schwester haben mich aber vorausgeschickt,

um Ihre gütige Erlaubniß nachzusuchen, daß sie auf eine Stunde ihren Besuch machen. Ich glaube mich Ihnen nicht erst vorstellen zu dürfen: da Sie meine Schwester Laura kennen, gilt mein Gesicht als Visitenkarte."

Seine Aehnlichkeit mit Laura Arnefeld war in der That so außerordentlich, daß selbst der Schatten eines dunkeln Bärtchens, das fein und dicht auf seiner Oberlippe sproßte, sie nicht zu stören vermochte.

Emma, als die Aelteste, entgegnete, was die Höflichkeit verlangte, Fanny, von welcher sein Blick auch eine Bestätigung zu erwarten schien, verneigte sich blos stumm, während ihre Schwester noch ein Wort über die merkwürdige Aehnlichkeit, wie sie nie eine so wunderbare gesehen, hinzufügte. Der Husar erwiederte lächelnd, wobei zwischen seinen blühenden Lippen eine blendende Doppelreihe der schönsten Zähne zum Vorschein kam, daß in frühern Jahren diese Aehnlichkeit noch größer gewesen sei und sein Vater sie zu manchem köstlichen Scherz durch Verkleidung benutzt habe, dann bat er um Erlaubniß, „seinen Damen" wieder entgegen=reiten und ihnen die Gewährung ihrer Bitte bringen zu dürfen. Gewandt und sicher nahm er seinen Abgang.

Emma war entzückt von ihm, durch welchen der langweilige Sonntag, den sie heut zu verleben gefürchtet, eine unverhoffte Färbung gewonnen. Sie rühmte seine Uniform, seinen Wuchs, seine Tournüre, Alles! — Fanny war durch seine unläugbar vortheilhafte Erscheinung auch günstig für ihn gestimmt, aber sie sprach sich nicht aus. Unten aber in einem stillen Kämmerchen weinte Jemand über den schönen Officier, er hatte im Vorsaal, wo die arme Magd, ungewiß, was sie zu

thun habe, noch auf Befehle harrte, das bildhübſche Mädchen im Vorbeigehen umarmt und trotz ihres heftigen Sträubens gewaltſam geküßt.

Nicht lange währte es, ſo rollte der Wagen der Frau von Arneſeld in den Hof, und Anne, denn es war die Schifferstochter, welche, eben angezogen in ihrem neuen Dienſte, ſchon Kränkungen erlebte, wie ſie der Herr Adjunct nur zu richtig vorausgeſehen hatte, Anne mußte abermals die Anmeldung übernehmen. Ihre rothgeweinten Augen waren dabei nicht unbemerkt geblieben, doch äußerte Niemand etwas, wozu auch nicht Zeit war. Frau von Arneſeld ſtellte nun ihren ſchönen Sohn, auf welchen ſie ſichtlich ſtolz war, den „liebenswürdigen" Nachbarinnen in aller Form vor, und neben ſeiner Schweſter wurde die Aehnlichkeit Beider erſt recht frappant. Beide waren Zwillinge und gleich groß ſogar, was nun freilich, da Laura zwar hoch und ſchlank, aber doch nicht über das Maß weiblicher Grazie hinaus gewachſen war, dem Huſaren nur eine niedliche, keineswegs impoſante Figur ließ. In ihrem Weſen zeigte ſich jedoch keine Uebereinſtimmung. Laura hatte eine ruhige Haltung, ihr Geſicht gewöhnlich einen klaren, ebenmäßigen Ausdruck, der Huſar war ungemein beweglich, auch in ſeinen Geſichtszügen, es war aber nicht jene unruhige Raſtloſigkeit, welche ſtets etwas Störendes hat, ſondern das Zeugniß eines lebendigen Geiſtes, wie es ſich auch in jeder Aeußerung anſprechend kund gab. Die Stunde, welche Frau von Arneſeld für ihren Beſuch beſtimmt hatte, wuchs bis auf drei, ſie verrannen ſo ſchnell, daß ſelbſt die alte Dame es nicht bemerkte, und es waren nicht allein die Alltagsgegenſtände der Unterhaltung berührt worden, ſondern auch Intereſſen der höchſten,

ja der heiligſten Art, wozu der in Ausſicht ſtehende nahe Pfarrerwechſel den Anlaß gab. Ueber die Richtung, welcher der Adjunct Schrader angehörte, waren die Meinungen getheilt, und Jede — der junge Arnefeld ſchwieg natürlich — ſchien von der Richtigkeit der ihrigen feſt überzeugt. Frau von Arnefeld rühmte, daß der neue Prediger ſich vorzugsweis an das Gefühl wende, von deſſen Wiederbelebung in der gegenwärtigen gefühlloſen Generation das ganze Heil der Zukunft abhänge; ihre Tochter ſprach von den ſcharf einſchlagenden Conſequenzen, mit welchen der Redner das Unhaltbare einer mit Dogmen verſchnörkelten Kirche im Lichte der Gegenwart darlege, ohne ſich doch bei der Abtragung dieſes unnützen Beiwerks zu überſtürzen; Emma hatte ſeinen frommen Sinn und ſeine herrliche Sprache, die ſo ſehr zu ſeinem Johanneskopfe paſſe, bewundert; ihre Schweſter Fanny ſprach über die Begeiſterung ſeines Vortrags, die alle Hörer mit ſich fortreiße, und fand beſonders eine Verherrlichung der Natur darin, als der verſtändlichſten Offenbarung Gottes.

„Das iſt auch meine Anſicht!“ ſagte der Huſar, welcher bis dahin ſchweigend zugehört hatte, ohne jedoch die Langeweile oder den Widerwillen zu verrathen, mit denen ſolche Geſpräche ſonſt von Weltkindern aufgenommen werden. „Je mehr wir bei der Natur bleiben, deſto vernünftiger werden wir leben. Etwas Unvernünftiges kann uns nicht zugemuthet werden. Uebernatürliche Dinge ſollen uns keine Kopfſchmerzen verurſachen, im Grunde giebt es gar keine, denn auch die Geiſterwelt hat ihre Natur und der Weltgeiſt die ſeinige. Sie haben mich vollſtändig für Ihren Prediger gewonnen, wenn er ſich an die Natur hält, und ich werde ihn nächſten Sonntag hören.“

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

„Er iſt wohl auch bei der myſteriöſen Verſammlung in der Seeſchenke?“ fragte Laura.

„Nein,“ antwortete Emma Rheinberg. „Der Vater forderte ihn auf, mit ihm zu fahren, er entſchuldigte ſich aber damit, daß er nicht eingeladen ſei und den erkrankten Paſtor nicht gern verlaſſen wolle.“

„Wiſſen Sie, was eigentlich der Gegenſtand der Verhandlung dort ſein wird?“ fragte die jüngſte Rheinberg.

„Keine Ahnung!“ erwiederte Frau von Arnefeld. „Nach Allem, was wir über den Oberſten von Haug gehört haben, mag es irgend eine Grille, ein wunderlicher Einfall ſein. Wir haben uns gegenſeitig bei unſern Beſuchen verfehlt und kennen uns daher gar nicht.“

„Auch wir kommen eigentlich nicht zuſammen,“ ſagte die älteſte Rheinberg. „Der Oberſt iſt ein großer, ſteifer Mann, der eine fürchterlich laute Stimme hat.“

„Ich kann ihn nur abſtoßend finden,“ ſetzte ihre Schweſter hinzu. „Weder intereſſant, noch liebenswürdig.“

„Ach! und ſo liebenswürdig können dieſe alten Herren ſein, es liegt nur an ihnen,“ ſprach Frau von Arnefeld. „Ich kenne mehrere hohe Militairs, die im Ruheſtande leben, wie ſind ſie Alle voll Aufmerkſamkeit und rückſichtsvoller Theilnahme, ſie beſchämen wahrhaft unſer jüngeres Geſchlecht — ja, Rudolph! Noch iſt Dein beſſeres Gefühl in dieſer Beziehung wach geblieben, hüte Dich, es einzuſchläfern. — Der Oberſt Haug iſt wohl nie verheirathet geweſen?“

„Doch!“ ſagte Fanny. „Er hat auch einen Sohn gehabt, mit dem Papa befreundet geweſen, der iſt aber todt. Mir hat es der alte Paſtor einmal erzählt.“

„Haben Sie den alten Herrn noch predigen hören?“ fragte Laura.

„Einmal!“ erwiederte Fanny. „Es iſt lange her, aber ich entſinne mich noch genau, daß ich in einer unglücklichen Stimmung aus der Kirche kam. Wovon und wie er gepredigt hat, weiß ich freilich nicht mehr, denn ich war damals noch ein Kind, aber es iſt mir eine Erinnerung, wie an mächtige Hammerſchläge oder Sprengen von Steinquadern.“

Laura ſah, von dem Bilde überraſcht, auf. „Das iſt für eine Predigt an verſtockte Gemüther gar nicht übel,“ ſagte ſie lächelnd. „Er iſt gewiß ſehr orthodox, der alte Herr.“

Damit fiel das Thema und es trat eine kleine Pauſe ein. Frau von Arnefeld ſah nach der Uhr und bemerkte, um wieviel ſie ihr Vorhaben überſchritten hatte, ſie ſprach ſcherzend, wie zornig ihr Gemahl ſie empfangen werde: daß er die ausgeſchriebene Verſammlung nicht beſucht, hatte ſie ſchon erzählt.

„Ich wundere mich, daß Ihr Herr Couſin ſich hineingeſtürzt hat,“ ſagte der Huſar, „da er doch angenehmere Stunden verleben konnte.“ Er ſtand neben der Blondine, welche ihm beſonders anziehend erſchien.

„Das muß er wohl bezweifelt haben,“ erwiederte Emma lächelnd.

Unterdeſſen hatte Fanny auf den Wunſch der Frau von Arnefeld geklingelt, da ihr Sohn ſich in die blauen Augen ſeiner Nachbarin vertieft zu haben ſchien. Anne kam und erhielt den Befehl, den Wagen zu beſtellen.

„Wiſſen Sie,“ ſagte Emma, nachdem ſich das Mädchen wieder entfernt hatte, „das iſt die Schweſter des Schiffers, mit welchem Sie das Unglück gehabt haben.“

„Des jungen Roland?“ rief Laura. „Sie ſieht ihm aber nicht ähnlich.“

„Das iſt mir lieb, zu erfahren,“ ſagte Frau von Arnefeld. „Der wunderliche Menſch hat ein kleines Douceur, welches ihm mein Mann durch Ihre gütige Vermittelung ſchickte, wie Sie wiſſen, ausgeſchlagen — ſo können wir es an ſeiner Schweſter einigermaßen gut machen.“ Sie nahm Geld aus ihrer Börſe.

„Laß mich das thun, Mama,“ ſagte der Huſar und hielt ihr die hohle Hand hin.

„Nein, nein!“ rief Laura mit einem Blicke des Vorwurfs. „Ich werde das ordnen.“ Die Mutter gab ihr auch gleich das große Geldſtück, welches ſie dem Mädchen zugedacht hatte, und Laura wußte es bei der Abreiſe, wo Anne wiederum zu ihrer größten Verlegenheit behüflich ſein mußte, auf eine liebreiche und ſchonende Art zu reichen, ſo daß die Schifferstochter, welche ihre Augen aus Furcht und Scham vor dem fremden Herrn nicht von der Erde zu heben gewagt, bei dem freundlichen Wort, das die Gabe des Fräuleins begleitete, hell zu ihr aufſah. Sobald nun der Beſuch fort und einer von den übrigen Dienſtboten zu Hauſe war, lief ſie gleich mit Erlaubniß in das Dorf hinunter, um ihrer Mutter das Geld zu bringen.

In der Eile, mit welcher ſie nur vor ſich hinſah, hätte ſie faſt den Herrn Adjunct nicht bemerkt, welcher auf der kleinen Bank unter der alten Ulme ſaß vor dem Schrader'ſchen Thorwege. Er rief aber ihren Namen und bannte ſie dadurch auf der Stelle. Sie erſchrak förmlich vor ihm.

„So eilfertig, Anne? Und wovor erſchrickſt Du? Ich will nicht fürchten, armes Kind, daß Du ſchon Urſache haſt, vor meinem Anblicke zu erſchrecken.“

Sie ſtammelte eine ungeſchickte Entſchuldigung und ſagte ihm die Urſache, weshalb ſie zu ihrer Mutter eile.

„Geld? Haben Sie Dir Geld geſchenkt?“ verſetzte der Adjunct. „Und Du willſt es nicht für Dich behalten?“

„Sie braucht's grade ſo ſehr — ich brauche es nicht,“ antwortete Anne.

„Lege keinen Werth auf das Geld, bleibe dabei!“ ſagte er. „Laß Dich nie von dieſem blanken Schein oder von Dingen, die einen äußern Putz und Glanz haben, verblenden. — Anne, Du haſt etwas auf dem Herzen, daß Du mir nicht mehr in die Augen ſehen kannſt, wie ehedem. Und das iſt ſchon am erſten Tage Deines Aufenthalts unter — Jenen! Haſt Du Dich über irgend etwas zu ſchämen? Noch wird Dein Gefühl Dir nicht wehren, dem Freunde Alles zu ſagen: Du haſt es mir verſprochen, Anne.“

„Ach ja, Herr Magiſter. Und es iſt auch weiter nichts!“ Im Widerſpruch mit dieſer Rede traten ihr wiederum die Thränen bei der Erinnerung an den Auftritt im Vorſaal in die Augen: es war ſeltſam, bei manchem Zuſammentreffen mit Burſchen aus dem Dorfe oder jungen Schifferknechten war ſie ſchon rohern Scherzen begegnet und hatte ſie lachend zurückgewieſen, aber nie hatte ſie dabei das Gefühl der Erniedrigung gehabt, was ſie bei dem Benehmen des vornehmen und glänzenden Herrn überfallen hatte; ſie konnte die Begegnung nicht einmal im Zuſammenhange erzählen, und der Adjunct mußte ſie halb errathen.

Zwiſchen ſeinen Brauen furchte ſich die Falte, welche tiefes Denken und Sinnen ausgeprägt hatte, noch tiefer hinab,

und ſeine für gewöhnlich ſanften Augen funkelten in einem feindlichen Blitzen.

„Es iſt nun einmal nicht anders, ſie können es nicht, ſie müſſen uns verachten!“ ſprach er in einem aus der Bruſt leiſe aufgrollenden Tone. „Nicht ihnen allein ſei die Schuld darum aufgebürdet, wir tragen mit und tragen ſie ſchon Jahrtauſende lang, mehr als ſie. — Kind, du ſollſt Dich nicht weiter darum betrüben, als die Sache werth iſt. Ich ehre Dein Gefühl“ — er legte ihr die Hand auf das geſenkte Haupt — „bewahre es immer ſo, und verſprich mir wiederholt, daß Du mir von Allem, was Dir auch begegnen mag, getreulich erzählen wirſt — verſprich das Deinem Freunde, Anne.“

Sie legte ihre kleine harte Hand zwiſchen die ſchlanken, weichen Finger des Adjuncts, in deſſen Augen ſich jetzt auch eine Rührung bemerkbar machte, der zu widerſtreben er ſich nicht bemühte.

„Wenn Du mir erſt etwas verſchweigſt, ſo werde ich glauben, daß Du Dir ſelbſt etwas vorzuwerfen haſt, daß Du nicht mehr ſo brav und rein biſt, als Du jetzt vor mir ſtehſt.“

Er ſagte das mit väterlichem Tone, und in ſeiner ganzen Haltung, ſo jung er ſelbſt war dem jungen Mädchen gegenüber, lag nichts, das den Vorübergehenden, welche das an der offenen Dorfſtraße ſtehende Paar beobachten konnten, auffallend geweſen wäre. Die Leute waren es auch an dem alten Paſtor, ſo lange er noch rüſtig war, gewohnt, daß er mit Jedem ſprach und ſich um alle kleinen Beziehungen des Einzelnen in Freud' und Leid wohlmeinend kümmerte.

„Nun geh', Anne,“ ſagte der Adjunct, „bringe Deiner Mutter das Geld. Es geht nicht gut mit dem Verdienſt Deines

Bruders?" Sie erzählte ihm betrübt, wie wenig er jetzt mit aller Mühe verdienen könne.

„Es wird beſſer werden," tröſtete er ſie. „Glaube mir, es wird eine Zeit kommen, und ſie iſt vielleicht nicht mehr fern, wo das Loos der Armuth ein menſchlicheres ſein wird. Arbeiten wir daran, mein Kind, auch Ihr könnt viel thun — worüber ich noch weiter ſprechen werde zu rechter Zeit und am paſſenden Orte. — Noch Eins: war Deine Herrſchaft, ich meine den Kammerherrn mit ſeinem Neffen, ſchon zu Hauſe?"

„Noch nicht," ſagte Anne.

„Noch nicht!" wiederholte er gedankenvoll. Dann reichte er dem Mädchen zum Abſchiede die Hand und ſah ihr nach, wie ſie im erneuten Laufe, um die Verzögerung einzuholen, nach dem Ufer des Sees eilte. Sein Bruder, welcher im vollen Sonntagsſtaate aus dem Hofe kam, ſtörte ihn in ſeinen Gedanken. Heut war der Bauer in zufriedener Laune, aber ſeine Luſtigkeit machte ihn faſt noch unerträglicher, als die gewöhnliche grobe und durchfahrende Manier, die ihm eigen war. Es war ein ſeltſames Zuſammenleben dieſer beiden ſo verſchiedenen Brüder, eine ſelbſtauferlegte Prüfung für den Einen, der ſich keiner Demüthigung, welche ſie mit ſich brachte, entzog, während auch dem Andern, dem Hauswirthe, der gelehrte Gaſt, mit dem er ſich nicht mehr verſtändigen konnte, oft ſehr zur Laſt fiel. Im Ganzen aber that er ſich etwas darauf zu gut, daß der Mann Gottes, welcher alle Einwohner für ſich hatte, ſein Bruder war.

„Na, Fritze," ſagte er, ihn fühlbar auf die Achſel ſchlagend, „nun wird's Zeit, an die Quarre zu denken. Wenn die

Pfarre da iſt, muß auch die Quarre bald nachkommen. Haſt Du Dir ſchon was ausgeſucht?"

„An mich ſelbſt und eine Häuslichkeit für mich kann ich erſt denken, wenn höhere Pflichten erfüllt ſind," erwiederte der Adjunct. — „Haſt Du meine Bitte erfüllt, den Armen, welche heut ihren erſten Sonntag ohne den Vater begehen —"

„Die haben vollauf!" unterbrach ihn der Bauer. „Von Neſſen hat die Herrſchaft ſchon zweimal herübergeſchickt — es iſt liederliches Volk, ſie verdienen's gar nicht."

„Arbeit aber kannſt Du doch den beiden Söhnen und der Tochter geben, Anton."

„Ich brauche jetzt keine Tagelöhner — und das Volk mag ich erſt gar nicht, ſie ſtehlen, wie die Raben."

„Aber wenn wir uns unter einander nicht helfen und aufrichten, ſo wären wir ja glücklicher unter der alten Leibeigenſchaft!"

„Waren wir auch!" ſagte der Bauer. „Wenn da Einer verhagelte oder der Hof brannte ab, wer mußte vor den Riß ſtehen? Die Herrſchaft! Jetzo giebt Einem kein Menſch was, und Du verlangſt immer, daß man den Beutel gar nicht zumachen ſoll. So'n liederliches Volk, das nicht weiß, wovon es leben ſoll, müßte eigentlich gar nicht im Dorfe gelitten werden, wir Bauern ſollten ihnen die lumpigen Paar Aecker und die Hütten abkaufen und ſie 'rausjagen."

„Und wo ſollten ſie hin, wenn die Menſchen in andern Dörfern und Gegenden eben ſo dächten, wie Du?"

„Das geht uns nichts an!" ſagte der Bauer trotzig.

Der Bruder ſah ihn durchdringend an. „Alſo Geld wollt ihr ihnen nicht geben und Arbeit auch nicht. Wenn ſie nun

zur Verzweiflung getrieben, um nicht zu verhungern, nehmen, was ihr ihnen verweigert?“

„Oho!“ rief der Bauer, die Arme in die Seite ſtemmend. „Dafür giebt's Gendarmen und Zuchthäuſer!“

„Dieſe haben nicht überall ſchützen können, wo die Maſſe ſich zu Gewaltthaten erhob. Haſt du nicht gehört, wie es früher in manchen Ländern zugegangen iſt, wie die Reichen, welche ihr Ohr und ihr Herz der Bitte verſchloſſen, ſich dann um Alles gebracht ſahen und obenein der furchtbarſten Volkswuth zum Opfer fielen?“

„Weiß das Donnerwetter, was Du Einem immer die Brühe verſalzeſt! Man ſollte gar nicht mehr mit Dir reden. Nun thue ich's erſt recht nicht!“ Er drückte ſich den Hut in die Stirn und ging ohne Gruß mit ſtarken Schritten nach dem Wirthshauſe, um ſich den Aerger zu vertrinken.

8.

Der Abend brach ein, als ſich die Verſammlung in der Seeſchenke trennte. Wagen der verſchiedenſten Gattung wurden angeſpannt, die Kutſcher ſchrien und lärmteen, ſie hatten ſich während der langen Verhandlung gütlich gethan, angebundene Reitpferde ſtampften und wieherten, hier ſaßen ſchon einzelne der Herren auf, dort wanderten Andere mit Stock und Hut in entgegengeſetzten Richtungen davon, hier ſtanden noch Gruppen und ſtritten ſich erhitzt — aus den endlich geöffneten

Fenstern der Schenke aber dampfte der Tabaksrauch in dicker Strömung und mischte sich mit den abendlichen Dünsten, die aus dem See aufstiegen.

Der Kammerherr und sein Neffe waren die Letzten, welche von dem Obersten von Haug, der allein noch zurückblieb, Abschied nahmen. „Viel Köpfe, viel Sinne!“ sagte Rheinberg mit seinem leisen, freundlichen Tone. „Ich habe nicht erwartet, daß wir uns einigen würden.“

„Aber der Gegenstand ist doch so wichtig!“ rief der Oberst, dessen dunkles Gesicht noch tiefer als gewöhnlich gefärbt war. „Es steht Alles auf dem Spiele, die Gegenwart und die Zukunft! So klar, so unwiderleglich ist die Sache — drei Schritt über die Schwelle können Jeden davon überzeugen. Ich hätte doch geglaubt, daß man sich über die Gefahr nicht verblenden würde, und wenn man sie erkannt hat, daß man nicht in bloßen ohnmächtigen Klagen sich erginge —“

„Ihre Worte werden nicht verloren sein, Herr von Haug,“ sagte der Kammerherr. „Lassen Sie nur den Leuten Zeit, sich zu besinnen. Dann kommen wir auch zu etwas Praktischem, was helfen kann.“

„Was allein helfen kann, ist so klar, wie der Himmel über diesen Nebeln, die ihn für eine Zeitlang verschleiern. Wenn aber die Menschen nicht hören wollen, so müssen sie fühlen, und unser Herrgott, von dem sie nichts mehr wissen und um den sie sich nicht mehr kümmern, wird endlich mit einem Donnerkeil drunter schlagen, daß sie ihn wieder erkennen lernen. Ich fange an zu glauben, daß es nicht anders mehr geht.“

„Wir müssen in gelassener Stimmung mehr über diese allerdings sehr beunruhigende Angelegenheit sprechen,“ sagte

der Kammerherr. „Darf ich nicht bald einmal auf Ihren Beſuch rechnen?“

„Ich bin ein alter Uhu, ein ungeſelliges Thier,“ erwiederte der Oberſt. „Ihre lieben Herzensmädchen würden ſich vor mir erſchrecken, nehmen Sie mir die grade Sprache nicht übel. Aber wenn Sie eine Spazierfahrt nach Rackwitz machen wollten und meinen braven jungen Kameraden hier mitbringen, ſo würde es mir eine große Freude ſein.“

„Auch ohne dieſe freundliche Einladung wäre ich gekommen, Herr Oberſt,“ ſagte der jüngere Rheinberg.

„Sie ſind mein Mann. Sehen Sie, Kammerherr, das iſt ein junger Officier und ſieht doch wahrhaftig nicht aus wie ein Träumer und Kopfhänger, aber er hat auch Sinn für ernſte Dinge. Wir werden uns näher kennen lernen — Sie haben doch noch Urlaub?“

„Der geht zwar zu Ende, indeſſen werde ich nicht abreiſen, ohne in Rackwitz geweſen zu ſein.“

Ein derber Handſchlag des Oberſten bekräftigte das Verſprechen, Rheinbergs fuhren fort, und Haug ließ ſich von dem Wirthe ſein Pferd geben, auf welchem er langſam, mit ſeinem Tagewerke ſehr unzufrieden, nach Hauſe ritt. Wenn er hätte hören können, was zur ſelben Stunde auf allen Wegen zwei Meilen in der Runde über ihn geſprochen wurde! Die Meiſten, welche ſeiner Einladung gefolgt waren, ließen ihm freilich die Gerechtigkeit widerfahren, daß er es in beſter Abſicht gethan, aber ſie machten demungeachtet ihre Gloſſen, und nicht die wohlwollendſten über ihn, denn es erſchien ihnen zu wunderlich, daß ein alter Soldat mit ſolchen Gedanken umging, wie er ſie offen ausgeſprochen hatte. Auch Rheinbergs beſprachen

auf ihrer Heimfahrt die Angelegenheit, und der Kammerherr, in seiner milden Weise, konnte zwar nicht über den Obersten so herb spotten, wie es von manchem Andern geschehen mochte, aber er lächelte doch über das große Geheimniß, zu dem sie eingeladen worden waren, und noch mehr über die Lösung einer die ganze Welt bewegenden Frage, welche der Oberst, nachdem er all' die widerstreitenden Meinungen gehört, angegeben hatte: eine Lösung, die man eher im Munde eines Missionspredigers als in dem eines alten, mit Narben gezierten Kriegers gesucht hätte. Wie staunte nun der Kammerherr, als sein Neffe, ein junger, lebensfroher Soldat, dieselbe Ansicht ganz ernsthaft für die seinige erklärte: es war weit gekommen mit dem Militairstande, der lange Frieden und die Proselytenmacherei mußten das verschulden.

„Du hast wohl noch nicht soviel Erfahrung, Leo," sagte der Onkel.

„Ich lebe mit offenen Sinnen und lasse mich nicht durch äußere Widersprüche verblenden oder betäuben. Die Frage steht sehr einfach: Es ist wachsende Noth, furchtbar wachsendes Elend vorhanden, das Mißverhältniß zwischen Besitz und Lebensgenuß auf der einen Seite und Armuth und Entbehrung auf der andern —'

„Aber, Leo, hat es denn dergleichen nicht zu allen Zeiten gegeben?" unterbrach ihn der ungeduldige Kammerherr.

„Unzweifelhaft!" sagte Leo. „Aber es ist den niedern Klassen jetzt fühlbarer geworden, man hat es ihnen zum Bewußtsein gebracht, hat ihnen die schimmernde Hoffnung einer Ausgleichung gezeigt!"

„Ja, die Elenden, welche das gethan, haben es schwer zu

verantworten! Aber was fruchtet all' dies Reden, dies Aengſtlichmachen, wenn man es doch nicht ändern kann! Blos um uns zu ſagen, daß viel Noth und Jammer in der Welt iſt und täglich mehr die Verarmung zunimmt, brauchte uns der gute Oberſt nicht zuſammenzurufen, das weiß ein Jeder. Wie konnte er glauben, daß bei ſo verſchiedenen Anſichten eine vernünftige praktiſche Idee durchgreifen würde! Hält er ſeine Idee dafür?"

„Dieſe Idee muß durchgreifen, denn ſie iſt die einzige, von welcher die Rettung zu erwarten iſt."

Der Kammerherr war nicht geneigt, darüber einen weitern Meinungskampf zu führen, aber kaum zu Hauſe angekommen, wo ſie ſchon mit Beſorgniß erwartet wurden, ſah er ſich von Neuem hineinverwickelt. Die Frauen wollten natürlich wiſſen, was in der Verſammlung abgehandelt worden ſei, und Leo trug es kurz und bündig vor. Das Elend der niedern Klaſſen, welches grade in dieſer Gegend, wo mehrere kleine Fabrikſtädte lagen, immer mehr um ſich griff, war der Gegenſtand der Verhandlung geweſen, und es war auch hier die Frage aufgeſtellt worden: wo eine Hülfe zu finden ſei.

„Es hat ſie auch hier, wie überall, Niemand beantwortet," ſagte die jüngſte Rheinberg.

„Doch, liebe Couſine. Sie iſt ſchon an manchem Orte beantwortet worden, nur daß man nicht hören will — ſie iſt auch hier beantwortet."

„Durch Sie?" fragte Fanny ſpöttiſch.

„Wenn auch nicht durch mich, ſo doch mit meiner innigſten Uebereinſtimmung durch den Oberſten von Haug."

„Wie lautet das Zauberwort, das mächtige, von welchem urplötzlich Elend in Glück verwandelt werden ſoll?"

„Ich könnte es aussprechen, Cousine, aber ich will Sie nicht beschämen — denn so leichtfertig, ich möchte fast sagen leichtsinnig, Sie jetzt von einem namenlosen Jammer sprechen, halte ich Sie doch für — anders, für besser, als Sie sich zeigen."

„Sie sind sehr artig!" sagte Fanny verletzt.

„Kinder, warum dieser Unfrieden!" sprach der Kammerherr, die Hand seiner Tochter ergreifend. „Man kann es ja ruhig berichten, was der Oberst für eine Meinung aufgestellt hat. Die einzige Hülfe, sagte er, ist in der Religion. Wenn die Menschen nicht wieder zum alten Glauben unsrer Väter zurückkehren, so sind alle andern Versuche, ihnen zu helfen, unnütz; auf religiösem Gebiete, sagt er, liegt die einzige Lösung der Frage."

Fanny wollte darauf etwas erwiedern, aber sie war noch verstimmt über die herben Worte, welche Leo an sie gerichtet hatte, und verschmähte es, in ein Gespräch einzugehen, das sie wieder mit ihm in Austausch von Gedanken bringen mußte. Zwar fühlte sie, daß sie von dem Worte, wenn er es ausgesprochen hätte, beschämt worden wäre, aber zum Entgegenkommen verstand sich ihr stolzer Geist, auch wenn er sich im Unrecht wußte, niemals. Ihr fehlte ein gar schöner Schmuck des Weibes.

An ihrer Statt griff nun Emma, welche unterdessen in aller Ruhe den Thee besorgt hatte, in die Unterhaltung ein und sagte, daß man den Sielitzern grade den Vorwurf der Gottlosigkeit nicht machen könnte, das bewiese schon die stets überfüllte Kirche. Leo bemerkte, daß der Onkel ihn aufmerksam fixirte, er erwiederte also mit etwas erhöhtem Tone: „Das beweist gar nichts. Besonders unter den

jetzigen Verhältniſſen nichts. Doch ich will Euren Liebling nicht weiter angreifen: er iſt ein Damenprediger."

„Wenn er mit in der Verſammlung geweſen wäre, hätten Sie vielleicht jetzt ein anderes Urtheil über ihn," ſagte Emma. „Der Vater ſollte ihn einmal zu uns einladen, damit Sie ſich mit ihm ausſprechen könnten."

„Ich zweifle nicht," ſagte Leo, „daß ich bei einem Meinungskampfe mit ihm äußerlich den Kürzern zöge: ſeiner Dialektik bin ich nicht gewachſen. Ich weiß aber, daß mich Niemand, er mag mit noch ſo glänzenden Redekünſten begabt ſein, in meiner feſten Ueberzeugung irre machen kann. Dieſe habe ich nie verläugnet. Nach einer Disputation mit Herrn Schrader trage ich kein Verlangen, da ich eben ſo wenig ihn zu gewinnen erwarte: durch Reden wird überhaupt Niemand mehr überzeugt, dazu gehören ganz andere Dinge."

„Wunder!" warf Fanny dazwiſchen.

„Ja, liebe Couſine," erwiederte Leo. — „Doch ich ſehe, dem Onkel ſind unſere Erweiterungen des Themas nicht angenehm, wir wollen es daher auf ſich beruhen laſſen. Eine Zeit wird kommen, die uns volle Aufklärung giebt, wer geirrt, wer Recht gehabt hat. So, mein Onkel, nun ſind wir fertig."

„Du thuſt mir Unrecht, lieber Neveu, wenn Du glaubſt, daß ich von dieſem Thema nicht gern reden höre," verſetzte der Kammerherr. „Ich beſchäftige mich gar oft und viel damit. Nur thut es mir weh, wenn über eine Sache, die an und für ſich ſchon traurig genug iſt, ein gereizter und bitterer Ton entſteht, wie wir ihn heut bei der Verſammlung hören mußten und wie er als ein Nachhall zwiſchen Euch hier erklingt. Ich vermiſſe die Schonung, die man ſich gegenſeitig ſchuldig iſt. Dar-

um wäre es für heut allerdings am beſten, wenn wir uns nicht weiter in dieſe dunkle Frage vertieften. Erzählt uns von Eurem Beſuche, Kinder."

So rollte denn das Geſpräch wieder auf glattem Boden dahin, und es war nicht hier allein, ſondern faſt in allen Häuſern, welche heut Beſucher in die Seeſchenke geſchickt hatten, daß man ſich möglichſt raſch der Eindrücke entſchlug, die der alte Oberſt durch ſeine ſchauderhaften und leider aus dem wirklichen Leben gegriffenen Schilderungen gemacht hatte. So viel ſtand feſt, eine zweite Verſammlung zu gleichem Zweck brachte er nicht wieder zu Stande. Die Menſchen fliehen vor unangenehmen Wahrheiten und ſchlagen Warnungsſtimmen nur zu gern in den Wind: ſie leben ſo glücklich, die Sonne ſcheint, Alles iſt heiter in ihrer unmittelbaren Nähe, warum ſoll es nicht morgen und weiterhin eben ſo ſein! Die Wolken, die ſich am Horizonte thürmen, werden nicht heraufkommen oder ſich in andern Gegenden entladen, die Vorzeichen trügen, die Gefahr iſt nicht da. O das Mährchen vom Strauß, mit welchem Unrecht belacht ihr das! Steckt ihr die Köpfe nicht auch in's Geſträuch und denkt, wenn ihr die Gefahr nicht ſeht, wird ſie an euch vorübergehen?

Schlecht ging es der Armuth in dieſer Gegend, vielleicht noch ſchlechter als anderswo. Die alten Territorialverhältniſſe waren der Art geweſen, daß bei der Auseinanderſetzung nur wenige der bäuerlichen Grundſtücke ihre Beſitzer, bei tüchtiger Bewirthſchaftung, reich machen konnten, eine weitere Zerſtückelung der meiſten hatte auch hier ihre böſen Früchte getragen, doch war hierbei die Exiſtenz noch nicht gefährdet. Aber die Beſitzloſen, das zahlreiche Fiſcher- und Schiffervolk,

das an dem See wohnte und durch die veränderten Conjuncturen und Handelswege ſich um ſeinen Erwerb verkürzt ſah — vor Allem in den kleinen Fabrikſtädten, wo jedes Jahr mehr Elend brachte! Kümmerlich von einer Meſſe zur andern ſich friſtend, von geborgtem Gelde das Rohproduct theuer, weil in kleinen Quantitäten eingekauft, die Arbeit mittelmäßig, mit den größern Fabriken, denen die Fortſchritte aller Länder, die geſteigerte Arbeitskraft, die trefflichſten Maſchinen zu Gebot ſtehen, gar keiner Concurrenz fähig, auf der Meſſe kein Abſatz, ſondern ſpöttiſcher Tadel der Waare, umſonſt gethan die Reiſe, zu den alten Schulden neue gemacht für den theuren Aufenthalt in der großen Stadt, wo Alles ſich wie Blutegel an die Meßfremden hängt, um ſich von ihrem Mark auf vier Monate zu ſättigen, und nun mit der verachteten Arbeit, auf welche der verblendete Kleinbürger mit freudigem Stolze geſchaut, heimkehrend, wo die Familie ihn mit ängſtlichem Harren, aber doch in Hoffnung erſehnt hat, nicht wiſſend, wovon er ſie nun erhalten, wie er ehrlich das geborgte Geld wieder bezahlen ſoll: es bleibt nichts übrig, als das Meiſterſtück, das er vor zwanzig Jahren, vielleicht noch länger, gefertigt, zu vergeſſen und wieder als Geſell bei einem Andern zu arbeiten, dem es in kurzer Friſt ebenſo geht. Nur der Fabrikherr, der mit ſolidem Anfang und kluger Benutzung ſeiner raſch wachſenden Mittel eine Macht in der Gegend geworden iſt, ſteht unerſchütterlich, er muß jährlich bauen, ſein Geſchäft erweitern, in ſeinen Werkſtätten ſchwillt alljährlich die Zahl der Männer und Frauen, Buben und Mädchen, das jammervolle Geſchlecht, verurtheilt zum Elend, immer tiefer ſinkend in Entſittlichung — noch hat dies Proletariat der Provinzen jenen

Abgrund der Verworfenheit nicht erreicht, der ſich in mehr als einer Schicht der Bevölkerung großer Städte dem entſetzten Blicke kund giebt, aber es wird ihn erreichen, und dieſer Abgrund wächſt wie der auf dem Forum zu Rom, von welchem die Sage des Marcus Curtius berichtet.

Der Oberſt machte dieſen Vergleich, als der jüngere Rheinberg bei ihm war und Beide, wie natürlich, den kürzlich abgeriſſenen Faden wieder aufnahmen.

„Sehen Sie hier!“ Aus einem Schranke nahm er einen kleinen Stahlſtich, der in meiſterhafter Ausführung von Le Keulv den Sprung des Marcus Curtius darſtellte. „Mir iſt ſchon oft bei dem wachſenden Abgrunde, der Alles zu verſchlingen droht, dieſe alte Geſchichte eingefallen — vielleicht, weil ich dies Bild ſo oft angeſehen habe. Mein Sohn hat es mir einmal geſchenkt und ein gutes engliſches Gedicht, das zur Erklärung dabei war, in's Deutſche überſetzt. Ich hab' es geſtern erſt wieder geleſen — wollen Sie eine Stelle, die hieher paßt, hören?“

Rheinberg bat darum, und der Oberſt las mit ſeiner dröhnenden Stimme, ſchlecht genug vom äſthetiſchen Standpunkte, aber eindringlich, einige Verſe des Gedichtes vor.

„Sehen Sie, mein junger Kamerad, ſo iſt es grade bei uns,“ fuhr er dann fort, indem er das Blatt in den offenen Schrank zurückwarf. „Sie bringen genug zuſammen, um die Kluft des Elends zu füllen und zu ſchließen, Geld und Sachen, allerlei Rathſchläge und Troſt, aber den edelſten Schatz wiſſen ſie nicht zu finden und, was noch ſchlimmer iſt, ſie erkennen ihn nicht dafür.“

„Hier paßt dann das Bild nicht mehr," ſagte Rheinberg. „Hineingeſtürzt, begraben darf er doch nicht werden."

„Er ſoll allerdings mitten unter die Verſunkenen ſich hinablaſſen," verſetzte der Oberſt, „daß ſie ſich aufrichten an ihm und mit ihm wieder zu Tage kommen, und ſo zum Glücke. Aber laſſen wir die Bilder. Sie werden ganz andere zu ſehen bekommen: die Pferde ſind geſattelt, wir können reiten."

„Ihr Herr Sohn hat das ſchöne Gedicht aus dem Engliſchen überſetzt?" fragte Rheinberg unterwegs.

„Mein edler, unglücklicher Sohn," ſagte der Oberſt.

„Er iſt todt?"

„Ich glaube es," war die Antwort, welche den weitern Fragen Einhalt gebot. Dem jungen Officier ſchwebte eine dunkle Erinnerung vor, als habe er von einem Haug eine unglückliche Verwickelung erzählen hören, wo? das wußte er aber ſo wenig, als er ſich der Geſchichte ſelbſt zu entſinnen vermochte. Es war lange vor ſeiner Zeit geſchehen, und der Oberſt, das ſah er, wünſchte nicht weiter davon zu ſprechen.

Die beiden Reiter, ohne alle Begleitung, verfolgten ihren Weg eine lange Weile ſtumm. Ihre Erſcheinung, wenn ſie ein Dorf paſſirten, erregte einige Neugier, Bewunderung keineswegs — den Oberſten kannten Viele, Leo hatte Civilkleidung angelegt und ſich dadurch, wie er zuweilen in heiterer Laune ſagte, ſeiner einzigen äußern Empfehlung entkleidet. Er war eher häßlich als ſchön zu nennen, ſein Geſicht durch eine große Naſe vogelartig gebildet, welcher Ausdruck noch durch ein Paar ziemlich rund geſchnittene Augäpfel mit Sternen vom dunkelſten Braun verſtärkt wurde, ſeine Geſtalt war breitſchultrig, groß, in den untern Rippen breit, ſo daß ihm nach

Fanny's Neckerei die Hauptſache fehlte: die Taille. Zu Pferde nahm er ſich ganz unvortheilhaft aus, er diente bei den Fußtruppen und hatte wenig Gelegenheit, zu reiten. Selbſt die Bauermädchen, welche der Hufſchlag lockte, über den Zaun zu blicken, machten ihre Bemerkungen deshalb; denn wenige Minuten vor dem langſam daherkleppernden Paare war ein ganz andrer Reiter dieſelbe Straße gekommen, wild, wie ein Sturmwind, auf einem brauſenden Schimmel, deſſen Mähnen und Schweif wie Fahnen flatterten, ach und der Reiter ſo prachtvoll und ſo wunderhübſch! Den holen die Beiden nicht ein!

Sie hatten auch gar nicht die Abſicht. Von einer Höhe, wo ſich eine weite Umſicht bot, hatten ſie ihn reiten ſehen, und Rheinberg wußte, daß es der junge Arnefeld war, der ohne Zweifel ſeinen Beſuch in Sielitz wiederholen wollte, ſie aber ritten nicht dorthin, ſondern bogen beim nächſten Scheidewege in ganz anderer Richtung ab. Der Oberſt wollte ſeinem jungen Freunde, ſo nannte er ihn, zeigen, daß Alles, was er neulich geſchildert hatte, in ſeiner ungeſchickten Darſtellung noch weit hinter der Wirklichkeit zurückblieb, um durch ihn in den Kreiſen, welche davon nichts hören wollen und deshalb auch nichts davon glauben, die ſchauerliche Wahrheit weiter zu tragen, deren Erkenntniß grade dort durch gewiſſe Schriften ganz verhindert wird. Wir meinen die Unterhaltungsſchriften, die ſich zur Aufgabe geſtellt zu haben ſcheinen, das „Volk" zu ſchildern, wie es *nicht* iſt, die alle Tugend und Redlichkeit, Hochherzigkeit und Poeſie den niedern Schichten der Geſellſchaft zuſchreiben und die höhern, welche ſie mit bitterm Haſſe betrachten, als durchaus verrottet und bis in den Kern faul und verdorben darſtellen, Schriften, welche das

Elend der niedern Klaſſen in ſeiner vollen ſchauderhaften Nacktheit zwar enthüllen, aber nicht um Herzen zu thatkräftiger Hülfe zu gewinnen, ſondern um den Grimm der Partei aufzuſtacheln und alle Schuld dieſer entſetzlichen Zuſtände den Bevorzugten und den Regierungen aufzuladen. Was wird dadurch erreicht? Grade diejenigen, welche bei einer richtigen Erkenntniß der Noth und ihrer Urſachen helfen könnten, ſie fühlen ſich abgeſtoßen durch eine Lectüre, in welcher ſie ſelbſt mit den giftigſten Schmähungen angefallen werden, und werfen ſie fort, um ſich lieber an einem Schriftſteller ihrer eignen Färbung zu erholen, der wahrſcheinlich wieder die Gegner nicht ſchont, wenn er auch andere Waffen braucht. So geht der Nutzen, den jene Schilderungen haben könnten, verloren, und ſie bewirken nur eine ſchärfere Spaltung. Der Name des Verfaſſers, die Firma der Buchhandlung genügt gegenwärtig ſchon, um Werke ungeleſen beiſeit zu werfen, man hatte den erſtern ſonſt lieb, aber ſeit der verhängnißvollen Zeit ärgert man ſich nur, wenn man von ihm lieſt — alſo hinweg mit ihm! Sein Publikum mag ſich an ihm freuen, es wird Alles wahr und ſchön finden, was er ſagt, aber es gilt nicht, die Partei von ihrer eignen Ueberzeugung zu unterhalten, es gilt, wenn man es ehrlich meint und ein warmes Herz für die Leiden des Volkes hat, aller Welt leidenſchaftslos und wahr zu zeigen, wie es iſt, worin die Urſachen liegen, und welche Hülfe möglich iſt. Das kann, das ſoll auch der Dichter. Je objectiver, je freier von Gehäſſigkeit, deſto wirkſamer — nämlich für ſeine Ueberzeugung, nicht ſchaukelnd nach dem Winde und der Fluth, aber auch dem Gegner ſein Recht laſſend und das Ideal nicht in Parteifarben angethan, ſonſt wird es zur Lüge.

Eine Wahrheit giebt es freilich nur, aber ihr Ideal iſt nicht im vieldeutigen, biegſamen, irdiſchen Rechte zu ſuchen, ſondern es ſteht im ewigen Licht verklärt. Wer dies erkannt hat, der wird auch im Kampfe der Meinungen nicht zweifelhaft bleiben und, ſoviel Ausgangspunkte es auch giebt, doch den einzigen Weg, in welchen die richtigen Pfade münden, nicht verfehlen. Hat der Stolz und die Selbſtſucht aber ein Irrlicht für das ewige Ideal gehalten, dann führt es auf Irrwege — und, wo der Eigenſinn die Umkehr verſchmäht, in den Abgrund. Darum ſind in unſern Tagen ſoviel Propheten, Syſtematiker, Doctrinaire zu Schanden geworden — „an der Conſequenz quand même verunglückte Tendenzbären“ nannte ſie Rheinberg.

„Waſchbären meinetwegen,“ verſetzte der Oberſt, welcher die Anſpielung auf ein bekanntes geniales Werk nicht verſtand. „Rein waſchen können ſie ſich doch nicht — ſie mögen gehören zu welcher Sorte ſie wollen. In der allgemeinen Verſumpfung, die wir ſehen, hat Jeder von dem ſpritzenden Schlamm, wo ſo viel Tauſende wie die Fröſche hineinſpringen, etwas abbekommen, geſtehen wir's nur, daß wir Alle nicht viel taugen, ſonſt hätte es gar nicht ſo weit böſe werden können. Die Schuld liegt nicht auf einer Seite. Die radicalen Schriften, von denen Sie ſprachen, habe ich zwar nicht geleſen —“

„Sehen Sie wohl?“ rief Rheinberg. „Selbſt ein Mann, der ſich ſo lebhaft dafür intereſſirt, wie der Noth Einhalt zu thun ſei, hat ſich nur einer einſeitigen —“

„Erlauben Sie,“ unterbrach ihn der Oberſt gelaſſen, „ich habe auch die andern nicht ſtudirt, bin alſo in dieſer Beziehung vielmehr keinſeitig. Nach der Natur iſt mein Studium.“

„Das iſt ein ſehr geiſtreiches Werk, es enthält vortreffliche Schilderungen der Zuſtände, welche aus jahrelanger Anſchauung dem Verfaſſer —“

„Herr!“ ſagte der Oberſt, ſich in den Bügeln aufrichtend. „Was ſagen Sie da? Der Verfaſſer der Natur? Sind Sie auch von dieſer Peſt des Witzelns über das Heilige angeſteckt, ſelbſt Sie?“

„Wir verſtehen uns nicht,“ erwiederte Rheinberg raſch. „Ich glaubte, Sie wollten von einem vielgeleſenen Werke ſprechen, das „Nach der Natur“ heißt und —“

„Ah! Das habe ich zufällig auch geleſen, das heißt den Theil, welcher grade auf unſer heutiges Vorhaben paßt, ich meine den zweiten. Ich wollte, es wäre von allen Bemerkungen, von allen Raiſonnements befreit, dann könnte es von außerordentlicher Wirkung ſein — es ginge ein Hauptreiz vielleicht verloren, aber gewiß auch unendlich viel, was der Verfaſſer in zwanzig Jahren, wenn er ſein Buch wieder lieſt, ſelbſt als falſch und haltlos, oder als ungerecht erkennen wird. Doch das liegt in der Zeit und ihrer Richtung, die den Compaß verloren hat.“

„Ich meine, ſie würde ihn allmälig wieder gewinnen, wenn erſt das Bewußtſein recht lebendig würde, daß es eine thörichte Hoffnung iſt, ohne ihn aus den wilden Strudeln der Klippen, zwiſchen welche wir gerathen ſind, zu kommen. Aber der Gedanke, die Menſchheit könne aus ſich ſelbſt den Retter, der ihr das tauſendjährige Reich des Heils bringen wird, erzeugen, iſt zu ſchmeichelhaft für ihre Eitelkeit, um ihn ſo leicht fallen zu laſſen, die Selbſtvergötterung läßt es nicht zu. Wir entrüſten uns über die alten Imperatoren, die ſich zu Göttern erklären

ließen, wir ſpotten eines Dalai Lama, und nehmen keinen Anſtand, auch uns für einen Theil der das All durchdringenden Gottheit zu halten, ja wir gehen noch weiter, indem wir verkünden, Gott verdanke eigentlich ſein Daſein uns, denn erſt, indem wir ihn denken, ſei er in uns geboren. Entkleidet man die philoſophiſche Puppe von ihrem Flitterſtaat, ſo wundert man ſich oft, wie vernünftige Menſchen mit dem Aberwitz ſpielen können."

„Um dieſe Geſchichten habe ich mich nie bekümmert, ich würde ſie nicht einmal verſtehen, denn ſie ſind in einem Rothwelſch geſchrieben, das nur die Sippſchaft capirt. Aber daß ſie mit all' ihrem Läugnen unſern Herrgott nicht wegdisputiren und daß ſie ihm auch nicht entgehen, weiß ich. Ehe die Menſchen aber Gott den Herrn wieder erkannt haben, wird's nicht beſſer, das gilt von Arm und Reich. Wem's ſchwerer wird, das ſteht noch dahin. So viel weiß ich aber auch, daß Einer, der im zähen Moraſte ſteckt, eine Hand braucht, um ihn wieder heraus zu heben: mag's nun Unglück oder Schlechtigkeit ſein, von ſelbſt kommen wir ſo leicht nicht wieder heraus. Die Hand kommt allemal von Oben."

„Wie muß dieſe feſte Ueberzeugung Sie in allen Lagen des Lebens geſtählt haben!" ſagte Rheinberg.

„Sie will gewonnen ſein," antwortete der Oberſt und ſchwieg.

9.

Sehr verſtimmt kam Leo wieder nach Hauſe. Welche Anſchauungen hatte er gewonnen! Manche Dame, die in ihrem eleganten Boudoir, umgeben von tauſend Ueberflüſſigkeiten eines raffinirten Luxus, nachläſſig und bequem ruhend auf der ſchwellenden Chaiſe-longue, in einer Atmoſphäre von feinem und wohlthuendem Arom, das zierlich eingebundene Buch mit der weißen Hand, die es vor das Auge hielt, geſenkt, um ſich einen Moment von den ergreifenden Eindrücken zu erholen, welche ſeiner Zeit Eugen Sue oder ein anderer franzöſiſcher Schriftſteller durch ſeine Schilderungen ſocialen Elends auf ihn gemacht — manche Dame, welche bei flüchtiger Zeitungslectüre auf etwas Aehnliches aus der Wirklichkeit ſtieß und die Stelle ſchnell überſprang, um ſich nicht durch gräßliche Bilder zu „deprimiren," was würde ſie fühlen, wenn ſie auf einmal mitten in eine Scene verſetzt würde, deren poetiſche Schilderung immer eine pikante Anziehungskraft beſaß, oder deren proſaiſchen Bericht ſie vermeiden konnte! Die Zeit der „Myſterien" iſt vorüber, wir haben ihr nie gefröhnt. So verſchonen wir auch hier die Leſer mit der Ausmalung all' der erſchütternden oder widerwärtigen Bilder, welche Leo in Begleitung des Oberſten geſehen hatte. Er ſelbſt verſchonte die Familie ſeines Onkels auch damit.

Seine Verſtimmung konnte er jedoch nicht verbergen, und da er den Ausflug, welchen er von Rackwitz aus mit dem alten Haug gemacht hatte, überhaupt nicht berührte, ſo glaubten die Mädchen, die ſeine getrübte Laune bemerkten, er habe bei dem wunderlichen Manne ſelbſt irgend eine Unannehmlichkeit ge-

habt, und quälten ihn mit Fragen, deren ablehnende Antwort ſie wenig befriedigte. Leo war mit ſich einig, daß er durch einen treuen Bericht ſeiner heutigen Erfahrungen hier nur Traurigkeit verbreiten könne, auch darüber, daß man außer Stande ſei, nach Herzenswunſch zu helfen. Beſonders die jüngſte Rheinberg hatte ſchon in ihrer Kindheit einen bis zur Leidenſchaftlichkeit gehenden Hang, Armen und Leidenden zu helfen, ſie konnte die heißeſten Thränen über ſie vergießen, und zog ſich von ihren Eltern manche Zurückweiſung zu, wenn ſie dieſelben um Gaben für Bedürftige bis über die Grenzen der Möglichkeit hinaus beſtürmte. Die Mittel des Kammerherrn waren ſeit jener Zeit noch mehr geſchmolzen, wozu hätte es alſo geführt, ſeinem wohlwollenden Herzen Zuſtände, die er ihren allgemeinen Umriſſen nach ſchon kannte, mit ihrem ſchauerlichen Detail näher zu ſchildern, da es ganz außer ſeiner Macht lag, eine Abhülfe zu bringen? Freilich mußte aber ein Grund der ſo auffallenden Verſtimmung angegeben werden, und Leo konnte ohne Unwahrheit ſagen, daß er unwohl ſei — er war noch mehr als das, er war krank — am Herzen! Was nun die weibliche Theilnahme und Sorge für ihn that, nahm er freundlich hin, und die Geſellſchaft, welche ſonſt immer die Abende in anziehenden Geſprächen verlebt hatte, trennte ſich früher als gewöhnlich und nicht in ſo friedlicher Herzensruhe.

Auch der Kammerherr hatte den Seinigen etwas verhehlt, was ihm bittere Sorge bereitete. Ein anſehnliches Kapital, welches auf ſo ſicherer Hypothek ſtand, daß er nie an Kündigung gedacht hatte, war heut durch den Gläubiger, welcher eine anderweitige Verwendung deſſelben beabſichtigte, gekündigt worden. Zu andern Zeiten wäre es ein Leichtes geweſen,

bei dem Ueberfluß an Geldern im laufenden Verkehr und dem hohen Werthe, den der Grundbeſitz vor Kurzem noch hatte, die Summe zu ſchaffen, jetzt ſtand Alles anders. Die Unſicherheit der öffentlichen Zuſtände, die Gefahr, welche ſchon allem Beſitz gedroht hatte, machte die Geldmänner mit ihren Kapitalien zurückhaltender, es hielt ſehr ſchwer, auf Grundſtücke, welche ohnehin bedeutend im Preiſe geſunken waren, ein Darlehn, ſelbſt bei dreifacher Sicherheit, zu erlangen. Rheinberg glaubte allerdings noch durch ſeinen Geſchäftsführer in der Hauptſtadt, welcher ihm mit wahrer uneigennütziger Freundſchaft ergeben war, das benöthigte Kapital aufzutreiben, aber wenn dieſe Hoffnung dennoch ſcheiterte? In der ſchlafloſen Nacht, welche ihm das Kündigungsſchreiben bereitete, ſchwebten ihm ſo viel erſchreckende Beiſpiele aus neuerer Zeit vor, wo um viel kleinerer Summen willen Familien, die man für ganz wohlhabend gehalten hatte, um ihr ganzes Vermögen gekommen waren, daß er von Stunde zu Stunde ſein Herz banger klopfen fühlte. Das Gut Sielitz war verſchuldet faſt bis zu drei Vierteln ſeines jetzigen Werthes — bei einer guten Bewirthſchaftung, wenn keine beſondern Unglücksfälle eintraten, hatte die Familie zwar noch ein ganz anſtändiges Auskommen, obgleich auf einem beſcheidenen Fuße; ſobald aber ein Verkauf eintreten mußte, wenn es Rheinberg nicht gelänge, das gekündigte Kapital zu decken, war nicht daran zu denken, daß auch nur die Höhe der eingetragenen Kapitalien erreicht würde, und die Familie beſaß dann im eigentlichen Sinne des Worts gar nichts mehr, ſie waren Bettler! Als der unglückliche Mann bis zu dieſem entſetzlichen Gedanken gelangt war, lief es wie ein Feuerſtrom durch ſeine zitternden Glieder, und er ſah nichts

mehr, als ſeine geliebten beiden Kinder, verlaſſen, gemißhandelt unter Fremden!

Der Morgen weckte ihn aus einer dumpfen Betäubung, in welche er zuletzt geſunken war, und klar und blau, wie draußen der Himmel lachte, ſah das liebevolle Auge ſeiner älteſten Tochter auf ihn nieder: ſie war, verwundert über des Vaters ungewöhnlich langen Schlaf, zu ihm gegangen und neckte ihn mit der gutmüthigen Laune, welche ſie immer ſo reizend kleidete. Da waren die Schrecken der Nacht von ihm genommen, wie ſchwarze Wolken vor der Sonne fliehen, er fühlte ſich wieder in Sicherheit, noch war ja nichts geſchehen, als was jedem Grundbeſitzer täglich geſchehen kann und worauf er gefaßt ſein muß. Er ſtand beruhigt auf und war beim Frühſtück mit den Seinigen ganz in ſeiner alten freundlich heitern Laune. Erſt als er an ſeinen Schreibtiſch ging, um die nöthigen Schritte für das Geſchäft zu thun, beſchlich ihn wieder die Sorge, welche er aber mit leichter Ueberlegung verſcheuchte. Als der Brief an den Sachwalter abgegangen war, fühlte er ſich ganz frei.

Eine Einladung nach Reſſen nahm einen der folgenden Tage in Anſpruch, es war zugleich der letzte, welcher Leo noch hier vergönnt war, da ſein Urlaub zu Ende ging. Von dem Oberſten hatte er ſchon Abſchied genommen, der alte Herr war nicht in Sielitz geweſen, ſondern hatte ihn dringend noch einmal zu ſich eingeladen, wo er mit ihm ſo Vieles, das ihm auf dem Herzen lag, beſprochen und ihn zuletzt mit der Verheißung entlaſſen hatte, ihn einmal in der Reſidenz, ſeinem Garniſonsorte, aufzuſuchen. In Reſſen wehte eine andere Luft: für Leo war der Tag ein reicher Anlaß zu Charakterſtudien. Das Familienverhältniß, wie er es hier ſah, konnte ihm unmöglich ge-

fallen, es fehlte der Geiſt, welcher Alles zuſammenhält. Der Vater, dem der ungeſtörte Genuß des Lebens das Höchſte war, die Mutter in ihren Siegwartsgefühlen verſchwimmend, der Sohn, ein lärmend wilder, ſehr niedlicher Officier, von dem ſich vorläufig nicht viel mehr ſagen ließ, und ſeltſam damit contraſtirend die kaltverſtändige Laura, jedes Glied der Familie ging ſeinen eigenen Weg. Leo beobachtete ſtumm, er fand wenig Anlaß, ſich in die glatt hinperlende Unterhaltung zu miſchen, er war überhaupt ein ſehr ſchlechter Geſellſchafter, weil er bei Geſprächen, die ihn nicht intereſſiren konnten, Stunden lang ſchweigend zuhörte, ohne auch nur eine Silbe zu äußern — recht läſtig konnte er dadurch werden, beſonders wenn er zuweilen ſtill vor ſich hinlächelte. Da er überdem häßlich war, ſo hatte er ſchon bei jungen Mädchen, die ſein Schweigen verkannten, manche ſpöttiſche Bemerkung hervorgerufen — hätten ſie es wiſſen können, welcher überlegene Geiſt ihnen gegenüberſtand, und daß er es nur um ihrer Geiſtloſigkeit willen verſchmähte, mit ihnen zu ſprechen, wie würden ſie vor ihm erſchrocken ſein! Aber ſie hatten nichts zu fürchten — ſein Sinn war auf andere Dinge gerichtet als auf ein Witzgefecht mit unreifen Mädchen.

Laura hatte ihn ſeit der Begegnung auf dem Kirchplatze nicht wieder geſehen, es war natürlich, daß ſie, als der Anlaß zu einer Unterhaltung mit ihm ſich bot, dort anknüpfte. Aber des Vaters Gegenwart hinderte überhaupt ein tieferes Eingehen in jede Angelegenheit von ernſterm Charakter, viel weniger hätte er ein Geſpräch über heilige Dinge ungeſtört gelaſſen — er verſtand es, eine ganze Geſellſchaft zu beleben, dann konnte er fein und liebenswürdig ſein, und wenn er auch

die Frivolität, die ſein Weſen ganz durchdrungen hatte, nie ſo zu beherrſchen verſtand, daß ſie nicht in einzelnen Blitzen hervorleuchtete, waren doch ſeine Anſpielungen nur den Erfahrenen deutlich. Für ihn war es ein Reiz mehr, daß er den unſchuldigen Gemüthern unverſtändlich blieb und doch die Mütter ängſtigen konnte, er werde allzu deutlich werden: gegen die Seinigen legte er ſich leider keinen Zwang darin auf. Heut fiel jener Reiz fort, darum war er vielleicht weniger witzig, aber nicht unterlaſſen konnte er es, die ernſte Wendung, welche die Unterhaltung durch die Schuld ſeiner Tochter zu nehmen drohte, ſofort zu hindern, indem er den jungen Geiſtlichen, welcher das allgemeine Intereſſe der Damen für ſich hatte, zum Gegenſtande ſeiner heitern Laune machte. Die Damen ſchaarten ſich, ihn zu vertheidigen, der Kammerherr lachte, und Leo, der gleich wieder verſtummte, richtete ſein prüfendes Auge auf Laura, welche mit einer beſondern Wärme für den Adjunct ſprach. Sie fand, daß er jedenfalls ein bedeutender Menſch ſei, und ſprach es muthig aus, indem ſie ihrem Vater vorhielt, daß er urtheile, ohne ihn jemals geſehen zu haben.

„Wohlan!“ ſagte Arnefeld. „Ihr macht mir Neugier, näher hinzuſchauen. Ich werde nächſten Sonntag mir die Ehre ſeiner Gegenwart an meinem Tiſche erbitten, wenn er nicht ſchon anderweitig verſagt iſt.“

„Es fragt ſich, ob er kommen wird!“ erwiederte Laura.

„Du meinſt, weil er mich für einen Kirchenverächter anſieht und es alſo für ſündlich hält, mit mir an einem Tiſche zu eſſen! Wäre ich ein alter Celibataire, wie unſer Nachbar in Rackwitz, ſo glaube ich, Du könnteſt Recht haben, aber da ich zum Glück ein beneidenswerther Gatte und dito Vater

bin — Dich nehm' ich dabei aus, Rudolph! — ſo beſitze ich einen Doppelmagnet, der mir wohl die Gunſt verſchaffen wird, des ſchönen Predigers Bekanntſchaft zu machen. Sie werden mir doch nicht Intriguen dagegen ſpielen, meine Damen?" wandte er ſich an die Rheinberg'ſchen Schweſtern.

Emma verſicherte lachend, daß ſie den blaſſen Adjunct gar nicht ſchön finde, Fanny ließ ſich auf den Scherz nicht ein. Frau von Arnefeld wußte durch ein Album, das ſie mittlerweile von der Marmorconſole geholt hatte, das Geſpräch zu unterbrechen, das dann nicht wieder auf dieſen Gegenſtand zurückkam.

Dafür nahm es beim Thee durch den Herrn vom Hauſe eine Richtung, welche in Leo's Bruſt ſehr ſchmerzliche Erinnerungen weckte. „Wiſſen Sie, daß meine Laura unter die Soeurs grises oder barmherzigen Schweſtern gegangen iſt?" fragte er. „Staunen Sie nicht, wenn Sie meine Tochter bald in einer Diakoniſſen-Anſtalt ſehen. Sie macht ſchon Vorſtudien dazu, und ich kann ſie in ihrem Berufe nicht hindern."

Laura hatte vor einigen Tagen die Familien beſucht, deren Verſorger ſie mit eigenen Augen bei dem Gewitter auf dem See hatte verunglücken ſehen. Sie erklärte dadurch des Vaters Reden und brach ihnen durch ein Paar flüchtige Bemerkungen über das, was ſie dort geſchaut hatte, die Spitze ab. Auch Fanny war mehrmals dort geweſen, ſo hülfreich, als ſie eben vermochte, ſie äußerte Vorwürfe gegen ihre Freundin, daß ſie ihr nichts davon habe ſagen laſſen, überhaupt ſich nicht auf dem Schloſſe gezeigt habe.

„Was denken Sie?" rief Arnefeld. „Meine Tochter hat mehr als eine Pflicht in Ihrem Dörflein zu erfüllen, ihre Pie-

tät iſt vielfach in Anſpruch genommen — bedenken Sie doch, daß ein Orlando ihr Leben gerettet hat und jeglichen Lohn verſchmähte, als den er von ihr ſelbſt empfangen würde. Du haſt ihn verabfolgt, läugne es nicht länger. Des Gefühls ſchäme ſich Niemand, ſagt Deine Mama."

Eine roſige Gluth lief plötzlich über Laura's Wangen. „Ja, Papa, ich war dort und habe es Dir, wie Allen, die es eben intereſſirte, geſagt. Des Schiffers Mutter lebt in großer Armuth "

Für Leo, dem ihre Bewegung nicht entging, lag in dem Zwiſchenfall eine ganze Geſchichte, welche ihn, er wußte ſelbſt nicht warum, verſtimmte. Denn Laura hatte ihm durchaus kein tieferes Intereſſe eingeflößt, er fand ſie klug und intereſſant, aber vom Herzen ſchien ihr kein warmer Lebensſtrom zu fließen, Alles, was ſie ſprach, war ihm wie kaltes Spiel des Verſtandes. Um ſo verletzender kam der Gedanke in ſeine Seele, der Gedanke des Argwohns, zu dem ſie nun Anlaß gab, daß ſie vielleicht ein herzloſes Spiel mit der Seelenruhe eines einfachen, gegen ſein Gefühl nicht gewaffneten Menſchen treiben könne. Er fand ſie nun in einem ganz andern Lichte ſtehend und ſuchte kein Wort mehr mit ihr zu wechſeln. Laura mußte es bemerken, daß er ſie vermied. Ihr ſtolzes Auge maß ihn jetzt einige Mal, — wie unvortheilhaft ſtellte ſich der junge Edelmann ihr dar! Nehmt dieſer bäuriſchen Geſtalt die goldgeſtickte Uniform, die ihr allein noch einiges Anſehn giebt, und werft ihm dafür den Kittel eines Arbeiters oder die Schifferjacke über — wer wird in ihm etwas mehr ſuchen, mehr auch in geiſtiger Beziehung? Ihre geſchäftige Phantaſie wollte die Parallele noch weiter ſpinnen, einen umgekehrten

Fall ſetzen, aber ſie hielt ihr ſtreng die Zügel. Von all' dem, was in Beider Seelen vorgehen mochte, hatten die Andern nichts gemerkt, der Tag war ihnen höchſt angenehm entflogen, Frau von Arnefeld war ganz enchantirt von der echtritterlichen Courtoiſie des Kammerherrn und empfahl ihn noch vor dem Gutenachtkuß ihrem ausgelaſſenen Sohne zum Muſter, dieſer hatte ſich mit der Blondine, bei welcher all' ſeine Kindereien die beifälligſte Aufnahme fanden, herrlich unterhalten, und Fanny war nicht von ihrer Laura Seite gewichen. Herr von Arnefeld aber verglich ſich dem Meiſter vom Stuhle, der Alles geregelt hatte.

„Nun, Herr Nachbar, wir handeln doch noch einmal um Sielitz!" Damit entließ er den Kammerherrn, welchem er dadurch auf der Heimfahrt viel zu denken gab.

„Willſt Du im Ernſt das Gut kaufen?" fragte am folgenden Morgen Frau von Arnefeld ihren Gatten, mit welchem ſie immer allein frühſtückte.

„Jetzt freilich nicht," antwortete er, ſich in ſeinem Seſſel dehnend, „aber wenn mein Papa das Zeitliche geſegnet hat."

„Wer weiß, ob Rheinbergs ſich bis dahin halten," ſagte ſie. „Es ſollte mich wahrhaft betrüben, dieſe guten Menſchen in trauriger Lage zu ſehen, jedesmal, wenn ich daran denke, möchte ich weinen." Sie weinte aber nicht, im Gegentheil ſchien ihr der Kuchen zu ihrem reichlich zugemeſſenen Kaffee ganz beſonders zu munden.

„Mich ſollte es auch ärgern, denn ich habe die Idee, das ganze Seeufer an mich zu bringen, wenn mein Papa geſtorben iſt. Er muß ein coloſſales Vermögen hinterlaſſen. Das ganze

Beſitzthum, wenn es ein ſo bedeutender Gütercomplex geworden iſt, verwandelt ſich dann leicht in —"

„Nur kein Majorat, muß ich bitten!" unterbrach ihn die Gattin. „Die größte Ungerechtigkeit wäre das gegen Deine Tochter."

„Fällt mir auch gar nicht ein," verſetzte er. „Ich meinte, ſie in eine Standesherrſchaft, an welcher der Grafentitel hängt, zu verwandeln. Dann eine erbliche Pairie damit verbunden. Du Frau Gräfin von Arnefeld, oder laſſen wir der ganzen Herrſchaft einen Namen geben, den auch wir führen. Laura ſoll keineswegs ein armes Fräulein vom See bleiben, ſondern eine von den höchſten Freiern begehrte Erbin. Und wie kann unſer kleiner Huſar dann in der Welt auftreten!"

Jetzt kamen der Dame wirklich Thränen in die Augen, ſie rechtfertigte dadurch glänzend den Ausſpruch, welchen einſt Frau Schramm, die geweſene Amme ihres Gatten, über ſie gethan hatte. Worüber mochte ſie eigentlich jetzt weinen?

Die bedrängte Lage der benachbarten Familie war alſo ſchon in den weiteſten Kreiſen bekannt. Es liegt darin ſtets eine große Gefahr für den Credit. Daß Rheinbergs im Aeußern den Anſtand aufrecht hielten, daß ihr Haus gaſtfrei war, konnte die allgemein verbreitete Annahme, welche durch ihr im Ganzen eingezogenes Leben beſtätigt wurde, nicht entkräften. Von derſelben Vortheil zu ziehen, verſchmähten die ſpeculativen Köpfe der Umgegend nicht. Rheinberg brauchte mehr als einmal baares Geld und ſchloß deshalb manchen Holz- und Getreidehandel ab, wie er ſchlechter hier zu Lande noch nicht erhört worden war. So beraubte er ſich auch der Hülfsquellen für die Zukunft, indem er auf zwei, drei Jahre voraus losſchla-

gen mußte, mit Abzug bedeutender Zinſen und Proviſionen. Die Gütermäkler ſahen ihn bereits für reif an, noch ehe er ſelbſt eine Ahnung davon hatte.

In Sielitz wurde es nach Leo's Abreiſe ſehr ſtill. Der Vater hatte ſein freundliches Geſicht zwar nicht verändert, aber in ſeinem Blicke lag nur zu oft ein Ausdruck, welchen die älteſte Tochter in ihrer Harmloſigkeit zwar nicht bemerkte, der aber der jüngſten nicht entging. „Vater, Du biſt wohl krank?“ hatte ſie mehr als einmal gefragt, war aber immer darüber beruhigt worden. Daß alſo ein innerer Gram die Urſache zu dieſen traurigen Blicken ſein mußte, ſchien ihr auch dadurch gewiß, daß ſeine Zärtlichkeit gegen ſie und ihre Schweſter in mancher Stunde bis zu unmännlicher Weiche ſtieg. Der Schweſter vertraute Fanny zwar ihre Beſorgniſſe, aber dieſe begriff nicht, wie ſie ohne Grund ſich quälen könne, und ſo wurde ſie mehr und mehr auf ſich ſelbſt gewieſen. Denn einer fremden Seele ſich zu erſchließen, etwa Laura, welcher ſie ſonſt von ihren kleinen Erlebniſſen mehr erzählte als ihrer eignen Schweſter, hätte ſie nicht über ſich vermocht. Die glaubte ſich, ſo jung ſie war, ſtark genug, Alles zu tragen, was ihr beſchieden war.

Von Reſſen hörten ſie lange nichts, auch in der Kirche ſahen ſie Niemand von dort. Emma hatte ſchon einen Anflug von Bitterkeit, ihrem ganzen Weſen ſonſt ſo fremd, wenn ſie von Arnefelds ſprach, denn nach der übertriebenen Aufmerkſamkeit, die ihr geweiht worden war, hätte ſie eine ſolche Vernachläſſigung nie erwartet. Der Verkehr zwiſchen beiden Familien, ſeit Reſſen in dieſen neuen Beſitz übergegangen, war aber nie ein ſo lebhafter geweſen, daß er eine förmliche Erkun-

digung gerechtfertigt hätte. Der Kammerherr hatte wohl andere Sorgen, die ihn beſchäftigten. Endlich erfuhr Fanny zufällig, daß in Neſſen etwas in der Familie vorgefallen ſei, in deſſen Folge der Sohn plötzlich zu ſatteln befohlen und das elterliche Haus verlaſſen habe. „Woher weißt Du das?“ fragte ſie das Hausmädchen, deren Erzählung ſie im Vorübergehen gehört hatte. Anne nannte ihren Bruder, welcher es geſtern mitgebracht. Mehr wußte ſie nicht, und Fanny verſchmähte es, weitere Erkundigungen einzuziehen.

Was nun der junge Schiffer erfahren, mochte es wahr oder verfälſcht ſein, das legte er in einem Briefe nieder, welchen er eines Abends nach großartigen Vorbereitungen zu einem ſo ſchwierigen Geſchäft an ſeine Großmutter ſchrieb. Er hatte ſich dazu bei dem Adjunct, ſeinem alten Spielgenoſſen, Papier und eine Feder borgen wollen, dieſer nöthigte ihn aber, gleich in ſeiner Stube zu ſchreiben, wo er ungeſtört ſei, legte ihm Alles zurecht und ſetzte ſich dann, mit ernſten Studien beſchäftigt, ihm gegenüber.

Roland hatte Recht gehabt, als er ſeiner Großmutter verſicherte, daß er das Rudern beſſer verſtehe als das Schreiben — auch nahm er ſich weit beſſer dabei aus. Wenn er in ſeinem Kahn ſtand, den er ſo gewandt führte, als der ſicherſte Reiter ſein Roß, wie frei und kühn war ſeine Haltung und ſein Blick — über den Bogen Papier gebeugt, der ſeit einer Viertelſtunde des erſten Buchſtaben wartete, an der langen Feder kauend, deren Fahne er ſchon zur Hälfte abgebiſſen hatte, mit dem ſorgenvollen Geſicht eines Grüblers, konnte er Mitleid erregen. „Fehlt Dir noch etwas, Karl?“ fragte der Adjunct, ohne zu lächeln.

„Der Anfang," ſagte Roland kleinlaut.

Schrader half ihm aus der Noth. Als das Eis einmal gebrochen war, ging es beſſer, bald glättete ſich die beinah kummervolle Stirn und die Feder fing an, ſich ihrer urſprünglichen Beſtimmung bewußt zu werden, ſie flog über das Papier, alle pedantiſchen Rückſichten auf Orthographie oder gar Satzbau verachtend. Nach den erſten gewöhnlichen Redensarten über gegenſeitiges Wohlbefinden hieß es in dem Briefe ungefähr ſo: wir entkleiden die Stelle natürlich ihrer Buchſtabenfreiheit und geben ſie verſtändlicher.

„Was ſie in Reſſen machen, will ich Sie ſagen, ich bin geſtern dort geweſen. Der Junge hat ſich mit ſeinem Vater gezankt, der iſt geweſen auf die Entenjagd und unſere Anne hat er geſehen, die iſt Rohr ſchneiden geweſen. Hat uns nichts geſagt, bewahre, in Reſſen hab' ich Alles gehört von die Vehlitzen ihre Schweſter. Da iſt der Alte mit ſeinem Kahn hingefahren, — pfänden, ſagt er, aber ſie hat nicht geſtohlen, denn wir können dort Rohr ſchneiden, und iſt nicht einmal ſeines. Ach, herzliebſte Großmutter, war ich dabei, aber ein Unglück hätte es gegeben. Die Anne vor Furcht war doch auf's Land geſprungen und kriegen ſich die Beiden im Kahne das Zanken — dadrum, ich weiß nicht, aber der Junge iſt nun fort. Und die Fräulein hat ſich zwei Tage eingeſchloſſen, die Alte aber weint noch, ſagt die Muhme. Ich wollte, Großmutter, die Fräulein gern ſehen, weil's mir leid that, bin auf ein Baum geklettert, das will ich Sie nicht erſt erzählen. Auf dem Hofe ſind viel Schafe krepirt, aber der Alte lacht dazu, denn ſie haben Geld wie Heu. Unſer Paſtor iſt wieder geſund —" hier blickte der Schreiber, einem natürlichen Ideengange folgend, raſch auf

und begegnete dem Auge des Adjuncts. „Fehlt Dir der Schluß?“ fragte dieſer gleich und lächelte jetzt, vielleicht um zu verbergen, daß er ſich ertappt fühlte. Aber der ehrliche Schiffer dachte nicht daran, daß man Geſchriebenes verkehrt leſen könne.

„Ja, es iſt auch genug,“ ſagte er, und nahm die Formel, welche ihm der Gelehrte mittheilte, dankbar auf. Dieſer mußte ihm den Brief noch falten, zuſiegeln und adreſſiren, dann nahm er ihn mit ſich fort, um ihn nach der Seeſchenke zu tragen, wo die Fahrpoſt anhielt, um die Correſpondenz der Gegend zu beſorgen.

Der Adjunct, ſobald er allein war, überließ ſich ganz dem Eindrucke, welchen die ſo eben geleſenen Worte auf ihn gemacht hatten. Er ging heftig auf und nieder und ſteigerte ſo die hochgehende Fluth ſeiner Aufregung.

„Noch müſſen wir dulden,“ dachte er, „noch ſind wir rechtlos den Andern gegenüber. Das ganze Füllhorn, das über ſie ausgeſchüttet iſt, genügt ihnen noch nicht — uns ſoll nichts bleiben, nichts als das nackte Daſein, ſo lange es dem Jammer widerſteht, ſie ſtrecken die Hand nach jedem Blümlein aus, das etwa auf unſerm Pfade ſprießen will, uns mit ſeinem Schmelz und Duft zu erfreuen. Was ſollen wir auch damit! Blumen ſind Luxus der Natur, der Luxus aber in jeder Geſtalt iſt der Reichen Monopol. Unſer Loos iſt Ackern und Mühen für ſie, wir dürfen nichts unſer eigen nennen, nicht einmal unſre innerſte Ueberzeugung, ſogar den Glauben zeichnen ſie uns vor. O wär' ich dieſer Demüthigung enthoben, die ich in täglicher Heuchelei trage! Das Aergſte wurde mir zwar im letzten Momente, da ich faſt meine Schmach beſiegelt hätte, erſpart, aber wer ſteht mir dafür, daß nicht morgen

der alte fanatiſche Mann wieder auf den Gedanken kommt, ſich einen Predigtentwurf vorlegen zu laſſen, der nicht enthalten kann, was er darin fordert? Was mir ein leerer Schall, eine Formel iſt, muß ich es denn bekennen und anbeten? Sie ſagen wohl, dann lege Dein Amt nieder; kann ich es denn, wenn der Geiſt, der in mir ſeine Siegesfackeln glorreich entzündet hat, mir befiehlt, mich dieſes Amtes zu bedienen, um ſein heiliges Feuer in alle Welt zu tragen, damit ihre grellen Widerſprüche gelöſt und befriedigt werden? Kann ich zurück in die Dämmerung, mag ſie auch ſo poetiſch, ſo zauberſchön ſein, wie die um den Hochaltar im Mailänder Dom geſchildert wird, kann ich zurück in die Dämmerung, wenn ich das Licht erkannt habe? Das Licht, ſagen ſie, kommt, wie aller Segen, von Oben! Und das Volk glaubt es ihnen, obgleich es täglich ſehen kann, wie die Sonne erſt aufgeht und nach Oben ſteigt, wie der Segen der Feldfrucht aus der Tiefe, wo das Samenkorn ruht, emporwächſt, wie aller Anfang zu großen Dingen klein iſt — der Thau, der Regen, wo iſt ihr Urſprung? Die Weiſen, welche die Völker erleuchtet und ſelig gemacht haben, waren ſie nicht alle aus der Niedrigkeit erſtanden? Betrachtet die Wenigen, welche, im Purpur oder auf den Höhen des Lebens geboren, jenen Beinamen trugen, nur näher, fragt euch, ob ſie bemerkt worden wären, wenn ſie nicht als Fürſten oder Große dageſtanden! Warum hofften die Juden Jahrhunderte hindurch vergeblich auf den Meſſias? Weil ſie ihn erwarteten mit Herrlichkeit angethan! Und wahrlich, ſo lange wird auch unſer Volk, das unglückliche, vergeblich harren auf ſeinen Meſſias, ſeinen Salvator, ſo lange es noch in gläubiger Gewohnheit nach Oben und nicht vertrauend in ſeiner eignen Mitte

umherblickt. Aus ſich ſelbſt, durch die Erzeugungskraft, die ihm ungeſchwächt inne wohnt, muß es den Salvator gebären, es muß ihn an ſeiner Bruſt groß ziehen, und wenn die Zeit gekommen iſt, hoch auf ſeinen Schild emporheben, daß er ſeine Miſſion vollbringe!“ Die Augen des jungen Geiſtlichen glänzten von einem Strahl der Begeiſterung, er hatte ſein Haupt mit den wallenden Locken hoch aufgerichtet und ſtreckte die Rechte weithin aus, als wolle er einer zahlloſen Gemeinde den Segen ſpenden.

10.

Der Brief des jungen Schiffers traf die Großmutter, als ſie eben beſchäftigt war, ihre Toilette zum Mittag zu machen. Sie ſtand vor dem großen Spiegel in dem Zimmer ihres Herrn, welcher ausgeritten war, und glättete mit Hülfe einer kleinen, in feines Nußöl getauchten Bürſte ihr ſilbergraues Haar. „Viel Briefe?“ fragte ſie, ohne ſich umzuſehen, den Bedienten, deſſen Eintritt und Geſchäft ſie durch den Spiegel wahrgenommen hatte.

„Vier an den gnädigen Herrn und einer für Sie, Madame Schramm,“ ſagte der Diener.

„Legen Sie nur hin, Schepke. Und verpaſſen Sie den Herrn nicht.“

„Das wäre ſchlimm, da müßte er auf dem Pferde ſitzen bleiben. Er konnte doch heute kaum 'rauf, konnt's Knie gar nicht biegen.“

„Sprechen Sie nicht ſo einfältig, Schepke.“

„Nun, mein Je, ich werde in ſeinem Alter nicht mehr reiten können. Madame Schramm, ich will Ihnen was ſagen. Sie ſollten ihn 'rum kriegen, daß er nicht mehr reitet, es taugt nichts mehr für ihn.“

„Dummheit!“ ſagte die Schramm, indem ſie ſich die Haube aufſetzte.

„Ich ſage Ihnen, wir erleben einmal ein Unglück. Und wir zwei Beide ſollten ihn doch recht lange erhalten, denn ſo'n Dienſt kriegen wir nicht wieder.“

„Ich will auch keinen Dienſt weiter,“ verſetzte die Schramm.

„Das glaube ich! Sie haben Ihr Schäfchen in's Trockne gebracht. Aber ich armer Kerl, was wird aus mir? Heirathen hab' ich nicht dürfen, nun bin ich alt und grau, und er hat wohl nicht daran gedacht, mir einen Nothpfennig für meine treuen Dienſte auszuſetzen — meinen Sie nicht auch, Madame Schramm?“

„Schepke, Sie ſind ein Schlingel!“ ſagte die Haushälterin zornig. „Was unterſtehen Sie ſich, mir Schuld zu geben! Ich habe nichts in's Trockne gebracht, bin niemalen drauf ausgegangen, will auch nichts von meinem Herrn haben. Sie nun erſt recht, was können Sie verlangen? Haben Sie nicht Ihren Lohn pünktlich bekommen? Wenn Sie liederlich ſind und ſich in zwanzig Jahren keinen Nothpfennig erſparen können, was geht das meinen Herrn an? Soll er Ihnen etwa tauſend Thaler zum Vertoben ausſetzen?“

„Schepke!“ rief in demſelben Momente eine donnernde Stimme unter dem Fenſter.

„Ach mein Je!“ ſtöhnte der Diener und ſtürzte aus dem

Zimmer, es war ſein Herr, deſſen Heimkehr er nun doch verſäumt hatte. Die Schramm warf ſchnell noch einen Blick in den Spiegel und nahm dann die fünf Briefe in die Hand, welche ſie ſämmtlich gelaſſen öffnete und ihren Inhalt überflog, obgleich nur ein einziger an ſie ſelbſt gerichtet war. Dieſen las ſie zuletzt, er koſtete bei ſeiner undeutlichen Handſchrift und ſonderbaren Orthographie die meiſte Anſtrengung: ihre Stirn runzelte ſich darauf, mehrmals ſchüttelte ſie den Kopf und der Ausdruck ihres Geſichts zeigte großes Mißbehagen. Es war jetzt aber keine Zeit, dieſem nachzuhängen, denn ſie hörte ſchon den Tritt ihres Herrn auf der Treppe, über deſſen letzte Stufe er eben ſtolperte. Erſchrocken, in der Beſorgniß, daß er fallen könne, öffnete ſie die Thüre, er kam ihr jedoch mit feſten, klingenden Schritten entgegen.

„Schlecht Wetter, Louiſe!“ ſagte er, ihr die Mütze und Reitpeitſche überlaſſend. Sie warf einen flüchtigen Blick nach dem Fenſter, die Sonne ſchien draußen, und es regte ſich kein Lüftchen.

In der Mitte des Zimmers ſtand der alte Herr und dehnte ſich, als wolle er den vom Reiten ſteif gewordenen Gliedern neue Geſchmeidigkeit geben. Er war ein ſchöner Greis. Die hohe Geſtalt hatte ſich noch immer nicht gebeugt, weder übergroße Fülle gewonnen, noch ſich zum Skelett verzehrt, das vornehme Geſicht hatte Farben, um welche es mancher von den Fatiguen großſtädtiſchen Aufenthalts mitgenommene Jüngling beneiden konnte, die blauen Augen lagen zwar etwas tiefer, der Mund war aus Mangel an Zähnen ein wenig eingefallen, aber der Ausdruck der freundlichen Züge hatte dadurch nicht

gelitten und das ſchneeweiße, kurzgeſchnittene Haar machte die ganze Erſcheinung zu einer Ehrfurcht gebietenden.

Die Schramm fragte, ob er zu frühſtücken befehle. „Nein!“ ſagte er kurz. „Wo iſt der Schepke?“

„Gnädiger Herr, im Stalle — hat er Ihnen nicht den Hengſt abgenommen?“

„Ach ja! — Klingle einmal, Louiſe.“ Er ging mit kurzen, feſten Schritten nach ſeinem Schreibtiſch.

Sie klingelte, es kam aber natürlich Niemand, denn der Herr hatte nur zwei Dienſtboten und Schepke war durch die Klingel im Stalle nicht erreichbar. Auch ſchien es den Alten wenig zu kümmern, er fragte weiter nicht, ſondern kramte ungeduldig in ſeinen Papieren.

„Was befehlen Sie, gnädiger Herr?“ fragte die Schramm nach einer Weile.

„Du biſt doch ein vergeßliches Frauenzimmer!“ ſagte er, ſich umwendend, und drohte ihr freundlich mit dem Finger. „Hab' ich mir nicht von geſtern etwas aufgehoben? Was war es doch?“

„Das liegt doch nicht in Ihrem Fache! Ein halbes Hühnchen — ich werde es holen.“

„Na ja! Mich hungert.“ Er verzehrte das halbe Huhn mit großem Appetite und trank ein großes Glas Portwein dazu. „Sind Briefe da?“

„Drei,“ ſagte die Haushälterin.

„Von wem? Tragen Sie vor, Herr Referent,“ befahl der alte Herr und ſetzte ſich lächelnd in Poſitur.

„Der Banquier Meiners zeigt an, daß er die Papiere verkauft hat, und fragt, wie Sie die Summe anlegen wollen.“

„Was waren das doch für Papiere, Louiſe?“ fragte Herr von Arnefeld zweifelhaft.

„Vierzehntauſend freiwillige Anleihe.“

„Warum hat er ſie denn verkauft? So ein ſicheres Papier. Denkt der Mann, daß der Staat Bankrott machen wird?“

„Sie haben es ihm ja ſelbſt aufgetragen, gnädiger Herr, und hatten im Sinne —“

„Ah, ich weiß jetzt ſchon. Ganz recht. Dort liegt ein Bleiſtift, ſchreibe darauf: Gleich zu erledigen. Weiter! Von wem iſt der lange Brief? Vier engbeſchriebene Seiten.“

„Der Oberſt von Haug auf Rackwitz bittet um ein Darlehn.“

„Ein Darlehn?“ fragte der alte Herr, unruhig auf ſeinem hölzernen Schemel rückend.

„Soll ich Ihnen den Brief vorleſen? — Mein alter, braver Freund —“

„Vier Seiten?“ unterbrach ſie Herr von Arnefeld. „Dazu haben wir jetzt keine Zeit. Wie viel will er denn haben?“

„Das weiß ich noch nicht, ich habe den Brief auch noch nicht ausgeleſen. Scheint ſehr viel haben zu wollen.“

„Sehr viel? — Schreibe drauf: Wieder vorzulegen. — Und endlich?“

„Frau von Mörner —“

„Ad acta, Louiſe! Gleich ad acta geſchrieben. So, nun ſind wir fertig. Du biſt der flinkſte Referent, den ich in meinem Leben geſehen habe. Schicke mir den Schepke und geh' Deiner Wege. Was das Weib noch kokett ausſieht! Höre, Louiſe! Du ſollteſt den armen Schepke heirathen — Du weißt, wenn ich einmal todt bin —“

Frau Schramm ſah ihn ſchweigend an, als erwarte ſie,

daß er ſeine Rede fortſetzen werde. Da er aber nur auffordernd ſagte: „Nun, Louiſe?“ ſo erwiederte ſie kalt: „Sie meinen, ich bin gerade gut genug dazu.“

„O nein, Louiſe. Du hätteſt zehnmal wieder heirathen können, das weiß ich: Du warſt ja ein Prachtweib, als Dein Mann ſtarb — haſt Dich der Liebhaber gar nicht erwehren können. Aber ich dachte, da ihr Beide euch nun an einander gewöhnt habt, und wenn ich einmal todt bin —“

„Gnädiger Herr, wenn Sie doch immer an Ihren Tod denken, ſo wär's wohl Zeit, daß Sie auch daran dächten, wer Ihnen auf dieſer Welt noch am nächſten ſteht —“

„Du, Louiſe! Ich habe Dich nicht vergeſſen,“ ſagte der alte Herr mit einem unwillkührlichen Blicke nach ſeinem Schreibtiſche.

„Können Sie denken, daß ich mich ſelbſt meine?“ entgegnete die Schramm etwas heftig. „Haben Sie nicht einen Sohn?“

„Den habe ich und was für einen Sohn!“ ſprach der Alte. „Davon laß uns ein ander Mal reden.“

„Ein ander Mal! So höre ich die Leute in allen Ecken ſagen, immer aufſchieben und wieder aufſchieben, bis keine Zeit mehr iſt. Heut müſſen wir's endlich in Richtigkeit bringen. Sie thun, als wüßten Sie gar nicht, daß ich in Reſſen geweſen bin — und wenn Sie noch ſo ſehr nach der Stubendecke ſehen, es hilft Ihnen nichts! Ich habe Baron Adolar beſucht. Er möchte ſehr gern ſich mit Ihnen ausreden!“

„Möchte er das?“ rief der Vater. „Hat er Dir auch geſagt, warum?“

„Warum? Wenn ſein leiblicher Vater das nicht weiß!“

„Du biſt ein gutes Weib, Louiſe, aber manchmal zu kin-

diſch, ſo alt, wie Du biſt. Und vergeßlich — man glaubt es kaum. Wie oft kommſt Du mir mit dieſer unſinnigen Forderung!"

„O ich möchte einen Hammer nehmen und Ihr hartes Herz entzwei-ſchlagen, denn es liegt doch ein ſüßer Kern drin für den armen Baron Adolar!"

„Du wirſt ja ganz bleu mourant auf Deine alten Tage! Laß Dir die Nußknackergedanken vergehen: es könnte ſein, daß Du einen recht kohlſchwarzen verdorrten Kern fändeſt — meine Schuld iſt das nicht! Wenn es nicht zu abgedroſchen wäre, möchte man glauben, Du hätteſt die Kinder an Deiner Bruſt vertauſcht, Louiſe, und mir Deine Range ſtatt der meinigen untergeſchoben — ſolche Affenliebe haſt Du zu dem — Baron Adolar."

„Mein Kind war ein Mädel," ſagte die Schramm finſter.

„Abgemacht! — Sind keine Briefe da?"

„Sie haben ſie ja ſo eben in Händen gehabt, und befohlen, was darauf geſchehen ſoll."

„Alle?" fragte der alte Herr zerſtreut.

„Was meinen Sie damit?" entgegnete die Haushälterin, nach ihrer Taſche greifend. „Ich werde doch keinen unterſchlagen."

„Närriſches Frauenzimmer, wer ſagt denn das! — Es waren ſieben, nicht wahr?"

„Drei!" berichtigte ſie, die Zahl ſcharf betonend.

„Ach ja. Der alte Rheinberg wollte Geld haben, wie viel doch? Ich hab's ihm bei Meiners angewieſen."

„Gott! Nehmen Sie's nicht ungnädig, aber Sie halten Ihre Gedanken auch gar nicht beiſammen. Nichts haben Sie angewieſen, und es war nicht der Kammerherr von Rheinberg,

ſondern der Oberſt von Haug, der Geld von Ihnen borgen wollte."

„Ja, dem kann ich es nicht gleich geben — meinem alten guten Rheinberg hätte ich angewieſen, ſo viel er haben wollte."

„Der braucht nichts," verſetzte die Haushälterin kurz.

„Es geht ihm alſo gut, das freut mich. — Was ſchrieb doch der Schrader?"

„Schrader?" rief die Schramm ſichtlich betroffen, indem ſie wieder nach der Taſche griff. „Von — Schrader iſt doch kein Brief gekommen?"

„Nicht? Ich hätte drauf ſchwören wollen. Begreife gar nicht, warum der Menſch nicht ſchreibt. Er hatte es mir ſo gewiß verſprochen. — Schepke!"

„Ich werde ihn ſchicken. Sie haben eine Stimme, daß die Scheiben klingen."

„Alte, du biſt heut ganz obſtinat, ich werde Dich an den Kappzaum nehmen. Schicke mir den Schepke."

Sie verließ ihren Herrn, ohne auf ſeinen Scherz nur eine Miene zu verziehen. Schepke wartete ſchon draußen und eilte auf ihren Wink hinein. „Warum kommt Er nicht?" hörte ſie noch, dann eilte auch ſie, in ihre kleine Stube zu kommen, wo ſie ſich niederſetzte und aus ihrer Taſche zwei Briefe zog. Der eine war von ihrem Enkel, ſie hatte ihn bereits, wie wir wiſſen, mit Anſtrengung entziffert, der andere trug eine höchſt ſaubere Handſchrift, welche ſich angenehm las: Frau Schramm vertiefte ſich förmlich hinein, aber ihr Geſicht nahm einen Ausdruck an, der mit jeder Zeile widerwärtiger zu werden ſchien.

„So, ſo!“ murmelte ſie. „Das Zeug verſteh' ich nicht, dazu bin ich zu dumm, aber wo's hinaus läuft, das ſeh' ich. Mein Kopf iſt alt, aber er findet ſich immer noch zurecht. — Er will nichts für ſich — o nein! Der Bauer frißt auch keinen Klee, aber wenn er ihn den Kühen vorlegt, ſo geben ſie noch einmal ſo viel Milch und er kann ſie beſſer melken. — Seht doch! Ich hätte ihm nur ſollen in Sielitz beſſer die Wahrheit ſagen: da ſtreute er mir auch Sand in die Augen. Den Brief —“ ſie riß ihn langſam in kleine Stücke — „ſoll der Alte nicht leſen, es wäre, als gäbe ich ihm Gift ein. Aber als ob er es gewußt hätte! Wie er fragte, hätte ich mich beinah verrathen. — Der Oberſt bläſt mit ihm in ein Horn, das ſeh' ich ſchon, die Menſchen werden immer verrückter!“ — Sie lachte kurz und höhniſch auf. „Schmecken ſollte es ihnen, nicht wahr? Aber es wird nichts daraus, darauf könnt ihr euch verlaſſen.“ Mit dieſen feſtem Wort ging ſie an ihre Geſchäfte.

Der alte Herr von Arnefeld hatte unterdeſſen mit Schepke's Hülfe auch die ſeinigen abgemacht, das heißt, ſich des Reitanzuges entledigt und eine jener Pfeifen angezündet, von denen unſere junge Generation, weil ſie aller Gründlichkeit abhold iſt, nichts mehr wiſſen will. Eine frivole Cigarre, die flüchtig bereitet, flüchtig in Dampf verwandelt wird, deren Duft die Nerven aufregt, die man fortwerfen kann nach Belieben, das iſt ein zeitgemäßer Genuß — die Pfeife, wohl gar mit einem ſilberbeſchlagenen Meerſchaumkopf, wie Herr von Arnefeld ihn eben mit Wohlgefallen betrachtet, gehört für den Zopf. Es iſt das Verhältniß einer langweiligen Ehe zu einer feurigen, wenn auch kurzen Liebe — und in einer Zeit, wo die Ehe nicht mehr heilig genannt, noch heilig gehalten wird, weil ſie

dem freiheitdürſtenden Geſchlechte mit zu den abzuſtreifenden Feſſeln gehört, in welche die Menſchheit unnatürlich geſchlagen iſt, giebt man der freien Liebe den Vorzug. Die Cigarre ſchmeckt nicht — eine andere! Wer hätte noch Zeit, in unverwüſtlicher Geduld einen Meerſchaumkopf ſo braun zu rauchen, wie das glänzende Exemplar, das Herr von Arnefeld mit Stolz ſein nennen kann, dieſe herrliche Färbung, das Werk von mehr denn zwanzig Jahren! Er ſaß nun und rauchte und ſann. Wenigſtens that er ſonſt nichts, und wie man von Alters her mit Recht die Meditation zu den ſchweren Arbeiten, aus denen oft das Heil künftiger Geſchlechter entſpringt, genannt hat, ſo konnte man ſagen, daß er tief in Geſchäften ſaß. Vor ihm ein großer Pokal, aus welchem er von Zeit zu Zeit einen Schluck that.

Auf einmal ſtand er raſch auf. Hatte er das Reſultat ſeiner Forſchungen endlich gefunden und wollte er es, wie der große Meiſter des Alterthums, in alle Welt freudig hinausſchreien? Er ſtapfte mit ſeinen kurzen, ſteifen Schritten nach ſeinem Schreibtiſche, ließ dort eine Feder ſpringen und ſah mit Zufriedenheit, daß Alles noch in dem Fache lag, wie er es vor Jahren ſchon zurecht-gelegt hatte, obenauf ein dickes Heft, mit mehrern großen Siegeln verſchloſſen. „Vergeſſen werde ich doch nichts haben!“ ſprach er für ſich. Und langſam ſchob er das geheime Fach wieder zu, langſam kehrte er auf ſeinen Seſſel zurück, um ſich die Pfeife, welche ihm bei dem Intermezzo ausgegangen war, von Neuem anzuzünden. So ſaß er, bis ihm ſein einſames Mittagsmahl aufgetragen wurde, welches die Schramm ſelbſt bereitete, ohne es mit ihm zu theilen. Aeltliche Herren, welche ihren Haushälterinnen meiſt un-

terthan ſind, pflegen ihnen mit andern Rechten des Zutritts auch den Platz am Tiſch zu geſtatten, um ſich in Trank und Speiſe ſelbander zu erquicken. Bei Arnefeld, mochte ſonſt das Verhältniß zwiſchen ihm und der Dame Schramm ſein, wie es wollte, war jene Vertraulichkeit nicht eingeführt, und ſie hatte ganz Recht, als ſie in Sielitz ihn ihren Herrn genannt hatte. Sie bediente ihn bei Tiſch, und es war eine ſeltene Freundlichkeit, wenn er ihr ſpäter im Zimmer eine Taſſe Kaffee anbot, welche ſie aber, ihrer Stellung eingedenk, noch nie angenommen. Im Sommer machte er Abends noch zuweilen eine kleine Promenade, welche ſtets daſſelbe Ziel auf demſelben Wege ſuchte, daher der alte Herr ſchon als bekannte Straßenfigur bei den Weihnachtsausſtellungen der Conditoren in Traganth zu ſehen war. Man erzählt ſich von einem Andern, welcher ſich zu ſeinem großen Aerger in ähnlicher Weiſe modellirt fand, daß er die Figur gekauft habe, um ſie zu beſeitigen, worauf der Conditor noch in ſeinem Beiſein gleich ein zweites Ebenbild aufgeſetzt und, wie der Erzürnte dann bemerkt, wohl zwanzig davon in Reſerve behalten. Dem Herrn von Arnefeld konnte das nie begegnen, denn er beſuchte keine Conditorei, ſo wenig er einen andern öffentlichen Ort beſuchte — ſogar die Schauſpielhäuſer kannte er nur von Außen. Zu irgend einer Beſchäftigung in ſeinem Zimmer war er ſeit langen Jahren nicht gekommen, er las nicht einmal die Zeitung, er hatte zwar eine Correſpondenz, wie wir geſehen haben, aber er behandelte ſie ganz büreaumäßig, und Frau Schramm, welche eine geläufige Hand ſchrieb, mußte Referent, Concipient und Mundent in einer Perſon ſein — höchſtens dictirte er einmal, aber er konnte auch ſicher ſein, daß ſie ſtreng nach ſeinem Willen ſchrieb, und

wenn wir ſie auf einer Unredlichkeit ertappt haben, ſo war das die erſte und es hatte damit eine ganz eigene Bewandtniß. Umgang pflegte der Alte gar nicht mehr, ſo viel Bekannte er auch in der Stadt hatte, nach und nach war er für dieſe verſchollen und vergeſſen, ſie wunderten ſich dann, wenn ſie ihn nach einiger Zeit wieder einmal auf der Straße ſahen, weil ſie ihn längſt für todt gehalten. Das hieß nun leben!

Regelmäßig, wie der Tageslauf überhaupt war, pflegte der alte Herr auch nach Tiſch eine halbe Stunde zu ſchlummern, und wenn er aufwachte, mußte der Kaffee auf dem Tiſche ſtehen: Frau Schramm hatte ſchon eine große Fertigkeit erlangt, das ohne alles Geräuſch zu bewerkſtelligen, leiſer, als ſie, konnte wohl Niemand eine Thüre öffnen und auf Socken gehen. Sie kam auch heut zur gewohnten Stunde und ſetzte das Geſchirr unhörbar nieder, aber ein leiſes Wimmern ihres Herrn erſchreckte ſie ſo, daß ſie faſt Alles umgeworfen hätte, als ſie ſich raſch nach ihm wandte. Er ſchlief noch — ſein Geſicht war verzogen, der Schweiß ſtand in hellen Tropfen auf ſeiner Stirn und ſeine Bruſt arbeitete heftig. War er krank oder quälte ihn ein böſer Traum? Sie hielt es für das Beſte, ihn zu wecken. Leiſe berührte ſie ſeinen Arm: er erwachte gleich und ſtarrte ſie mit entſetzten Blicken an, daß ihr graute. „Gnädiger Herr —“ ſagte ſie zurückweichend.

„Louiſe!“ rief er und beſann ſich. „Das war ein gräulicher Traum.“

„Sie ängſtigten ſich recht im Schlafe,“ ſagte ſie.

Er ſtand auf und wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn.

„Die alte Geſchichte kommt mir doch nicht aus dem Sinn,“ ſprach er verſtimmt. „Ich meine die mit dem Jungen. Das hat mir wieder geträumt — ſo, als ob es mir eben paſſirte. Und ſo lebhaft ſah ich ihn vor mir liegen, von Blut ganz überlaufen, und mein Gewehr rauchte noch.“

„Sie haben ja Alles abgemacht,“ tröſtete ihn die Schramm. „Der Vater war ja zufrieden geſtellt und Sie haben Geld genug müſſen zahlen, als ſich auch die Gerichte einmiſchten.“

„Wie geht es denn der Familie? Haſt Du etwas von ihr gehört?“ fragte er.

Sie wußte mehr, als ſie jetzt für gut hielt, ihrem Herrn mitzutheilen, und antwortete nur, daß ſie gehört habe, es ſei neulich erſt wieder reich für ſie geſorgt worden. Darin ſprach ſie die Wahrheit: aber der Anlaß war noch ſchrecklicher, als derjenige, welcher einſt Herrn von Arnefeld bewogen hatte, dreihundert Thaler zu zahlen; diesmal hatte das Schickſal den Verſorger, der ſeiner Familie ſo nothwendig war, von den Seinigen hinweggeriſſen: der Mann, welcher bei dem Gewitter auf dem See vor Neſſen verunglückte, war eben jener Vater geweſen, welchem einſt Herr von Arnefeld ein Kind erſchoſſen hatte.

Die Schramm verhehlte ihm ſorgfältig Alles, was ſeine alte Grille, wie ſie es nannte, nähren konnte. Sie gab die Hoffnung noch nicht auf, dieſelbe zu beſiegen: hätte ſie glauben müſſen, daß es ihr unmöglich ſei, ſo würde ſie das Aeußerſte nicht geſcheut haben. Aber der alte Herr mußte ja endlich zur Vernunft kommen und einſehen, daß der übereilte Schwur, den er einſt in der Stunde der Leidenſchaft, als er mit ſeinem

Sohne brach, geleiſtet hatte, eine Thorheit ſei, die er unbeſchadet ſeines Gewiſſens zurücknehmen könne. Darum hatte ſie auch Anfangs den Zufall geſegnet, welcher den jungen Schrader in das Haus geführt: ein Geiſtlicher konnte den alten Herrn am beſten über die unnützen Scrupel aufklären und ſein Gewiſſen beruhigen. Herr von Arnefeld hatte bisher aus einer gewiſſen Abneigung allen Verkehr mit Geiſtlichen vermieden, hier aber Wohlgefallen gefunden, ehe er wußte, daß Schrader, welcher ihm den kleinen Dienſt, von dem wir ſchon gehört, geleiſtet hatte, ein Diener der Kirche ſei — dann, als er es vernommen, war er ihm ſchon ſo angenehm geweſen, daß er ſich über ſein altes Vorurtheil hinwegſetzte. Die Schramm hatte das, wie geſagt, ſehr gern geſehen und durch den Bauernſohn, den ſie zu leiten hoffte, auf ihren Herrn zu wirken verſucht, aber wie anders war ſie gegen ihn geſtimmt worden, ſeit ſie bemerkte, daß er Geſpräche führte, welche ihn nur in ſeinem Vorſatze beſtärken mußten: Geſpräche über die große Noth in den untern Volksklaſſen und die Gefahr, welche mit jedem Tage wachſe, über das unſterbliche Verdienſt, welches ſich ein Menſchenfreund, der die Mittel dazu beſitze, durch eine recht große, mit Blitzesleuchten in die Welt tretende That erwerben könne, indem dadurch ein hinreißendes Beiſpiel gegeben werde, das mit Begeiſterung aufgenommen, mit Wetteifer im Opfern weiter getragen werden müſſe. Es war, als habe der Herr Candidat die vollſte Kenntniß von dem übereilten Schwure, welchem der Alte einſt ſein Seelenheil und ſeine irdiſche Ehre zum Pfande geſetzt! — Da war denn Frau Schramm, die es ſich gelobt hatte mit einem feierlichen Verſprechen, die Folgen dieſes Schwures von ihrem Lieblinge ab-

zuwenden, dem jungen Geiſtlichen eine bittere Feindin geworden, und keine Ahnung hatte ſie, wie er zu dem Glauben kam, ſeine Vocation nach Sielitz *ihrem* Einfluſſe auf ihren Herrn und durch dieſen auf den Patron der Sielitzer Pfarre zu danken. Im Gegentheile würde ſie gewiß Alles aufgeboten haben, ihn auch aus dem Hauſe ihres Herrn zu entfernen, wenn er nicht plötzlich von ſelbſt weggeblieben wäre. Ueber das Motiv dazu, welches ſie von dem Herrn nicht erfuhr, hatte ſie Schrader bei ihrer Unterredung in Sielitz belehrt und dadurch faſt ihr Herz von Neuem gewonnen, edelmüthig, wie er den Anſchein hatte — aber ſie war mißtrauiſcher Natur und hatte einen ſcharfen, praktiſchen Verſtand, ſo witterte ſie gleich wieder Abſichten, und ſiehe! der Brief, welchen *er* nun geſchrieben und *ſie* unterſchlagen hatte, gab ihr die Gewißheit, daß er des alten Mannes Neigung, wenn er auch nicht wußte, daß ſie ihn ſchon zu übereilten Schritten geführt habe, vollkommen zu benutzen verſtand. Größern Unſinn glaubte ſie nie geleſen zu haben, als die Pläne, welche der Herr Adjunct im Kopfe hatte, um die Menſchen glücklich zu machen! O ſie wußte noch gar nicht, wie weit dieſe gingen! Glaubte ſie wirklich, er werde ſie in ihrem ganzen Umfange und in ihrer wahren Bedeutung einem alten ſchwachen Manne, der gar nicht fähig war, letztere zu faſſen, anvertrauen?

Er war nun Schuld, daß ſie ſich zum erſten Male wirklich gegen ihren Herrn vergangen hatte. Aber der erſte Schritt war gethan, ſie konnte nicht umkehren. Alles mußte aus dem Weg geräumt werden, was ihrem geliebten Baron Adolar ſchaden konnte. Der Oberſt Haug, der nach ihrer Meinung mit dem Adjunct im Einverſtändniß war — und wie himmelweit

ſtanden ſie ſich doch fern! — hatte in einer langen Auseinanderſetzung um eine ziemlich bedeutende Summe gebeten, für welche er Sicherheit geben wollte; dies Geld ſollte auch zu Gott weiß welchen Einrichtungen für die Nothleidenden verwendet werden; hätte ſie ihrem Herrn das Letztere geſagt, ſo wäre die Summe ohne Frage von ihm bewilligt worden, denn ſie paßte zu ſeinem Vorſatze, darum hatte Frau Schramm es weislich verſchwiegen. Darlehne ſchlug er grundſätzlich ab und nur gegen Rheinberg beſaß er darin eine unglaubliche Schwäche, welche dieſer, nach der Meinung der Haushälterin, auch ſchon bis zum Uebermaße benutzt hatte. Allerdings hatte der Kammerherr in dringender Verlegenheit ſich mehrmals an ſeinen alten Freund gewendet, das hielt ihn eben ab, es jetzt, wo er ihm gar keine Sicherheit mehr bieten konnte, wieder zu thun. Die Schramm hütete ſich ſehr, von ſeiner Lage, über welche ſie in Sielitz ſo Manches gehört hatte, ihrem Herrn etwas zu erzählen, im Gegentheil verſicherte ſie ihm, als er in ſeiner Vergeßlichkeit Haug mit ihm verwechſelte, daß er in guten Verhältniſſen ſei. Seit ſie gehört hatte, daß Baron Adolar Sielitz von ihm kaufen wolle, konnte ſie unmöglich dazu beitragen, den Kammerherrn zu halten. Sie ahnte aber, daß ſie nach dem erſten unterſchlagenen Briefe noch öfter in die Nothwendigkeit kommen werde, ihre Treue zu verletzen, und gleichgültig ließ ſie das nicht; die innere Zuverſicht und Zufriedenheit, mit welcher ſie noch vor Kurzem ſagen konnte: „Ich bin ein ehrlicher Dienſtbote, ich belüge meinen Herrn nicht," war aus ihrer Bruſt verſchwunden; ſie machte zwar Alles, wie die Menſchen ihrer Sinnesart, Hoch und Niedrig, als Lieblingsrede ſagen, mit ſich ſelbſt ab und ſuchte

keinen Rath oder Beiſtand, aber ſo feſt ihr Entſchluß ſtand und der Weg zum Ziele klar vor ihr lag, Ruhe fand ſie nicht mehr in ihrem Herzen. Wie ſchauderte ſie, als ſie ſich zuerſt auf dem Gedanken ertappte, der ſeitdem öfter zurückkam: ſie wünſchte ihres Herrn Tod!

Zweites Buch.

Neue Wege.

1.

Durch die ſchweigende Abendlandſchaft, welche ſchon in tiefe Dämmerung gehüllt lag, brauſte der letzte Bahnzug mit ſeinem wehenden Baldachin von Funken. Wie friedlich die Flur! Auf keinem der Feldwege, die ſich durch die Ackerflächen ſchlängelten, war noch ein Geſpann oder ein verſpäteter Wanderer zu ſehen, die Dörfer, an denen der Zug vorüberflog, ſchienen bereits im Schlafe zu ruhen, kaum blickte noch hier und da ein einſames Licht zwiſchen den Bäumen hindurch. Nach und nach wurde aber die Gegend reicher angebaut, zerſtreute Häuſer, Gärten mit weißen Mauern ließen ſich erkennen — ein gellender Pfiff der Locomotive verkündigte die Nähe des Zieles.

„Sie werden doch erwartet?“ fragte in einem der Coupés eine männliche Stimme die einzige Dame, welche hier unter fünf Männern ſaß.

„Ich glaube kaum," antwortete die Dame, die ſich ſo geſetzt hatte, daß der Schein der Lampe nicht ihr Geſicht traf, das überdem durch einen Hutſchleier verhüllt wurde.

In dieſem Augenblicke fuhr der Zug ſchon in den Bahnhof ein und langſam an deſſen äußerſten Gebäuden vorüber: die Lampen des Perrons und die ſich auf demſelben bewegenden Menſchen bildeten einen Contraſt gegen die Stille draußen, durch welche man bis jetzt gefahren war.

„Kann ich Ihnen etwas helfen?" fragte der Mann wieder, welcher ſich ſchon unterwegs der verſchleierten Dame angenommen hatte, als ihr einer der Mitreiſenden ſeine unziemlichen Scherze aufdrängen wollte.

„Ich danke Ihnen, mein Herr," antwortete ſie. — Der Zug hielt, die Waggons wurden geöffnet: „Ihr Name?" hauchte es plötzlich von den Lippen der ſich raſch erhebenden Frau, ſo leiſe, daß eben nur der Befragte, der ihr ſo hülfreich geweſen war, die zwei Worte verſtand.

„Rheinberg," gab er überraſcht zur Antwort.

Sie grüßte ihn anmuthig mit der Hand und eilte in das Gewühl der ausgeſtiegenen Reiſenden, wo ſie gleich verſchwand. — „Sie hat Ihnen doch eine Karte gegeben, Herr von Rheinberg?" fragte der Andere, deſſen Aufmerkſamkeit der Dame nicht zugeſagt hatte.

Rheinberg ſetzte den Helm auf ſtatt der leichten Feldmütze, welche er im Coupé getragen, und ging, die ſpöttiſche Frage mit einer kurzen Erwiederung abfertigend, mit ihm und den Andern zu den Grenadieren, welche aus den Wagen dritter Klaſſe ſtrömend ſich eben in Reih' und Glied rangirten, um von der auf dem Hofe wartenden Regimentsmuſik eines Trup-

pentheils der Garniſon in die Stadt geleitet zu werden. Der Major und die übrigen Officiere beeilten die Formation, weil ſchon die Ankunft des Prinzen gemeldet wurde, der, von wenigen Adjutanten begleitet, das Bataillon empfangen und ſehen wollte. Die Soldaten, welche dem fürſtlichen Heerführer mit Begeiſterung ergeben waren, zeigten ſich wie elektriſirt von der Nachricht, welche leiſe durch die Rotten der Colonne lief. „Stillgeſtanden!“ ſchallte nun das Commando, das die militäriſche Scene einleitete.

Während deſſen war die ſchlanke Frau, die ſich ſo ſchnell von ihren Reiſegefährten getrennt hatte, in eine Droſchke geſtiegen und fuhr nun in die von Gasflammen erhellte Stadt hinein. Hier waltete noch das volle pulſirende Leben einer großen Reſidenz. Die langen Straßen mit ihren Doppelreihen von Lampen waren voll geſchäftig eilender Menſchen, denn in großen Städten eilt Alles der weiten Entfernungen wegen und thut geſchäftig, nur die Fremden wandeln in gemächlicher Beſchaulichkeit einher; Wagen mit Laternen und Dienern, klappernde Droſchken kreuzten ſich, die Läden hatten ihre Schaufenſter noch nicht geſchloſſen und zeigten all' ihre Herrlichkeiten, lockend ausgeſtellt, von ſchönen Kugellampen klar beleuchtet. Vor dem prächtigen Hauſe mit dem breiten Balcon unter den Linden, welches dem Herrn des Oſtens gehört, hielten viel glänzende Equipagen mit Wappen und Livreen, der Geſandte mochte ein Feſt geben: der Frau, welche in der beſcheidenen Droſchke vorüberfuhr, ſchlug das Herz, hier hatte ſie einſt auch ein Paar unvergeßliche Feſte erlebt! Aber hinweg damit! — Aus dem Opernhauſe ſtrömte die Zuſchauerwelt eines gedrückt vollen Hauſes in allen Richtungen aus einander: neue Erinne-

rungen für die Heimkehrende! Und jetzt wandte sich ihr Fuhrwerk in eine andere Region der Stadt, hier wurde es stiller und stiller, die glänzenden Läden für den Luxus fehlten, nur der Bedarf des gewöhnlichen Lebens fand hier seine Befriedigung, und die sucht man nicht mehr Abends nach zehn Uhr, menschenleer waren die Straßen, von wenigen vorüberhuschenden Gestalten belebt, welchen die Augen der Schutzmänner, deren weißbeschlagene Helme man hier und da blinken sah, spähend folgten.

Viel hatte sich verändert in Berlin, seit die Frau, welche wir begleiten, die Stadt zuletzt gesehen hatte: in dieser Region war so ziemlich Alles beim Alten geblieben, und doch war sie ihr neu und unheimlich, denn sie hatte dieselbe früher nie betreten. Es kam ihr vor, als könne sie hier gar nicht mehr in der großen, prächtigen Hauptstadt sein.

„Fünf und siebzig?“ fragte der Kutscher durch sein kleines Rückenfenster in den Wagen hinein.

Sie berichtigte die Nummer, er mußte falsch gehört haben. Etwas langsamer fuhr er weiter und hielt dann vor einem unansehnlichen Hause still. Die Frau öffnete den Schlag und blickte mit einem unangenehmen Gefühle nach den lichtlosen Fenstern hinauf. „Also hier! Welcher traurige Wechsel!“ dachte sie.

„Es wird doch richtig sein?“ fragte der Kutscher. „Rosenthaler Straße —“

Sie sah ihn betroffen an. „Wie kommen Sie darauf? Wer hat Ihnen diese Straße genannt?“ rief sie.

„Nanu?“ sagte der dicke Mensch und stieß seinen seltsamen, mit einem Kreuzblech versehenen Hutdeckel in's Genick.

„Haben Sie mir vor'n Narren in't Blaue geſchickt? Roſenthaler Straße haben Sie geſagt und dat iſt hier. Steigen Sie man aus."

„Aber es iſt mir nicht eingefallen, ich wollte nach der ChauſſeeStraße. Sie haben mich abſichtlich falſch verſtanden."

Der Kerl wurde grob, und wollte die Dame nicht hier ſich ſelbſt überlaſſen bleiben in ſpäter Nacht, ſo mußte ſie ihn mit mehr als doppelter Gebühr zu einer zweiten Fahrt dingen, wofür er ihr ebenfalls die Marke nicht aushändigte und auf dieſe Weiſe ein ganz gutes Geſchäft gemacht hatte. Trotz der ſtrengſten Strafen, welche auf ſolche Streiche geſetzt ſind und auch vollſtreckt werden, fallen ſie gegen Damen und Fremde noch immer faſt täglich vor. — Es war dieſer unfreiwillige Umweg aber die Urſache, daß die Frau, als ſie endlich das Haus in dem erſt ſeit ihrer Abweſenheit angebauten Stadttheile erreichte, Alles im tiefſten Schlafe fand. Der Kutſcher ſetzte ſie ab, reichte ihr aus beſonderer Rückſicht noch ihre große und ziemlich ſchwere Reiſetaſche aus dem Wagen und fuhr dann eilig von dannen.

Vor dem Hauſe war eine ſteinerne Treppe von mehrern Stufen, die Angekommene ſetzte ſich nieder und neigte ihr Haupt in den Schooß: ſie hatte noch nicht die Klingel gezogen. Was mochte ihre Abſicht ſein? Wollte ſie überhaupt die Ruhe des Hauſes nicht mehr ſtören und auf dem kalten Stein ſchlafen? Oder ſuchte ſie nach all' dem Haſten und Treiben der Reiſe erſt eine ſtille Einkehr in ſich ſelbſt, um ſich für das Wiederſehen, das ihr bevorſtand, zu ſammeln? Betete ſie vielleicht, wie es der Seele wohl thut, die das Bedürfniß endlich fühlt, ſich wieder zu dem einzigen Hort und Heil zu wenden?

Ein Tritt, welcher aus einer nahen Seitenſtraße klang,

ſtörte ſie. Noch konnte er vorübergehen, ohne ſie zu bemerken, ſie erhob nur den Kopf und lauſchte. Aber da bog ein Mann in die Straße ein und kam auch gleich, ſeinen Gang beſchleunigend, zu ihr.

„Was machen Sie denn hier?“ war ſeine Frage, ein wenig im Tone der Autorität, was ſie verletzte, denn ſie hielt ihn nach ſeiner Kleidung für einen Soldaten, deſſen Recht zur Frage ſie nicht anerkannte.

„Das kann Ihnen ſehr gleichgültig ſein,“ antwortete ſie daher.

„So? Nun das will ich Ihnen doch gleich beſſer beweiſen. Kommen Sie einmal mit.“

„Was fällt Ihnen ein? Wer ſind Sie, daß Sie ſich anmaßen —“

Er hatte ohne Umſtände ſchon ihre Hand gefaßt. „Daß ich Schutzmann bin, werden Sie ſehen, und dann wiſſen Sie auch, daß ich geſetzlich befugt bin, Perſonen, die ſich nächtlich ohne Ausweis umhertreiben, zur Haft zu bringen.“

Sie war ſo lange von Berlin entfernt geweſen, daß ſie das neue Inſtitut der vielangefochtenen Schutzmannſchaft nicht kannte, gewiß hatte ſie aber davon gehört oder geleſen, obgleich ſie ſehr weit her kam — indeſſen war es das nicht, ſondern ein wunderbar bekannter Klang in der Stimme des Schutzmanns, welcher ſie jetzt ſtutzen ließ.

„Verzeihen Sie,“ ſagte ſie bebend. „Ich wußte nichts von dieſer Einrichtung. Ich bin eine Fremde, komme ſo eben mit dem Bahnzuge vom Rhein und viel weiter hier an, meine Droſchke hat mich erſt irre gefahren und darum bin ich ſo verſpätet — ich war im Begriff, an dieſem Hauſe zu klingeln —

„Es iſt meine Pflicht, mich von der Wahrheit Ihrer Angaben zu überzeugen," ſagte er. „Sie haben Legitimationen?"

„Die hab' ich — natürlich! Päſſe und Alles!" antwortete ſie noch leiſer, denn ſie war jetzt ohne allen Zweifel mehr über ſeine Perſon. Welcher traurige Wechſel auch hier! Mußte ſie denn Alles ſo furchtbar verändert finden?

„Ihr Name?" fragte der Schutzmann.

Sie redete ihn ſtatt deſſen mit dem ſeinigen an — er trat beſtürzt einen Schritt zurück. „Sie — irren ſich!" ſtotterte er.

„Ich ſehe es und Sie wiſſen, daß ich mich nicht irre!" erwiederte ſie.

„Wer ſind Sie?" rief er heftig.

„Und wenn Sie es errathen," ſagte ſie, „ſo verlaſſen Sie mich jetzt. Es iſt beſſer, daß wir Beide dieſer Begegnung nicht gedenken." Sie reichte ihm die Hand und drückte die ſeinige. „Kein Wort mehr! Sie erfüllen meine Bitte und entfernen ſich, ohne weiter zu fragen. Die ſchweigende Nacht bedecke unſer Zuſammentreffen."

Er grüßte ſtumm und ging mit raſchen Schritten davon. Es war aber nicht blos die Erinnerung an frühere Zeiten, welche ihn erſchütterte, es war auch die Sorge um ſeine Gegenwart und Zukunft. Einen gar ſtolzen adeligen Namen trug er, aber dieſen hatte er zu compromittiren geglaubt, wenn er ihn in der niedrigen Stellung, zu welcher ihn die Noth der Zeiten herabgedrückt hatte, fortführte — ſo ſtand er mit falſchem Namen in der Liſte der Schutzmannſchaft und war verloren, wenn die Fälſchung entdeckt wurde.

Die Frau zog jetzt zweimal ſtark die Klingel des Hauſes. Der Schall ging hell durch die ſchweigenden Räume, aber

Niemand erwachte davon. An mehrere Fenſter des Erdgeſchoſſes klopfte ſie dann — endlich gab ihr ein lauter, verdrießlicher Schrei Antwort. „Wer tobt denn hier nachtſchlafender Zeit?“ fragte es aus einem halb geöffneten Fenſter: es war im Entreſol über der Hausthüre.

„Sophie!“ entgegnete die Frau mit freudigem Tone.

„So heiß' ich! Wer ſind Sie denn, zu wem wollen Sie mitten in der Nacht?“ fragte die Stimme zweifelhaft.

„Kennſt Du mich nicht mehr, Sophie?“

„Mein Gott! Sie?! Ach, Herr meine Güte! Wo kommen Sie denn her? Ich werde gleich aufmachen!“

„Aber Niemand wecken, hörſt Du?“ rief die Frau von außerhalb. Nur eine kleine Weile durfte ſie noch warten, dann wurde die Hausthüre geöffnet und eine Hand aufrichtigen Willkommens ſtreckte ſich der Eintretenden über die Schwelle entgegen. Es war ganz dunkel, in der Eile hatte die Wachgerufene noch kein Licht angezündet, das that ſie erſt, als ſie den nächtlichen Beſuch auf ihr Stübchen im Entreſol geführt hatte.

„Wie wird ſich die Mama freuen! Wie wird ſie ſich freuen, wenn ſie morgen ihre Lida vor'm Bett ſieht! Alſo wecken ſoll ich ſie nicht: es iſt auch beſſer, denn ſie iſt ſehr ſchreckhaft. — Nun laſſen Sie ſich doch einmal anſehen.“

Die alte Dienerin hatte das Licht erhoben und leuchtete der Heimgekehrten in das Angeſicht. Schön war dies Antlitz durchaus nicht, aber dennoch erregte es das Entzücken der treuen Alten. „Sie haben ſich gar nicht verändert in den zehn Jahren — ſtärker ſind Sie geworden, wiſſen Sie? und etwas brauner, aber es ſteht Ihnen ſehr gut. Iſt denn der gnädige

Herr auch mit gekommen? — Oder, mein Gott, Sie ſind ja ſchwarz gekleidet?"

„Nicht aus dieſem Grunde. Er lebt — erzähle mir, wie geht es der Mutter? Mußtet Ihr in dieſe abgelegene Gegend ziehen? Es war ein Glück, daß ich den Brief in Cöln fand!"

„Wir mußten — freilich! Hier wohnen wir um zweihundert Thaler billiger."

Die Dame ſeufzte. — „Du mußt mir Alles erzählen," ſagte ſie. „Schlafen würdeſt Du doch nicht können, glaube ich. Laß uns denn plaudern. Es geht der Mutter nicht gut, wie ich ſehe."

„Ja, wem geht es jetzt nicht ſchlechter als ſonſt! Sie ſollten nur hören, was für anſtändige Leute heruntergekommen ſind —" die Hörerin dachte an ihre Begegnung vor der Thüre! — „die gnädige Frau glaubte ihr Geld recht ſicher zu haben, da wurde der Mann bankrott, nun iſt die kleine Penſion noch — wenn Sie nicht etwa aus Amerika etwas mitgebracht haben: viele kommen ja reich wieder."

„Reich komme auch ich zurück, Sophie, doch nur reich an Erfahrungen. — Lebt der alte Arnefeld noch?"

„Ja wohl, ich habe ihn geſtern noch reiten ſehen."

„Reiten!" rief die Dame und richtete ſich auf dem Stuhle, wo ſie ſich zurückgelehnt wiegte, voll Erſtaunen empor. „O dann —! Er iſt alſo noch die volle unverwüſtliche Natur wie einſt! — Sage mir weiter."

„Auch die Louiſe iſt noch bei ihm — die iſt recht alt und häßlich geworden."

„Und ſein Sohn?" fragte die Dame.

„Je, von dem weiß ich gar nichts. Hier kann er nicht ſein,

ſonſt hätte mir die gnädige Frau etwas davon geſagt. Daß er verheirathet iſt, wiſſen Sie."

„Das weiß ich, Sophie," ſagte die Dame kalt. „Du vergißt, daß ich nur zehn Jahre abweſend war. Er muß ſchon erwachſene Kinder haben."

„Haben Sie keine?" fragte die Dienerin zärtlich.

„Nein." — Beide ſchwiegen eine Weile, Sophien's Augen ſuchten aber ſtets wieder das Geſicht, das ſich nach ihrer Meinung in ſo viel Jahren eher verſchönt hatte, als daß es gealtert war, und dabei nahe an den Vierzigen! „Wollen Sie nicht wenigſtens eine Taſſe Thee genießen? Oder legen Sie ſich auf mein Bett, ruhen Sie ſich doch aus, wenn Sie auch nicht ſchlafen können!"

„Ich will es, wenn Du das Lager mit mir theilſt —"

„Gnädige Frau — wie ſchickte ſich das!" lachte die alte Dienerin.

„Sprich mir nicht von dem Worte ſich ſchicken, an dem unſer ganzes Daſein krankt!" rief die Dame lebhaft: es war ihr gleichgültig, daß ſie nicht verſtanden wurde. Ihrem Willen fügte ſich endlich Sophie und nahm, wiewohl ſehr verlegen, neben der Frau am äußerſten Rande der Bettſtelle Platz.

„Weißt Du etwas von meinem alten Schwiegervater?" fragte die Dame nach längerm Schweigen.

„Gar nichts. Auch die gnädige Frau hat nichts mehr von ihm gehört."

„Er bekümmert ſich alſo nicht um uns — gut!" Damit brach ſie das Geſpräch ab, und es ſchien bald darauf, als ſei ſie doch in einen ruhigen Schlummer geſunken. Sophie erhob leiſe ihren Kopf, die kleine Lampe, welche ſie hatte brennen

laſſen; war ſo geſtellt, daß ſie ihren Schein nicht auf das Lager warf, ſo glitt die Dienerin mit Vorſicht herab, löſchte das Licht ganz aus und ſuchte eine Ruheſtatt auf der Erde.

Spät im Herbſte war es ſchon und der Morgen tagte erſt um die ſiebente Stunde. Die alte Dame, bei welcher Sophie in Tagen des Glanzes und des Mangels nun ſchon vierzig Jahre ausgehalten hatte, war aber nicht gewohnt, ſelbſt im Herbſt und Winter bei Tagesanbruch aufzuſtehen, ſondern ſie ſchlief in der Regel bis nach neun Uhr. Dann frühſtückte ſie im Bette, las noch eine Stunde in einem franzöſiſchen Buche, und ſtand erſt gegen eilf Uhr auf, wo ſie eine ziemlich lange Toilette machte, ſorgfältig alle Tage, wie ſie es nur in frühern Zeiten gethan hatte, als noch die vornehmſten Beſuche bei ihr erſchienen. Sie war eine kleine und jetzt ſehr ſchwächliche Frau, aber wenn ſie angekleidet war, feſt und nett, hatte ſie, trotz der geringen Stoffe, zu welchen ſie genöthigt war, noch immer das Anſehen einer vornehmen Dame.

Ihre Tochter hatte Sophien ſtreng verboten, auch nur durch die leiſeſte Andeutung die Tagesordnung der Mutter zu ſtören, und Sophie war im Dienſte zu gut geſchult, um nicht pünktlich zu gehorchen. Nur hatte ſie ſich ausgemacht, bei der Begrüßung zugegen ſein zu dürfen.

Wenn ſie ſich aber eine recht ergreifende Scene des Wiederſehens gedacht hatte, ſo wurde ihre Erwartung getäuſcht. Ihre Herrin ſaß auf ihrem Fenſtertritt, als die Tochter unangemeldet in das Zimmer kam. Sie wurde, da ſich ihre früher auffallend magere Geſtalt zu einer vollendeten Schönheit der Form entwickelt hatte, und die Mutter ſchwache Augen

beſaß, Anfangs nicht gleich erkannt, ſondern mit der üblichen Frage empfangen.

„Ich bin's: Adelheid," ſagte die Tochter und nahm ihrer Mutter Hand.

„Lida?" rief dieſe erſtaunt. Mit dieſer Abkürzung wurde ſie von ihrer Kindheit her noch oft genannt. Eine leichte Umarmung, ein prüfender Blick von beiden Seiten, damit war dem Gefühle ſein Recht gethan — und Sophie, die alte Dienerin, ſchlich aus dem Zimmer in ihr Entreſolſtübchen, wo ſie weinte für Beide, deren Augen kaum ein feuchter Schimmer getrübt hatte.

„Iſt Dein Mann auch hier?" fragte die Mutter mit derſelben natürlichen Frage, welche geſtern ſchon Sophie gethan hatte.

„Herr von Haug iſt jenſeit des Oceans geblieben, ich bin von ihm geſchieden," war die kalte Antwort.

„Geſchieden?" rief die Mutter. „Adelheid, ich bitte Dich! Weshalb?"

„Weil unſere Niederlaſſung nicht in einem der ſclavenhaltenden Staaten lag," erwiederte ſie. „Unſer Verhältniß war alſo ein durchaus ungeſetzliches: Herr von Haug mußte mir die Freiheit ſchenken."

„O falle nicht in Deinen alten Ton zurück, der ſein Spiel mit den ernſthafteſten Dingen trieb! Ich will eine wahre und ungeſchminkte Erzählung, wie dies Unglück gekommen iſt."

„Hältſt Du es wirklich für ein Unglück?" entgegnete Adelheid ſpottend. „Mir konnte kein erfreulicheres Ereigniß kommen, als daß Haug endlich zu der Erkenntniß gelangte, es ſei

für uns Beide das Beſte, wenn wir dem langen Elend ein Ende machten."

„Elend?" nahm die Mutter das Wort auf. „Ihr lebtet alſo in traurigen Verhältniſſen?"

„In ſehr traurigen, Mama, das heißt, wir befanden uns materiell ſehr wohl, lebten ſogar nach dortigem Verhältniß im Ueberfluß, aber das innere Glück fehlte uns und es war kein Verſtändniß möglich."

„Eine geſchiedene Frau —" ſagte die Mutter kopfſchüttelnd, indem ſie tief ſeufzte.

„Ich weiß, was Du ſagen willſt," antwortete die Tochter mit einem ſtolzen Lächeln. „Um die Meinung der Welt habe ich mich ſchon als Fräulein von Mörner ſo wenig gekümmert, als der Anſtand, dieſer Knecht Ruprecht und Schreckenspopanz unſres Standes, nur irgend zuließ, wieviel weniger werde ich mich jetzt, wo ich, ein freies Weib, aus dem Lande der ſogenannten Freiheit komme, mich um ihre alberne Zuſtimmung bemühen. Erſchrick nicht, Mama, über meine kühnen Vorſätze. Schande werde ich Dir nicht machen — auch fürchte nicht, daß ich durch meine Anweſenheit in Dein ſtilles Haus Unruhe bringen werde. Ich gedenke gar nicht bei Dir zu wohnen."

„Allein willſt Du wohnen?" entgegnete Frau von Mörner, von Neuem erſchreckt.

„Bin ich nicht eine Frau? Dagegen kann doch ſelbſt meine geſtrenge pietiſtiſche Schwiegermama nichts haben — lebt ſie noch?

„Mein Gott, ſeid Ihr denn ganz ohne alle Verbindung geblieben? Der eigne Sohn hat den Tod ſeiner Mutter nicht erfahren! Das iſt ja entſetzlich!"

„Du weißt, daß Haug, als er mit mir hinausging, alle Brücken hinter ſich abbrach und drüben, wie Cortez, ſeine Schiffe verbrannte. Er hat nie eine Kunde aus der Heimath geſucht, nie hat der Zufall ihm eine zugeführt, und von uns war für die Zurückbleibenden auch jede Spur verloren.“

„Das weiß der Himmel!“ ſeufzte Frau von Mörner. „Und nun muß ich Dich ſo wiederfinden!“

Frau von Haug warf, den Sinn der Worte ablenkend, einen Blick in den Spiegel. „Ich denke, Mama,“ ſagte ſie munter, „was auch das Schickſal mir geraubt, ein ſüßer Troſt iſt mir geblieben: weder die tropiſchen Einflüſſe noch die ausdörrende Atmoſphäre meines Eheglücks haben meinem Ausſehen weſentlich geſchadet.“

„Leichtſinniges Kind,“ ſprach die Mörner und mußte doch wohlgefällig lächeln: denn ſie trug einen guten Theil der Schuld, daß Adelheid mit ernſten Dingen ſpielte, auch bei ihr war der Ernſt nur mit dem Grame eingekehrt. „Wie ſteht es denn mit Deinen ſonſtigen Verhältniſſen? Wenn Ihr ſo im Ueberfluſſe gelebt habt, wird Haug anſtändig für Dich geſorgt haben.“

„Vis-à-vis du rien, Mama!“ ſagte Adelheid.

„Scherze nicht!“ rief Frau von Mörner erſchrocken.

„Ich verſichere Dir, ich habe eigentlich gar nichts,“ ſagte die Tochter.

„Aber wovon willſt Du leben? Mit Deinen Anſprüchen, mit Deinen Bedürfniſſen!“ rief die alte Dame und rang die Hände. „Ich bin ja ſelbſt in einer Lage, Adelheid, daß ich kaum —“

„O nichts davon,“ unterbrach ſie die Haug ſchnell. „Welch

unwürdiger Gedanke, von Dir Unterſtützung anzunehmen! Und wenn ich ſagte, gar nichts, ſo iſt das nicht au pied de la lettre zu nehmen. Haug hat ſich in der That gegen mich groß-müthiger benommen, als ich es verdiene. Du ſiehſt, ich habe meine Momente, wo ich in mich ſchlage. Schade, daß meine Schwiegermama todt iſt, ſie könnte es, wenn ſie ſo ausdauernd in der Exiſtenz iſt, als mein alter Anbeter Arnefeld père, noch erleben, daß es bei mir zum Durchbruch käme, woran ſie immer gezweifelt!"

„Laß doch das Witzeln! Wie konnteſt Du mich aber erſt ſo erſchrecken mit Deinem Garnichts! Sage, was hat Dir Haug ausgeſetzt?"

„Ich weiß es nicht. Ein Haus in London iſt angewieſen, Zahlungen an mich zu leiſten — ich darf ihm nur meine Adreſſe ſchicken. Aber meinſt Du im Ernſte, ich könnte noch Geſchenke annehmen von einem Manne, der mich erniedrigt hat? Und wenn mich die Noth dazu zwänge, von dem mir ausgeſetzten Gnadengehalte Gebrauch zu machen, ſo würde ich es nur als ein Darlehn betrachten, das ich abtragen müßte, ſobald ich es irgend könnte."

„Aber welche Ausſichten haſt Du dazu? Wir haben gar nichts mehr, Adelheid, ich kann mit Recht ſagen, gar nichts! Du biſt nicht mehr jung, eine zweite gute Partie für Dich findet ſich nicht ſo leicht. Lache nur! In unſrer Lage iſt ein falſcher Stolz, wie der Deinige, übel angebracht."

„Beruhige Dich, meine arme Mama. Vor der Hand bin ich noch auf recht lange verſehen, das Haus in London iſt die Zudringlichkeit ſelbſt geweſen; was ich genommen habe oder noch nehmen werde, geht Herrn von Haug zwar nicht verloren,

aber es war ſo viel, daß ich erſchrak, als ich unterwegs einmal nachſah, was ich eigentlich erhalten und worüber ich quittirt hatte."

„Unbeſehens quittirt?" rief die Mutter, über dieſen neuen Beweis eines unverbeſſerlichen Leichtſinns entſetzt.

„Freeman and Company werden mich doch nicht betrügen," entgegnete Adelheid. — „Genug jetzt von mir. Nun laß mich hören, wie es Dir ergangen iſt und welche Schickſale Dich in dieſe weite Ferne der Stadt verſchlagen haben, die ich mit unſern Hinterwäldern vergleiche."

Die alte Dame begann eine lange Erzählung, wie nach der Abreiſe ihrer Tochter ſie nur noch einige Zeit in gewohnter Weiſe habe leben können, wie dann aber Verluſt auf Verluſt ſie betroffen, bis ſie keinen andern Ausweg mehr gehabt, als aus der großen Welt ſich ganz zurückzuziehen und in der abgelegenen Gegend eine wohlfeilere, wenn auch genußloſe Exiſtenz zu ſuchen. Schmerzlich ſei es ihr zwar, wenn ſie zufällig einmal wieder in die Gegenden komme, wo ſie einſt eine glänzende Rolle geſpielt, oder Perſonen begegne, welche ſich ſonſt in tiefſter Devotion vor ihr geneigt, nun aber ſie gar nicht mehr zu kennen ſchienen, indeſſen ſuche ſie auch dergleichen Eindrücke ſo viel als möglich zu vermeiden. Nur dem alten Landſtallmeiſter habe ſie ſich neulich wieder in das Gedächtniß bringen müſſen. —"

„Meinem Verehrer?" fragte Adelheid raſch.

„Deinem alten Verehrer Arnefeld, ich meine den Vater, denn Du haſt, wie die unvergleichliche Ninon, ſchon zwei Generationen an Deinen Triumphwagen gefeſſelt, und da unterdeſſen auch eine dritte herangewachſen iſt, ſo könnteſt Du —"

„Mama, Du biſt zum Küſſen! Dieſe Laune erhalte Dir: grade wenn das Mißgeſchick ſeine trübgefärbte Fluth an uns emporſpritzen läßt, iſt der Humor der rettende Geiſt, der über den Waſſern ſchwebt und uns die Hand reicht, ſie zu beſiegen. Laß hören, was brachte Dich mit Arnefeld grand-père, wie ich alſo ſagen muß, neuerdings in Berührung? Du ahnſt nicht, warum mir das intereſſant iſt!“

„Entſinnſt Du Dich des Pfarrers Hartmann noch?“ fragte die Mörner.

„Was werd' ich nicht! Er hat mich ja getraut,“ antwortete Adelheid ernſter und ſenkte das Auge. Es mochten ihr Gedanken an die frommen Ermahnungen durch die Seele gehen, welche der Pfarrer bei der heiligen Handlung an ſie gerichtet hatte. Wie war Alles anders gekommen, als ſein Segen damals verheißen hatte!

„Der hat nach langen Jahren einmal wieder an mich geſchrieben. Er iſt, ſonderbar genug, in die Lage gekommen, eine Vermittlung zwiſchen Vater und Sohn im Arnefeld'ſchen Hauſe zu verſuchen.“

„Jetzt grade!“ rief Adelheid mit unruhig blitzenden Augen. „Nach ſechzehn Jahren grade jetzt?“

„Ei, mein Kind, von Deiner Zeit iſt hier nicht die Rede. Der Bruch, der um Deinetwillen zwiſchen dem Landſtallmeiſter und Adolar geſchah, iſt geblieben, unheilbar, wie er war. Ich ſpreche von einem Mißverſtändniß zwiſchen Adolar Arnefeld und ſeinem Sohne, das zu einer vollkommenen Ueberwerfung geführt hat.“

„Siehſt Du: das iſt die Erbſünde! O für einen Mo-

ment nur das oratoriſche Talent meiner ſeligen Schwiegermutter! Weshalb haben ſie ſich überworfen?“

„Das ſchreibt der Pfarrer nicht. Aber es iſt ſo ernſthaft geweſen, daß der Sohn das elterliche Haus, wo er auf Urlaub war, augenblicklich verlaſſen hat und in ſeine Garniſon — er iſt Officier bei den Huſaren — zurückgekehrt iſt, der Vater aber hat ihm alle Unterſtützuug entzogen, und die Mutter fürchtet bei dem leidenſchaftlichen Charakter des jungen Menſchen das Aeußerſte, ſo hat ſie in ihrer Angſt, weil ſie ſelbſt gar keinen Einfluß auf ihren Mann hat —“

„Bravo, Adolar!“ warf Adelheid ein, welche mit der größten Spannung zuhörte.

„Sie iſt freilich viel älter, als er, und eine ſentimentale Närrin — muß auch längſt ein wahres altes Mütterchen von Anſehen ſein, und er ſtrotzt von Geſundheit, wie mir geſagt worden iſt. Alſo die gute Arnefeld in ihrer Angſt ſuchte geiſtlichen Beiſtand und kam denn zum Pfarrer. Bei ihrem Manne konnte der ihr freilich nichts helfen, denn Adolar iſt kein Freund von geiſtlichen Herren, aber Hartmann dachte an den Großvater, und da er, wie alte Leute ſind, nur von längſtvergangner Zeit noch etwas weiß, Alles aber, was zwiſchen damals und jetzt liegt, rein vergeſſen hat, ſo glaubte er auch, daß ich, die ſonſt ziemlich intim mit dem Arnefeld'ſchen Hauſe war, etwas vermögen könnte, und ſchrieb deshalb an mich. Was konnte ich thun? Das Einzige, was mir rathſam ſchien, war, den Landſtallmeiſter für ſeinen Enkel zu intereſſiren, daß er ſich des jungen Mannes, von dem der Vater ganz ſeine Hand abgezogen hat, freundlich annimmt. Es iſt ohnehin ein Skandal, daß der Bruch ſich auch auf die Enkel erſtreckt —“

„Bis in das dritte und vierte Glied!“ ſagte Adelheid, deren Wangen ſich bei dem Antheil, mit welchem ſie der Erzählung gefolgt war, lebhaft gefärbt hatten. „Du haſt alſo an den Großvater geſchrieben?“

„Schon vor längerer Zeit. Es iſt mir unbegreiflich, daß er mir bis jetzt noch nicht geantwortet hat. Vielleicht iſt er aber ſchon zu einer thätigen Hülfe gekommen, und weiter wollte ich ja nichts.“

Wir wiſſen es beſſer. Der Brief der Frau von Mörner war ad acta geſchrieben worden, das heißt, zu den abgemachten Sachen. Nur die alte Schramm hatte ihn geleſen und keine Veranlaſſung gefühlt, die Abneigung ihres Herrn gegen den Namen Mörner, die ihn von der Lectüre des Briefes abhielt, zu bekämpfen. Der Inhalt, den er zu errathen glaubte, weil ihm die bedrängte Lage der Frau von Mörner kein Geheimniß geblieben war, konnte der Schramm, da er ihrem Lieblinge nachtheilig zu ſein ſchien, nicht wichtig genug vorkommen: auch fürchtete ſie nach dem Schlüſſel, welchen ſie durch den Brief ihres Enkels zu der Natur des in Rede ſtehenden Zwiſtes beſaß, eine weitere Aufklärung, und ſo hatte ſie das Schreiben nicht dem Papierkorbe, wohin alles ad acta Bezeichnete fiel, ſondern den Flammen übergeben.

„Du haſt mir etwas höchſt Intereſſantes erzählt,“ ſagte Frau von Haug zu ihrer Mutter. „Uebergieb mir die Sache: ich hoffe mir einen diplomatiſchen Ruf dadurch zu erwerben.“

2.

Die Stimmungen und Strömungen der Zeit, wechſelnd und oft entgegengeſetzt, haben wohl nirgends in ſo mächtig hervortretenden Kämpfen gerungen, als in der Hauptſtadt des preußiſchen Landes. Sie ſind geſchildert worden bis zur Ueberſättigung, von allen Standpunkten aus, in allen Formen und Gewändern, auch in die Blüthen der Poeſie haben ſie ſich hineingebohrt und dieſe zerfreſſen, wie Raupen, daß oft weder eine Blüthe noch Poeſie übrig blieb und der gute Geſchmack ſich mit Ekel von den leeren und fahlen Hüllen abwandte, in denen nur ein giftiger und häßlicher Wurm ſaß. Man hat der Welt einreden wollen, es ſei vorüber mit der naiven Kinderfreude an der bloßen Poeſie und dem Schönen, an der Unſchuld des Paradieſes und an den kleinen Schickſalen einfacher Herzen, man wolle auch in der Dichtung nichts mehr davon wiſſen, der Athem der Zeit und ihr gewaltiger Flügelſchlag, der Kampf der Idee, die Tendenz, die Freiheit endlich! das Alles müſſe in der Dichtung wehen und walten, ſie tragen und durchdringen — wie kommt es denn, daß ſich dennoch immer wieder Dichtungen, welche von all' dem nichts enthalten, des allgemeinſten Beifalls erfreuen, daß man ſich grade an ihnen erquickt und ſelbſt die eifrigſten Tempeldiener des Princips im Stillen Gott danken, wenn ſie einmal ein Buch finden, das ſie mit der von einer Legion Autoren wiedergekäuten Politik verſchont? Beſonders das Jahr Acht und vierzig! Mit allerlei Licht iſt es beleuchtet worden, und doch giebt es noch keine Geſchichte deſſelben, denn ſelbſt in der bloßen Aufzählung

der Thatſachen klingt des Pilatus Frage hindurch: Was iſt Wahrheit? An gewaltthätigſten ſind die literariſchen Damen damit verfahren.

Es war nun für Leute, welche weder mit Politik, noch mit den Tagesfragen überhaupt etwas zu ſchaffen haben wollen, ſehr ſchwer, ſich die Aufdringlichkeit derſelben vom Leibe zu halten. Der Landſtallmeiſter von Arnefeld hatte es möglich gemacht. Allerdings war er in dem verhängnißvollen Monat März krank geweſen und hatte faſt den ganzen Sommer das Zimmer hüten müſſen, ſo daß ihm all' die Scenen, welche doch ſelbſt ſeine abgeſtumpfte Seele aufgeſtachelt hätten, nicht vor Augen kamen und er ihre Schilderungen nur prismatiſch gebrochen durch ſeine Louiſe erfuhr, welche Herrn Schepke jede aufregende Mittheilung verboten hatte und ihn ſtreng unter Controle hielt. So hatte ſich der alte Herr glücklich durchgeſommert, und der erſte Froſt im November tödtete ja bekanntlich das in ſtrotzender Breite und Saftfülle emporgewucherte Pflanzengeſchlecht, das ſich für den Weizen der armen betrogenen Proletarier ausgegeben hatte. In dem folgenden Jahre konnte Arnefeld ſich ſchon auf ſeine eigne Manier indifferent halten.

Sonderbar aber mußte die alte Welt denen vorkommen, welche nach langjähriger Abweſenheit aus der neuen heimkehrten. So Frau von Haug. Die Kunde von den Erſchütterungen, deren Plötzlichkeit ſie allein ſo überwältigend gemacht hatte, war zwar auch in Amerika zu ihr gedrungen, aber aus der Ferne nahm ſich Alles anders aus, und als ſie jetzt zurückkam, fand ſie ſchon wieder neue Zuſtände, in welchen ſie ſich nicht zurecht finden konnte. Sie bedauerte glühend, eine Zeit wie die jüngſtvergangene verſäumt zu haben, ſie fühlte, daß

ſie eine Rolle geſpielt haben würde. Wir fürchten es auch. Jedenfalls würde ſie 1849 nicht mehr in Berlin geweſen ſein, ſo wenig als die wilde Vorkämpferin der Liebesfreiheit, oder das einſtige Kirſchenmädchen, des politiſchen Frauenclubs genialſte Zier, oder jene Dame von Stande, welche zu Plakatfehden Anlaß gab: ſie müßte denn hier ſo zähe Wurzeln gegeſchlagen haben, als ein Paar andere Damen, welche auch mit ihrem politiſchen Lichte in den neuern Zuſtänden umherſtöbern — und darüber die Poeſie verloren haben. Die Zeit war jedoch nun vorüber und Adelheid mußte ſich tröſten. Sie liebte es überhaupt nicht, die Vergangenheit heraufzubeſchwören. Hätte ſie Furien für ſich oder Schreckbilder zu fürchten gehabt? Vielleicht war es nur, weil ſie gern der Gegenwart lebte und die wunderlich gemiſchten Erinnerungen ihrer verfloſſenen Jahre gern vergaß. Ein neuer Wirkungskreis mußte gewonnen werden: mit unbeſtimmten Ausſichten war ſie nach Berlin gekommen, auf der ganzen Reiſe hatte ſie ſich in Träumen von Glück und Freude gewiegt, die ihr nun verwirklicht werden konnten, da ſie wieder frei war, wie einſt, ehe ſie ihre Hand vergab, und freier noch, weil ſie nicht mehr den Beſchränkungen eines Mädchens unterworfen war. Sie fühlte ſich noch ſo jung wie einſt, und konnte manchmal aufſchrecken, wenn ihr einfiel, daß ſie ſchon den Vierzigen nahe war. Dann trat ſie gewöhnlich vor den Spiegel und hielt eine unparteiiſche, ja man kann ſagen, ſchonungslos ſtrenge Muſterung über ſich ſelbſt.

Das Reſultat war aber kein ungünſtiges, denn wenn auch ihr Geſicht niemals ſchön geweſen war, ſo hatte es doch immer pikante Züge gehabt, welche oft den Mangel der Schönheit erſetzen, und ein Augenpaar, das ſo zu feſſeln vermochte, ſollte

wohl schwerlich oft gefunden werden, die dunklere Färbung, welche dies Antlitz im fremden Klima erhalten hatte, gab ihm ein Interesse mehr — aber das Alles blieb unbeachtet vor der wunderbar schönen Gestalt, „sie war noch nicht zu herbstlicher Fülle entwickelt, sondern zeigte die vollendete Form der prangenden Jugend in all' ihrem Reiz: wenn Adelheid verschleiert war, und sie liebte das! so mußte man sie noch für ein Mädchen halten, für ein Mädchen von königlichem Wuchs und dem reinsten Ebenmaße der Glieder. So fand denn ihre Eitelkeit, wenn sie auch noch so gekränkt war von den Erfahrungen des Lebens, vor dem Spiegel Beruhigung und neuen Anlaß zu dem gefährlichen Spiele, das sie für den Zweck ihres Daseins hielt.

Aus den Erzählungen ihrer Mutter hatten ihre planlos umherflatternden Gedanken, wie sie ihre nächste Zukunft gestalten wolle, ein bestimmtes Ziel erhalten. Es kam nur darauf an, wieder einen sichern Anknüpfungspunkt zu gewinnen. Gewaltsam waren einst alle Fäden abgerissen worden, es erforderte eine feine und geschickte Hand, um sie von Neuem zu einem festhaltenden Gewebe zu verschlingen. Der alte Arnefeld lebte noch und hatte sich mit seinem Sohne nicht wieder versöhnt: es kam darauf an, ihn zu überzeugen, daß sie vollkommen unschuldig an der heillosen Verwickelung gewesen war, daß sein Sohn Adolar in seinem kein Verhältniß achtenden Charakter Alles allein verschuldet hatte. Sollte sie an ihn schreiben? Sie kannte seine seltsame häusliche Einrichtung, es war kein Grund, anzunehmen, daß er sie verändert haben sollte: alte unverheirathete Herren hängen daran, wie die Chinesen, und so war Adelheid überzeugt, daß Frau Schramm,

ihre Feindin, noch immer die Briefe vorlesen und meist auch, von ihm dictirt, beantworten mußte; es war also nicht einmal die Hoffnung vorhanden, daß ein Brief von ihr in die Hände des alten Mannes gelangen würde. Sie ging daher viel sicherer, wenn sie ihm selbst nahte. In seiner Wohnung konnte sie ihm freilich keinen Besuch machen; nicht der Unschicklichkeit wegen, diese erkannte sie schon aus Princip nicht an, auch wäre es vor der Welt nicht einmal anstößig gewesen, wenn sie den achtzigjährigen Herrn besucht hätte, aber sie wäre dabei gewiß an derselben Klippe gescheitert, welche einer Correspondenz mit ihm hinderlich war. So versuchte sie denn andere Wege.

Ein prächtiger Herbsttag nach mehrern grauen und regnerischen hatte sie hinausgelockt, nicht in die sandigen Gefilde, welche diese Stadtgegend umgürten, sondern mitten in die Residenz hinein. Ihre Mutter benutzte ihre Abwesenheit, um vorgeblich in ihrem Auftrage an die Herren Freeman und Co. in London einen Brief zu schreiben, worin sie die Firma von dem in Berlin genommenen Aufenthalt ihrer Tochter benachrichtigte und sie ersuchte, die Zahlungen, welche derselben ausgesetzt seien, durch ein hiesiges beliebiges Handlungshaus leisten zu lassen: die Angelegenheit sei zu delicat, als daß ihre Tochter selbst deswegen in Verbindung mit der Firma habe treten können, daher sie, als Mutter, den erwähnten Auftrag dazu erhalten habe. Sehr zufrieden war die alte Dame, diesen Schritt gethan zu haben, und sah ihrer mit dem Briefe davoneilenden Sophie zärtlich nach, denn bei dem Leichtsinne und Stolze Adelheids konnte sie in Bezug auf Geldsachen Alles befürchten, und „wovon sollten sie leben?“ Diese abscheuliche Frage

hatte ſchon Tage lang, wie ein holländiſches Glockenſpiel, in ihrem Kopfe geklimpert. Nun war auch dafür geſorgt.

Adelheid wanderte unterdeſſen in Hut, Schleier und Mantel mit ihrem graziös ſchwebenden Schritte durch die belebteſten Gegenden der Stadt. Alleingehende Frauen und Mädchen, wenn ſie ſich ehrbar benahmen, waren ſonſt in Berlin wenigſtens am Tage auf den Straßen vor Dreiſtigkeiten edler Jünglinge ſicher. Heut iſt das auch anders geworden. Nicht das ſittſamſte Mädchen, nicht die anſtändigſte Dame, und ginge der bärtigſte Diener als Geleit hinter ihr, kann ſich mehr vor heimlich zugeflüſterten Bemerkungen, beleidigenden Schmeicheleien und ſtraßenweitem Mitgehen ſchützen: es iſt das eine Errungenſchaft aus dem Jahre der Freiheit, wo das weibliche Geſchlecht faſt ganz von den Straßen verſchwunden war, und die Ritter vom Kneifglaſe halten ſie feſt. Aus dem Zimmer kann man läſtige Fliegen los werden, im Freien hilft kein Verjagen.

Auch Frau von Haug machte dieſe Bemerkung. Ein junger Menſch, ſo blaß und ſchlotterig, wie ſie nur das Straßenpflaſter großer Städte aufzuweiſen vermag, hatte ſich, angezogen durch die herrliche Figur der Dame, ihr beigeſellt, und da ſie ſeiner erſten leiſen Bewunderung nur einen Blick ſtolzen Erſtaunens entgegengeſetzt hatte, war er ohne Weiteres ihren Schritten gefolgt. Grade die häßlichſten dieſer Race, deren miſerables Ausſehen wenig Hoffnung giebt, daß ſie ſelbſt gemeinen Dirnen gefallen könnten, ſind gewöhnlich die zudringlichſten, und Frau von Haug hatte es mit einem ſolchen zu thun. Sie war in einer Entrüſtung, daß ihr das Blut in den Adern kochte, mehrmals hatte ſie ſchon ihre Richtung gewechſelt, ohne den Frechen, der ihr nur in einiger Entfernung

zur Seite blieb und von Zeit zu Zeit einen Blick in ihr Geſicht that, los werden zu können — ſie trat in einen Laden, kaufte eine Kleinigkeit und hielt ſich abſichtlich lange auf, als ſie wieder heraustrat, ſtand wenige Schritt von der Thüre geduldig wartend das unverſchämte fahle Geſicht mit dem dünnen, ſemmelfarbigen Kinnbarte, das ſie mit dem Glaſe, in das Auge geklemmt, widerwärtig anſtierte.

Da erkannte ſie einen Vorübergehenden und entſann ſich mit dem glücklichen Gedächtniſſe, das ihr eigen war, ſchnell
7. 154. ſeines Namens. „Herr (von) Rheinberg!“ ſagte ſie mit bebender Stimme.

Ueberraſcht blickte der Officier nach ihr hin, er ſah ſeine Reiſegefährtin von Cöln wieder.

„Darf ich Sie um Ihre Begleitung bitten, nur für eine kurze Strecke? Sie waren ſo gütig gegen mich,“ ſagte Frau von Haug, als er ſie freundlich begrüßte. Er bot ihr den Arm, denn er hatte an ihrem Benehmen und dem Seitenblicke, welchen ſie auf den Straßenlöwen warf, die Situation ſchnell begriffen. Dieſer blieb ſtehen, als das Paar in die andere Richtung einbog, und ſteckte ſich gemüthlich eine Cigarre an. Wahrſcheinlich ſchickte er dem Officier ein Paar acht und vierziger Redensarten im Geiſte nach? O nein! Er war nichts weniger, als Demokrat, ſondern der angenehme Sprößling einer ſehr ariſtokratiſchen Familie.

Rheinberg war ſchon unterwegs durch das zurückhaltende Weſen dieſer Frau und die Anmuth, welche ſie in Alles, was ſie that oder ſprach, zu legen wußte, lebhaft intereſſirt worden. Er führte ſie mit der vollkommenſten Ueberzeugung, daß er ſich ſeines Ritterdienſtes nicht zu ſchämen brauche, nach dem Platze,

den ſie ihm bezeichnet hatte. Beide unterhielten ſich, wie es auf einer lebhaften Straße eben möglich iſt. Den Dank, welchen ihm die Fremde ſagte, lehnte Rheinberg beſcheiden ab, als ſie ſich trennten, doch wiederum von ihr zu ſcheiden, ohne ihren Namen zu erfahren, wo ihn der Zufall wahrſcheinlich nicht noch einmal mit ihr zuſammenführen würde, konnte er nicht über ſich gewinnen. Da ſie noch einen Moment zögerte, gleichſam als werde es ihr ſchwer, ſich zu entfernen — und es entging ihm nicht, wie ſie ſich dabei reizend benahm! — bat er ſie um ihren Namen. — „Adelheid Mörner“ — ſie hatte ja dem Namen ihres geweſenen Gatten entſagt, dachte ſie.

„Ihre Familie wohnt auf dieſem Platze?“

„Verzeihen Sie. Ich ſuche hier nur einen alten Freund auf. Haben Sie nochmals meinen innigen Dank.“

Der Blick, mit welchem ſie das letzte Wort begleitete, entſprach ſeinem Beiworte, ſie hatte den Schleier ſchon vor einiger Zeit zurückgeſchlagen, und Rheinberg fühlte den Strahl ihres ſchönen Auges bis in das Herz hinein. Er entfernte ſich, und als er ſich von dem Standbilde des berühmten Huſarengenerals noch einmal nach ihr umſchaute, war ſie verſchwunden. Er beſchäftigte ſich noch viel mit ihr, auch der Name Mörner fiel ihm bekannt auf, nur wußte er nicht, wo oder wie er von ihm gehört hatte. Ganz anders hätte es ſich in ihm geſtaltet, wenn die Geſchiedene ihm den wahren Namen, welchen ſie rechtlich noch immer führte, den Namen Haug genannt hätte, dann würde ſie durch eine Frage, ob ſie mit dem Oberſten von Haug verwandt ſei, erſchreckt und vielleicht zu Eröffnungen geführt worden ſein, welche ihn vor der Gefahr bewahrt hätten, ſich viel mit ihrem Bilde zu beſchäftigen.

Sie aber dachte kaum noch an ihn. Rheinberg konnte für ſie nichts Anſprechendes haben, er war dazu weder hübſch, noch gewandt genug: ſein gediegener Werth konnte überhaupt nur von verwandten Gemüthern erkannt und gewürdigt werden. Ein flüchtig Spiel mit ihm zu treiben, dazu hatte die Dame jetzt nicht einmal Zeit, denn ihre weitern Pläne mußten raſch verfolgt, ihre Fäden flink geſchürzt und das Netz zugezogen werden, ehe die Parze ſie mit der Todesſcheere zugleich durchſchneiden konnte.

In jenem Hauſe wohnte der alte Herr, ſie hatte ſeinen Namen im Wohnungsanzeiger aufgeſucht und gefunden, daß er ſein Quartier in der langen Zeit nicht verändert hatte. Wenn er all' ſeinen frühern Gewohnheiten treu geblieben war, ſo mußte er zu dieſer Stunde ausreiten, ſchon fing die Uhr der nächſten Kirche an zu ſchlagen, und ſie erwartete, den Thorweg ſich öffnen und den Diener in der grauen Livree ein geſatteltes Pferd vorführen zu ſehen. Aber der Thorweg blieb geſchloſſen und ſtatt des Herrn trat aus der Hausthüre eine große weibliche Perſon, welche im Geſchäftsgange ſich entfernte; Adelheid wußte, wer dieſe war, ſie hatte die Nähe ihrer Feindin gefühlt.

Jetzt galt es einen raſchen Entſchluß. Die Schramm war ausgegangen, von dem Diener, wenn es noch derſelbe war, den ſie früher dort geſehen hatte, durfte ſie keine eigenmächtige Abweiſung befürchten. Frau von Haug eilte, das Haus zu gewinnen, ſie flog die Treppe hinan, ſah das alte, wohlbekannte Klingelſchild und zog mit klopfendem Herzen den Griff.

Ein breites, trübſeliges Geſicht erſchien, es war ſo gealtert, ſeit die Haug es zuletzt geſehen hatte, daß ſie es nicht

wieder kannte. „Ich wünſche, dem Herrn Landſtallmeiſter gemeldet zu ſein," ſagte ſie.

„Wen habe ich die Ehre —?" fragte der Diener mißtrauiſch; denn der Beſuch einer Dame war ihm etwas ſo Unerhörtes, daß er nur eine Hülfsbedürftige vor ſich zu ſehen glaubte, und die meiſten Domeſtiken behandeln ſolche mit abſtoßender Härte.

„Bitte, ſagen Sie nur: eine alte Bekannte, ich will Ihren Herrn überraſchen."

Das Wort alt ſchien nicht zu paſſen, Ueberraſchungen liebte ſein Herr nicht, und was mehr galt, Frau Schramm hatte verboten, unbekannte Leute einzulaſſen oder an Jemand anders, als an ſie, zu melden.

„Mein Herr iſt nicht zu Hauſe," ſagte daher der Diener.

„Schepke!" rief von innerhalb eine donnernde, der Frau vor der Thüre wohlbekannte Stimme und ſtrafte den betroffenen Diener Lügen. Er ſchoß brummend hinein, unterließ aber nicht, der lachenden Dame die Thüre vor der Naſe zu ſchließen.

Nach einer kleinen Weile kam er wieder und bat ſie mürriſch, einzutreten. Frau von Haug, welche nun wußte, daß es noch derſelbe Menſch war, den ſie in frühern Zeiten hier geſehen und zuweilen beſchenkt hatte, gab ſich ihm gleichwohl nicht zu erkennen, ſondern zog ihren Schleier in dichtere Falten. Sie hatte ſich beſonnen, daß es wohl am gerathenſten ſei.

„Thüre zu!" dröhnte des Herrn Befehl, als Schepke die Fremde eingeführt hatte und noch einen Moment zögerte, um den Empfang zu belauſchen So blieb ihm denn nur das Hor-

chen übrig. Der Alte war in einem Irrthum befangen über die Perſon der Dame, welche ſich als Bekannte bei ihm melden ließ, ſonſt würde ſie wohl ſchwerlich Zutritt erlangt haben. Von ſeinem Ritt, welchen er allerdings nicht mehr zur altgewohnten Stunde unternahm, war er heut etwas aufgeregt heimgekehrt, der Hengſt hatte ſich ein Paar Ungezogenheiten erlaubt, die der Reiter zwar beſtraft und das widerſpenſtige Thier vollkommen gebändigt hatte, er ſelbſt war aber dadurch in eine reizbare Stimmung verſetzt worden. In dieſer Laune hatte Frau Schramm ſich geirrt und war deshalb, als ſie ſich ihrerſeits auch einige Freiheiten herausnahm, tadelnde Bemerkungen, welche ſonſt in geduldiger Fügſamkeit ertragen wurden, ſehr übel angekommen. Es hatte eine Scene zwiſchen Beiden gegeben, welche dem armen Schepke, der ſie im Vorzimmer hören konnte, das Haar zu Berge trieb: die beiden Gewalten, denen er unterworfen war, ſchienen unter einander in einen unheilbaren Conflict gerathen zu ſein, welche Folgen mußte das für ihn bringen? Im vollen Zorne war die Haushälterin dann ausgegangen, und der alte Herr hatte ſich erſchöpft an ſeinen Schreibtiſch geſetzt, in welchem er, gewiß aus irgend einer unheilvollen Abſicht für die Zukunft, heftig kramte. Dabei war ihm ein Billet wieder in die Hand gefallen, das er ungeleſen in ein Fach geworfen hatte, es trug die Aufſchrift von einer zierlichen Damenhand: „An meinen geliebten Großvater.“ Die Schramm hatte es ihm von ihrer Reiſe mitgebracht, es war das Billet, welches ſeine Enkelin Laura an ihn geſchrieben hatte, als ihr Vater nicht zu bewegen geweſen, einen Schritt der Annäherung zu thun. Mit eindringlichen Worten hatte es ihm die Schramm richtig zugeſtellt, aber wenn ſie auch in

allen andern Verhältniſſen eine gewiſſe Herrſchaft über ihn ausübte, dies war der Punkt, wo ihr Ausſpruch: daß er ein hartes Herz habe, ſich vollkommen beſtätigte. Hier vermochte ſie gar nichts über ihn. Er hatte dies Billet genommen und in ſeinen Schreibtiſch geworfen: „Solche Mädchenredensarten kenne ich ſchon!“ hatte er geſagt.

Heut fiel es ihm nun wieder in die Hand, und bei dem Eindrucke, welchen die heftigen, wenig abgewogenen Worte ſeiner Pflegerin auf ihn gemacht hatten, kam auf einmal die Luſt über ihn, zu leſen, was ein Kind, das durch Bande des Blutes mit ihm verbunden war, im Gegenſatze der Gemietheten, zu ihm ſage: es war ein unbewußtes Haſchen nach einem Balſam für die eben erlittene Verletzung. Und wie er die einfachen, liebreichen Worte las, ging es ihm wirklich warm und wohlthuend durch das Herz, ſo daß dem alten, einſamen Manne die Augen überfloſſen. In dieſe friſche Regung hinein fiel die Meldung einer bekannten Dame, und aufgeregt bis zur Exaltation, wie der Greis war, kam es ihm vor, als könne es gar Niemand anders ſein, als Laura, ſeine Enkelin.

Er war aufgeſtanden und ging ihr mit ſeinen kurzen, ſteifen Schritten entgegen — „Kennen Sie mich noch?“ fragte ihn eine ſanfte, wohlklingende Stimme, das war nicht, die er erwartet hatte, nicht die ihm unbekannte Stimme ſeines Enkelkindes, das er ſeit langen Jahren nicht geſehen hatte, das war eine andere, welche mit ihrem erſten Laut die Bruſt des Greiſes hoch aufzucken ließ.

Adelheid warf den Schleier zurück und ſtreckte ihre Hand nach ihm aus. „Werden Sie mich zum zweiten Male verſtoßen?“ rief ſie. „Ich komme, mich zu rechtfertigen.“

„Lida!“ ſagte er in großer Bewegung. „Sie ſind es wirklich? Mein Gott, Lida!“ Und er faßte ihre Hand, worauf ſie die ſeinige an ihr Herz drückte und mit Küſſen bedeckte.

„Ja, ſo habe ich mir Ihren Empfang gedacht!“ rief ſie. „Ich wußte, daß Sie mich jetzt, wo ich mich rechtfertigen kann, nicht ungehört verdammen würden! Jahre ſind darüber hingegangen, aus dem unbedachten Mädchen, das kein Arg, kein Mißtrauen in die Welt und die Menſchen ſetzte, iſt ein Weib von reiferm Alter geworden, das klarer ſehen gelernt hat, und auch Sie haben vielleicht ſchon das bittere Unrecht, das mir geſchehen iſt, erkannt — nicht von Ihnen, bei Gott! Ihnen gebe ich die Schuld nicht! — Aber ich bin es uns Beiden ſchuldig, bei meiner Heimkehr eine Verſtändigung mit Ihnen zu ſuchen.“

„Sein Sie mir tauſendmal willkommen!“ ſagte der Alte und führte ſie zu dem Sopha, auf welchem ſie Platz nahm, während er ſeinen Stuhl dicht an ihre Seite rückte. „Sie wiſſen, daß Adolar ſich verheirathet hat?“

Staunend blickte ſie ihn an, dieſe Frage war ihr ganz unverſtändlich. Hatte nicht Adolar, als jene traurige Verwickelung eintrat, von welcher ſie mit ſeinem Vater ſprechen wollte, längſt Frau und Kinder gehabt? Ein Gedanke erſchreckte ſie: war der Greis vielleicht nicht mehr Herr ſeiner Geiſteskräfte?

„Mein edler Freund,“ ſagte ſie ſchonend, „wenn Sie mir verſichern wollen, daß Sie mir Glauben ſchenken, den echten ritterlichen Glauben an meine Schuldloſigkeit, ſo laſſen Sie uns die alte Zeit nicht mehr berühren. Wie tief es mich geſchmerzt hat, daß wir uns ſo trennen mußten, können Sie ja doch nie ermeſſen!“

„Hat es Ihnen leid gethan, Lida? Sie haben nicht den alten Mann ausgelacht, der die Idee hatte, noch ein junges Mädchen, wie Sie, heirathen zu wollen?“

„Empörend, wer Ihnen dieſe Nichtswürdigkeit geſagt hat!“ rief Adelheid mit blitzenden Augen.

„Ja, Sie haben Recht!“ ſagte er mit einem Seitenblicke, als ſuche er die Perſon, welche dieſer Vorwurf traf. Sie war aber noch nicht heimgekehrt von ihrem zornigen Ausfluge.

„Und die Kabale, welche geſchmiedet wurde, um uns zu trennen! Wie der Baron Adolar, ein verheiratheter Mann, Gatte einer edeln und liebenswürdigen Frau — mein Gott! was bin ich im Begriffe zu thun! O lieber will ich ſelbſt dulden, nach wie vor, als anklagen! Es iſt mein Unglück, daß ich mich nur durch eine Anklage rechtfertigen kann!“

„Ich bin mit ihm fertig, total fertig!“ ſagte der Alte, nun ganz in ſein Gleis gebracht. „Sie dürfen ſich keinen Zwang anthun, Lida. Wir haben nichts mehr mit einander zu ſchaffen, er hat keine Anſprüche an mich, ich mache keine an ihn. Wer ſo an mir handeln konnte, wie mein Sohn es gethan, der ein verheiratheter Mann war und Vater einer vortrefflichen Tochter, dem kann ich niemals verzeihen, und wenn ſein Kind vor mir auf den Knieen läge, ich habe mein Wort gegeben und das bricht kein Arnefeld.“

„O ſchon darin erkenne ich, daß Sie mir in Ihrem Herzen doch nicht die Schuld gaben, welche mir meine Feinde gern aufbürdeten. Wie hätten Sie ſonſt dem Sohne ſo zürnen können? Wenn ich die abſcheuliche Kokette geweſen wäre, als welche man mich gewiß in Ihren Augen dargeſtellt hat, ſo wäre ein junger Mann von lebhaftem Geiſte, der — Sie verzeihen

mir! — an eine ältere und ſeinen Anſprüchen in keiner Hinſicht genügende Frau verheirathet iſt — wohl zum Theil zu entſchuldigen, daß er ſich momentan von den Künſten einer Gefallſüchtigen verblenden und hinreißen ließe. Aber Sie glaubten mich nicht ganz ſo ſchlecht, und jeder Schatten, den Sie von meinem Bilde nahmen, fiel auf den Andern, ſo erkläre ich mir Ihren ſtrengen Schritt, den ich beklage. Und nun laſſen Sie mich ſchweigen von der Vergangenheit, wie weh Sie auch meinem Herzen gethan haben!"

„Theuerſte Lida — Sie hätten aber mit mir nicht brechen ſollen —"

Zum zweiten Male ſah ſie ihn mit großem Erſtaunen an. Hatte ſie denn mit ihm gebrochen? Hatte er nicht einen Abſagebrief an ſie geſchrieben, der ſie in ſeiner unbeholfenen Form auf das Empfindlichſte beleidigte? Sie mußte Gewißheit haben, ob er wirklich geiſtesſchwach geworden oder ob dieſe Querfrage eine abſichtliche ſei. „Haben Sie nicht den ganzen Zuſammenhang erfahren? Sie erinnern ſich auch durch wen!"

„Ja, ja, Rheinberg — mein alter Rheinberg! Ich weiß nun Alles."

„Der Name iſt mir ganz fremd!" ſagte ſie ſchnell, obgleich ſie von demſelben frappirt war, da ſie vor kaum einer Stunde mit einem Manne, der ihn trug, verkehrt hatte.

Arnefeld wurde etwas roth und rieb ſich die Stirn. „Sie müſſen mir verzeihen, aber ich habe mich wohl geirrt. Sie ſagten mir ja vorhin ſchon Alles — fahren Sie fort!"

Sie ergriff ſeine Hand. „Ich habe Sie nie getäuſcht," ſagte ſie herzlich. „Verachten hätte ich mich müſſen, wenn ich Ihnen ein Gefühl hätte heucheln wollen, das zwiſchen einem

Mädchen von ſo jungen Jahren und einem Manne, gereift wie Sie, reine Unnatur wäre. Die glühende, phantaſtiſche Liebe, welche zwei Herzen in gleichem Alter ſtürmiſch bewegt, macht auch nicht glücklich. Sie empfanden für mich nicht mehr, als ein väterliches Wohlgefallen, mein heiteres Weſen und meine unbegrenzte Verehrung für Sie ließen den Wunſch in Ihnen gedeihen, daß ich ein ruhiges Loos an Ihrer Seite gern annehmen möchte — und Sie täuſchten ſich nicht. Mit Freuden willigte ich ein, da ich ſo warm, ſo kindlich treu an Ihnen hing, ſeit ich wußte, was Sie einſt meinem Vater für Beweiſe der Fürſorge —"

„Nichts da, Kind! Der Mörner brauchte mich nicht, der ſtand feſt auf ſeinen eignen Beinen!" rief Arnefeld, von Adelheid's Worten bezaubert. „Wenn Sie aber ſo denken, ſo ſehe ich gar nicht ein —"

„Laſſen Sie mich vollenden!" unterbrach ſie ihn ernſt. „Welchen Schluß müßten Sie ziehen, welchen empörenden Grund meiner heutigen Erſcheinung unterſchieben, wenn ich Sie jetzt ausſprechen ließe, ohne daß Sie mich gehört hätten! Ich hatte es für die Aufgabe meines Lebens angeſehen, Sie ſo glücklich zu machen, wie es einer Fremden, die nur im Dienſtverhältniß zu Ihnen ſteht, nie möglich wird."

„Das weiß der liebe Gott!" rief Arnefeld lebhaft in der Erinnerung an die letzte Scene mit ſeiner Louiſe.

„Aber die erſte Bedingung dazu mußte Vertrauen von Ihrer Seite ſein!" fuhr Adelheid fort. „Als ich nun dieſes Vertrauen auf immer erſchüttert ſah — gleichviel, ob ich unſchuldig war, ich habe mir abergelobt, Niemand anzuklagen! — als ich mir ſagen mußte, daß doch ein Zweifel ewig in Ihrer Seele

leben müßte, daß ich es nicht ertragen könnte, mit Jemand, der mich hinterliſtig aus Ihrem Herzen zu verdrängen verſucht, unter einem Dache zu leben, oder ihn wiederzuſehen, der mich entweder für eine Elende hielt oder gewiſſenlos meinen Ruf vernichtete, mochte er auch den ſeinigen dabei in die Schanze ſchlagen, — da war es meine Pflicht, ein Verhältniß nicht feſtzuhalten, das ſonſt auch das Glück meines Lebens gemacht hätte!"

„Lida, ich ſehe gar nicht ein, wenn Alles ſo ſteht, warum Sie mich aufgeben wollen? Was ſteht denn im Wege, frag' ich? Kenne ich etwa den Leichtſinnigen nicht, habe ich die Louiſe nicht vor einer Weile noch zurechtgewieſen? Wenn Sie mit einem alten Manne, wie ich bin, glücklich werden können —"

„Vergeſſen Sie ganz die Verbindung, zu welcher ich ſchreiten mußte, ſeit wir uns trennten?"

Der Alte ſaß wie verſteinert. Er hatte das wirklich ganz vergeſſen, nun fiel es ihm ſchreckhaft ein.

„Sie ſind verheirathet — ja, ja!" ſagte er kleinlaut.

„Mein Herz war dieſer Verbindung fremd," ſprach ſie, die Hand auf ihre Bruſt legend. „Ich bin ſehr unglücklich geweſen — doch laſſen wir auch das unberührt. Sie wiſſen, daß ich in einem fremden Erdtheil gelebt habe, dorthin kehre ich vielleicht bald zurück, wenn auch nicht zu dem Manne, von welchem ich geſetzlich getrennt bin." Arnefeld horchte mit angeſtrengten Sinnen. „Da ich nun hier bin bei meiner Mutter, um alles Nöthige für meine Zukunft zu beſorgen, ſo drängte es mich, Ihnen ein letztes Lebewohl zu ſagen und die Hoffnung mit mir zu nehmen, daß die Zeit mich in Ihren Augen gerechtfertigt hat. Das iſt der Grund meines Beſuchs, es wäre mir

eine zu ſchwere Laſt auf dem Herzen geweſen, mich von Ihnen, den ich nie wiederſehe, verkannt zu wiſſen! Und nun ich weiß, daß Sie milder über mich denken, habe ich meinen Wunſch geſtillt und ſcheide. Leben Sie wohl!“

Sie ſtand raſch auf, drückte ſeine Hand an ihren Buſen und entfernte ſich. Vergebens bat er ſie, zu verweilen, gab ihr den ſchmeichelhafteſten Namen und wollte ſie feſthalten: ehe er jedoch ſeine ſteifen Glieder vom Stuhle erheben konnte, war ſie ſchon an der Thüre, wo ſie mit einem innigen, von dem freundlichſten Kopfnicken begleiteten Blicke verſchwand. In einer größern Aufregung hatte ſich wohl der alte Herr ſeit zwanzig Jahren nicht befunden — er trat an das Fenſter und riß es auf, um dem herrlichen Weibe, wie es mit elaſtiſchem Tritt die Straße dahinſchwebte, nachzuſchauen, ob ſie ſich nicht einmal umkehren werde, das geſchah aber nicht. Dann ging er heftig im Zimmer auf und ab, ſein Schritt dröhnte durch das ganze Haus — er warf ſich wieder auf den Seſſel vor ſeinen Schreibtiſch, zog das Fach auf, wo er ſeine wichtigſten Papiere aufbewahrte, und wog eins davon, das beſonders ausgezeichnet oben auf lag, in der Hand. „Ganz anders, ganz anders muß das werden!“ ſprach er vor ſich hin und: „Schepke!“ rief er dann.

Der Diener kam auf den erſten Ruf, er betrachtete ſeinen Herrn mit einem ſo prüfenden Blick, als ſuche er an ihm ein Brandmal. — „Morgen früh zehn Uhr beſtellſt Du mir den Juſtizrath Schulz.“

„Aber das Reiten? — Die Herren ſind nicht pünktlich, wie Sie — ich denke —“

„Er hat nichts zu denken. Um zehn Uhr beſtellt Er mir den Juſtizrath — der Nero kann einmal ſtehen."

„Sehr wohl, gnädiger Herr. Aber der Nero wird dummes Zeug machen —"

„Er macht auch Dummheiten und ich werde doch mit Ihm fertig. Paſcholl!" Auf dies Wort, das ſo gar nicht zeitgemäß klang, entfernte ſich der Diener eiligſt, denn die innige Verbindung des Wortes mit einer eben ſo unzeitgemäßen That war ihm im Laufe ſeines Dienſtes klar geworden. An der Thür horchte er noch und hörte ſeinen Herrn mit ungewöhnlich ſtarken Schritten raſtlos das Zimmer durchkreuzen.

3.

„Er ſoll einmal ſehen, daß er von mir abhängt!" Mit dieſem Entſchluſſe war Frau Schramm ausgegangen und kehrte demgemäß ſo ſpät zurück, daß ſie gewiß hoffen konnte, ihr Ausbleiben ſei bereits fühlbar geworden. Vor der Hausthüre ſah ſie auch ſchon von Weitem den Diener ſtehen, der ängſtlich nach ihr zu ſpähen ſchien, denn er kam ihr gleich entgegengelaufen.

„Wo bleiben Sie denn, Madame Schramm? Der Herr hat dreimal nach Ihnen gefragt —"

„Was macht er denn?" fragte ſie ſchadenfroh und triumphirend.

„Er trinkt Wein," ſagte Schepke.

Verwundert ſah ihn die Wirthin an. „Wie iſt er denn darauf gekommen?" fragte ſie, denn es war ganz gegen die Gewohnheit.

„Er wahr unwohl, wahrhaftig, ganz ſchwach, Madame Schramm, und ich mußte Wein heraufholen."

Der Frau ging ein Gefühl durch das Herz, über das ſie ſelbſt nicht weiter nachdachte. „Unwohl?" fragte ſie, ſchon im Hausflur, mit haſtigem, zerſtreutem Weſen. „Wie ſo denn?"

Schepke erzählte nun etwas confus, wie eine fremde Dame gekommen ſei, die er nicht gekannt habe, wie ſie angenommen und er hinausgejagt worden ſei, und wie ſein Horchen ihn nur einen einzigen klaren Ausruf habe vernehmen laſſen: „Sein Sie mir tauſendmal willkommen!" dann hätten ſie aber ſo raſch und unhörbar geſprochen, daß er gar nicht klug daraus geworden ſei, bis ſie aufgeſtanden, da habe er natürlich ſchnell das Feld räumen müſſen. Dann habe der Herr ihm befohlen, zu morgen früh um zehn Uhr den Juſtizrath zu beſtellen und den Hengſt ſtehen zu laſſen, ſei auf und abgelaufen in der Stube wie eine Schildwache, bis auf einmal Alles ſtill geworden — da habe er, Schepke, wieder gelauſcht und ihn ängſtlich ſtöhnen hören, ein Paarmal hinter einander, ſo daß ihm ſelbſt ganz angſt geworden und er ſich ein Herz gefaßt habe, hineinzugehen. Blaß zum Erſchrecken und mit Schweißtropfen auf der Stirn habe der Herr auf dem Sopha geſeſſen — und ein Glas Wein verlangt — nachdem er das getrunken, ſei er aber wieder ganz friſch geworden, und nun ſcheine es ihm zu ſchmecken, denn er hätte die Flaſche beinahe ſchon leer gemacht.

„Hat er nach mir verlangt?“ fragte die Schramm, welche den Bericht mit ſteigender Verwunderung angehört hatte.

„Nein,“ ſagte Schepke. „Nicht ein einzig Mal.“

Sie ging hinauf, die erhaltenen Nachrichten bedenkend. Wer konnte die fremde, tauſendmal willkommen geheißene Dame ſein? Im ganzen Kreiſe der längſt abgebrochenen Bekanntſchaften ihres Herrn fand ſie keine einzige, auf welche dieſe Begrüßung gepaßt hätte. In welchem Zuſammenhange ſtand ihr Beſuch mit dem Wunſche, morgen ſeinen Anwalt zu ſprechen? Es galt wohl einer Abänderung des unſeligen Teſtaments? Dann konnte es nur ſeine Enkelin geweſen ſein! Lange ſchon hatte ſich die Schramm mit dem Gedanken beſchäftigt, ob nicht die kluge und liebenswürdige Laura, da ihr Vater ſo gar nicht zu einem Schritte der Ausſöhnung zu bewegen war, Alles gut machen könne, wenn ſie perſönlich bei dem Großvater erſchiene. Es war ihr kein Zweifel mehr, daß Laura hier geweſen, und wenn ihre Erſcheinung den ſtarren Sinn des Alten erſchüttert hatte, ſo ſegnete die Schramm den Anfall von Körperſchwäche, der endlich auch dieſe eiſerne Natur gefaßt. Sie wußte überhaupt nicht, ob der Schreck, der ſie bei der letztern Nachricht durchbebte, ein betrübter oder ein freudiger geweſen — denn hatte ſie ſich nicht ſchon über den Tod ihres Herrn mit ſonderbaren Gedanken getragen?

Als ſei nichts vorgefallen, trat ſie zu ihm in das Zimmer. Er ſtand mitten darin und hatte ein erhitztes Anſehen, was ſich durch einen Blick der Haushälterin nach der ganz geleerten Flaſche Johannisberger erklärte. Ohne ein Wort zu ſagen, ging ſie nach dem Fenſter und ſchloß beide Flügel, welche weit

aufgeriſſen waren, ſo daß ihr beim Oeffnen der Thüre ſchon die ſchärfſte Zugluft entgegengeſtrömt.

„Was machſt Du?“ herrſchte ſie der Alte an.

„Sie können ſich den Tod holen,“ ſagte ſie gelaſſen.

„Weißt Du, wer bei mir geweſen iſt?“ fragte er.

„Ich weiß es,“ antwortete ſie, noch mit dem Fenſter beſchäftigt.

„Weißt es! Das Weib erräth Alles. Nun, geſprochen wird davon nicht, das bitt' ich mir aus.“

„Sie ſollen nichts darüber hören,“ ſagte ſie.

„Ich habe ein Unrecht gethan, Louiſe, das muß wieder gutgemacht werden. Morgen habe ich Schulz herbeſtellt, ich werde mein Teſtament ändern.“

„Wollen Sie das?“ rief die Schramm freudig.

„Ruhe! Ich will kein Gewinſel hören. Schaff' mir Eſſen, ich bin verdammt hungrig. Und mach' mir wieder ein Fenſter auf, hier iſt eine Luft zum Erſticken.“

Die Schramm gehorchte mit einem zitternden Eifer, ſie ging in die Küche und bot ihre ganze Kunſt auf, um heut ein recht ſchmackhaftes Eſſen zu bereiten — Schepke ſah ihr lächelnd zu, wie ſie das Ragout mit Ingredienzien aus den verſchiedenſten, wohlverſchloſſenen Gläſern und Steinbüchſen würzte, und als ſie zuletzt aus einem Fache, das ſie mit einem ganz verroſteten Schlüſſel öffnete, ein kleines verſiegeltes Fläſchchen nahm, ſagte er ſcherzend: „Sie wollen ihn wohl vergiften?“

Einen Blick ſchoß ſie auf ihn, daß er ſich entſetzte, es war, als habe ihn ein glühendes Eiſen in die Augen getroffen, kein Wort ſagte ſie, aber ihre Lippen zitterten und auch ihre Hand, ſo daß ſie mehrere Tropfen aus der Flaſche auf den heißen

Kranz des Herdloches verſchüttete: ſie brauſten dampfend auf. Schepke konnte erſt nach einer Weile fragen: warum ſie heut ſo böſe ſei und jeden Spaß übel nehme? Da lachte ſie und kniff ihn ſtatt der Antwort in das Ohr.

Mit einem Appetit, wie er ihn lange nicht gefühlt hatte, ſpeiſte der Landſtallmeiſter, trank gegen alle Warnung noch eine Flaſche alten Rheinwein dazu und behauptete, daß er in vielen Jahren nicht ſo froh und kräftig geweſen ſei. „Das macht, weil Sie ein altes Unrecht gutmachen wollen," ſagte die Schramm freundlich.

„Ruhe!" gebot er. „Ich will nichts davon hören. Am allerwenigſten von Dir falſchen Perſon!"

„Gnädiger Herr!" ſagte ſie beleidigt. „Bin ich es nicht immer geweſen, die —"

„Maul halten! Kein Wort mehr! Wenn Schulz Alles eingerenkt hat, wollen wir die Acten revidiren."

Er ſchnitt dadurch für heut jede Erörterung ab und ſeine Wirthin war nicht unzufrieden damit, ſie ſchob den Vorwurf, den er ihr ungerecht machte, auf ſeine Vergeßlichkeit und wollte ihn gern tragen, wenn nur ihrem Baron Adolar ſein Recht erhalten bliebe. Sie konnte kaum den folgenden Tag erwarten, der Juſtizrath hatte zugeſagt, zur beſtimmten Stunde zu erſcheinen. Faſt zärtlich war ſie gegen ihren Herrn, machte ihm Abends das Bett mit einer Sorgfalt, daß ſie ſelbſt über ſich lachen mußte, und ſah es gern, daß er ungewöhnlich früh zur Ruhe ging. „Du haſt es heut zu gut mit mir gemeint!" ſagte er, ſich über die Bruſt ſtreichelnd. „Dergleichen Speiſen kann ich nicht mehr vertragen."

Schepke, welcher zugegen war, dachte an all' die Gläſer und Flaſchen, welche dazu beigeſteuert hatten. Die Schramm

ſagte lächelnd, ſie werde ihm nichts Schädliches aufſetzen, und entfernte ſich mit dem Wunſche einer guten Nacht. Jetzt folgte in der Regel eine üble Viertelſtunde für den armen Schepke, welcher ſeinen Herrn entkleiden mußte, heut war der alte Herr zum Erſtaunen des Dieners die Güte ſelbſt, er nannte ihn ſogar: mein Sohn! und machte einen Scherz mit ihm in Bezug auf die projectirte Heirath mit der Schramm.

„Das iſt vor ſeinem Ende!“ ſagte Schepke, als er es der Haushälterin erzählte.

Dieſe war andern Morgens ſehr früh wach, endlich kam die Stunde, wo ſie den Herrn, wenn er nicht ſchon aufgeſtanden war, wecken mußte. Es war noch Alles ſtill in ſeinem Schlafkabinet, ſie öffnete die Thüre und trat, wie gewöhnlich, auf den Socken ein: er ſchlief noch feſt. „Gnädiger Herr!“ ſagte ſie mit der ruhigen Stimme, auf welche er: „Ha!“ zu antworten und ſich raſch aufzurichten pflegte.

Heut ſchlief er zu feſt.

Sie rief noch einmal — ſtärker. Da faßte ſie plötzlich eine heiße Angſt, ſie ſtürzte an das Bett und ſtieß einen durchdringenden Schrei aus. Er lag friedlich, nach der Wand gekehrt, die eine Hand auf der Bruſt, die Augen offen und gebrochen: er war todt. Der Schrei hatte den Diener, welcher ihn auf dem Corridor hörte, herbeigeführt — „Zum Doctor!“ ſchrie ihm die Schramm entgegen.

„Herr Jeſus!“ rief Schepke.

„Mach' fort! Er iſt noch nicht todt — er kann noch gerettet werden!“

Schreiend ſtürzte der Diener hinaus, während Frau Schramm in ihrer Herzensangſt Alles verſuchte, was ihr eben

an Mitteln einfiel, um ihn wieder in das Leben zu rufen. „Nur noch einen halben Tag!“ ſtöhnte ſie. „Nur bis Mittag! Dann meinetwegen!“

Auf einmal ließ ſie ab von ihm und ſah ſich mit ſtarren Augen rings um. Sie war mit dem Todten ganz allein in der Wohnung, Niemand konnte ihr Thun bewachen oder ſtören. Jetzt mußte ſie handeln oder der Augenblick ging unrettbar verloren. Er war ſo gewiß todt, als ſie mit dem vollen Bewußtſein vor ihm ſtand, daß es nur noch einen Weg gab, das Verſprechen, welches ſie ſich ſelbſt gegeben hatte, zu erfüllen. Auf dem Nachttiſchchen zu Häupten des Bettes ſah ſie neben dem Lichte, welches lange gebrannt haben mußte, ein Paar kleine Schlüſſel und die Uhr liegen. Sie nahm einen der Schlüſſel, die ſie wohl kannte, warf noch einen Blick auf ihren todten Herrn, ſchauderte in ſich zuſammen und verließ dann eilig das Kabinet. Nach einer längern Weile kam ſie wieder, blaß und verſtört, mit zitternder Hand legte ſie den Schlüſſel auf das Tiſchchen und ſah dann mit Thränen, welche endlich ihren Augen entſtürzten, die Leiche an: es war, als wollten ſich ihre Hände falten, aber das hatten ſie ſchon lange verlernt, die alte Frau hatte ja erklärt, daß ſie keinen Beiſtand brauche, weder für ihren Leib, noch für ihre Seele.

Der Arzt war unterdeſſen vorgefahren, das Raſſeln ſeines ſchnell fahrenden Wagens hatte eben die Schramm an das Lager ihres Herrn zurückgeführt. Aber Todte zu erwecken vermag die Heilkunſt nicht, hier war Alles vorüber. In Folge der geſetzlichen Anzeige erſchienen nun die Deputirten des Gerichts, nahmen zum Depoſitum, was dahin gehörte, ließen der Dienerſchaft nur ihr Eigenthum und das Benöthigte und ver-

ſiegelten dann. Noch an demſelben Tage nahm die Schramm Extrapoſt, um dem Sohne und Erben des Verſtorbenen die Nachricht zu bringen, und ließ Schepke, welchem ſie die Sorge um Haus und Wirthſchaft, vorzüglich um den werthvollen Hengſt empfahl, allein zurück.

Der Tod des Landſtallmeiſters außer Dienſten von Arneſeld wurde wegen ſeiner Plötzlichkeit in einem Zeitungsblatte des nächſten Tages beſprochen — und dadurch auch derjenigen bekannt, welche ihn noch kurz vorher beſucht hatte, Pläne im Herzen, die nun auf immer wie flüchtiger Schaum zerrannen.

„Was haſt Du, Lida? Du beißeſt Dir ja die Lippe wund," ſagte ihre Mutter.

Adelheid warf das Zeitungsblatt hin und trat vor den Spiegel. „Angewohnheit!" erklärte ſie. Wirklich blutete ihre feine Unterlippe. Sie hatte ſich ſelbſt aber auch einen Vorwurf gemacht, den ſie vielleicht in ihrem ganzen Leben noch nicht mit ſolchem Rechte verdient: den Vorwurf, die Gegenwart, welche voll und reif in ihrer Hand lag, nicht im Augenblicke benutzt zu haben. Zu fein, zu künſtlich hatte ſie verfahren wollen, wo doch bei dem kindiſchen Greiſe gar keine ſo zarte Rückſicht nothwendig war! Die Strafe hatte ſie dafür getroffen. Diesmal gelang es ihr nicht ſo ſchnell, als ſonſt, ſich aller Gedanken der Reue oder des Bedauerns über Dinge, die einmal geſchehen und jetzt nicht mehr zu ändern waren, zu entſchlagen, doch glückte es ihr wenigſtens, der Mutter gegenüber eine leidliche Faſſung zu behaupten. Sie hatte der Mutter von den neuen Ausſichten, welche ſich ihr eröffnet hatten, nicht einmal von ihrem Beſuche bei Arneſeld das Geringſte geſagt und überließ es auch dem Zufall, ob ſie in der Zeitung,

welche Frau von Mörner ſehr unregelmäßig las, die Nachricht über ſeinen Tod finden werde, da ſie, von Niemand angezeigt, nicht unter der gewöhnlichen Rubrik ſtand, welche Damen zuerſt zu ſtudiren pflegen.

Während die Mutter las, hatte ſich Adelheid an das Fenſter geſtellt und ſah, mit ihren unerfreulichen Gedanken beſchäftigt, auf die Straße hinab, ſie bemerkte den Gruß nicht, der ihr von einem vorübergehenden Manne gebracht wurde, welcher jedesmal, wenn er an dieſem Hauſe vorüberging, mit ſpähenden Blicken alle Fenſter muſterte. Wie hätte ſich Adelheid gleichgültigen äußern Dingen widmen können, da ſie in ihrem Innern mit all' den raſtlos jagenden Bildern beſchäftigt war, die ſich in ewigem Wechſel der Form verwandelten und noch nicht zu klaren Gruppirungen feſthalten ließen!

Zu einem Entſchluſſe für den Moment ſchien ſie aber gekommen, denn während der Mahlzeit, welche heut ziemlich ſchweigſam genoſſen wurde, äußerte ſie, daß es vor der Hand doch nöthig ſein werde, dem Hauſe in London ihren jetzigen Aufenthalt anzuzeigen, indem ſie um keinen Preis der Mutter, da ſie nun die Verhältniſſe, welche ſie nicht geahnt, kennen gelernt habe, in irgend einer Art läſtig fallen wolle.

„Mein liebes Kind!" ſagte die Mutter erfreut und ſtreichelte ihre ſchöne Hand. „Deine Mutter würde Dich nicht von ihrer Seite laſſen und das Letzte mit Dir theilen. Aber das Geſchäft iſt ſchon beſorgt. Ich habe Dir dieſe Angelegenheit, welche für Dich immer delicater Natur iſt, abgenommen und der Brief an die Herren Freeman und Compagnie — ich habe mir den Namen gut gemerkt! — iſt ſchon unterwegs."

„Ich danke Dir, Mama," war der Tochter gleichgültige

Antwort. — „Wenn das der Fall iſt, werden wir uns auch nicht ſo kümmerlich einzuſchränken haben, wir können uns wieder ein wenig in der Welt zeigen, das Theater und ein Paar öffentliche Orte, wo die vornehme Welt hingeht, beſuchen, brauchen auch wohl nicht in dieſer abſcheulichen Gegend zu wohnen.“ Der Mutter waren dieſe Ausſichten Muſik.

Abends befand ſich Adelheid allein, die Mutter war zu einer alten Freundin gefahren, welcher ſie einige Mittheilungen über ihre veränderte Lage zu machen hatte, Sophie war in andern Geſchäften ausgegangen. Die einſame Frau kam wieder auf ihre geſcheiterten Hoffnungen zurück: noch heut früh war ſie mit der Zuverſicht erwacht, daß es nur eines Wortes der Gewährung von ihrer Seite bedürfe, um die Hand, welche ihr zum zweiten Male ſo dringend geboten wurde, und mit ihr den unermeßlichen Reichthum eines achtzigjährigen Greiſes zu erhalten. Ihr Loos an ſeiner Seite wäre jetzt ſchon deshalb viel glücklicher geweſen, weil die Verbindung nicht lange mehr dauern konnte, und der alte Mann offenbar nicht mehr geiſtesſtark war, ſo daß ſie der vollkommenſten Herrſchaft über ihn gewiß ſein durfte.

In der brennenden Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt, welche ihre Nerven aufregte, erſchrak ſie faſt, als die Klingel der Wohnung beſcheiden gezogen wurde. Sie nahm das Licht und öffnete. Ein unbekannter Mann im blauen Rocke mit Knebelknöpfen, mit einem Säbel an der Seite und einem Helm in der Hand ſtand vor ihr, ſein Geſicht war faſt ganz mit einem gewaltigen, ſchwarz und grau gemiſchten Barte bewachſen. Adelheid fürchtete ſich vor ihm.

„Ich weiß jetzt, wer Sie ſind,“ ſagte der Fremde ſich ver-

beugend. „Sie haben mich, als Sie hier ankamen, beſſer erkannt, als in dieſem Augenblicke. Erlauben Sie mir, Ihnen meine Aufwartung zu machen — jedoch nur als der Schutzmann Neumann: Sie werden mir dieſe Gnade nicht abſchlagen.“

Die Seltſamkeit der Situation erheiterte Adelheid augenblicklich. „Treten Sie näher, Herr Neumann,“ ſagte ſie lächelnd. „Es freut mich, Sie wieder zu ſehen.“ Sie führte ihn in das Zimmer, bat ihn abzulegen, Platz zu nehmen, Alles im Tone leichter Ironie. „Wann tanzten wir unſern letzten Cotillon, Herr Neumann? Es war, wenn ich nicht irre, in Teplitz bei einer ſyriſchen Hitze. Die ſchöne Gräfin Noſtiz war unſer vis-à-vis, Sie hatten mehr Augen für dieſe Dame, als für Ihre Tänzerin, und beneideten wahrſcheinlich den wilden Couſin, der expreß aus ſeiner Garniſon Thereſienſtadt gekommen war, um mit der Comteſſe den Cotillon zu tanzen. Sie ſehen, ich weiß noch Alles, Herr Neumann, Ihre Vernachläſſigung hat einen erſchrecklichen Eindruck auf mich gemacht “

„Gnädige Frau,“ verſetzte der Mann mit einem düſtern Blicke, indem er ſeinen ungepflegten Bart noch mehr verwirrte, „jene Zeit iſt für mich todt und ich kann über den Contraſt meiner Lebensverhältniſſe nicht ſcherzen. Niemals würde ich Sie aufgeſucht haben, wenn nicht eine ernſte Sorge mich dazu veranlaßt hätte. Fremd, wie ich hier bin, entfernt von den Kreiſen, in welchen ich mich früher bewegt habe, glaubte ich bei der Veränderung meines Ausſehens von Niemand erkannt zu werden. Es iſt mir auch von Ihnen unbegreiflich.“

„O ich hätte Sie auch nicht wieder erkannt, und wenn wir täglich dreimal an einander vorbei-gegangen wären. Denn wie konnte ich Sie hier und in dieſem Kleide vermuthen! Aber die Stimme! Es iſt bei mir ganz eigenthümlich, Geſichter vergeſſe ich, den Ton einer Stimme, und wenn ich ihn nur einmal hörte, vergeſſe ich nie! Und den Ihrigen habe ich öfter gehört.“

Sie legte in die letzten Worte einen Ausdruck, welcher den ernſten Mann noch mehr verſtimmte. „Ich darf nicht in die Vergangenheit blicken, gnädige Frau,“ ſagte er, „ich will Sie auch nicht mit meinen Schickſalen ennuyiren, mich führt einzig die Sorge her, daß durch Sie abſichtslos bei irgend einem zufälligen Anlaß mein wahrer Name entdeckt werden könnte. Ich wäre damit auch von der elenden Planke, auf welche ich mich aus dem Schiffbruch meines ganzen Lebensglücks gerettet habe, hinabgeſtoßen.“

„Fürchten Sie einen Verrath von mir?“ rief Adelheid.

„Wenn Sie wiſſen, daß es ein Verrath wäre, niemals. Aber Sie ſollen eben erſt wiſſen, daß ich unter dem falſchen Namen Neumann hier figurire, und daher —“

„Ich begreife Alles und gebe Ihnen hier meine Hand darauf, daß kein Blick und keine Silbe verrathen ſoll, wie ich Sie vorher genannt habe, ehe Sie mich als Herr Neumann arretiren wollten. — Somit wäre unſer Geſchäft abgemacht, und das Plaudern kommt an die Reihe. Fürchten Sie nicht, daß mich Ihre Erzählungen nicht intereſſiren würden, Sie wiſſen das auch beſſer — eine ältere Frau braucht ihren Antheil nicht, wie ein junges Mädchen, in undurchdringliche Schleier zu hüllen, denn Gefahr iſt nicht dabei, alſo ſage ich

Ihnen offen, daß ich zuerſt wiſſen möchte, ob Sie glücklich in Ihrer Ehe geweſen ſind?"

„Ja," antwortete er. „Ich war ſehr glücklich — ſo lange ich in glänzenden Umſtänden lebte. Aber dem Mangel, der Sorge um das tägliche Brod iſt meine Frau nicht gewachſen."

„Sie haben Kinder?" fragte Adelheid mit wahrer Theilnahme.

„Sechs," war der kurze Beſcheid.

„Sein Sie nicht ſo einſilbig, mein armer Freund. Sprechen Sie ſich gegen mich aus, vielleicht gelingt es mir, für Sie eine paſſendere Stellung zu finden, als dieſe, in welcher ſich ein Mann von Ihrem Geiſte, von Ihren Talenten höchſt unglücklich fühlen muß."

„Sagen Sie das nicht, gnädige Frau. Unſer Inſtitut iſt gleichſam ein Aſyl für Männer, die von dem allgemeinen Elend der Zeit betroffen wurden, ſo ſchlimm und undankbar der Dienſt, gewährt er doch für den Augenblick eine Sicherung vor — dem Hungertode."

„Entſetzlich!" rief Adelheid.

„Sie werden mir bezeugen," fuhr der Fremde warm werdend fort, „daß ich mich nicht leichtſinnig, ohne meiner Gattin eine Exiſtenz bieten zu können, verheirathet habe. Ich war in jener Zeit reich, oder glaubte es wenigſtens zu ſein. Was mich ruinirt hat, gehört nicht hieher, auch würde die kurze Friſt, die mir bei Ihnen zu weilen vergönnt iſt, nicht ausreichen, um es zu ſchildern. Ich war, wie Viele, ruinirt, ehe ich ſelbſt es ahnte, und bei dem kleinſten Unfall, der mich traf, ſtürzte mein unterhöhltes Daſein in Trümmer. Seitdem habe ich viel erlebt — und wenn ich Ihnen nur ſage, daß ich den ganzen

vorigen Winter mit vier Familien in einer offenen Kegelbahn gewohnt habe, ſo werden Sie begreifen, daß mir meine jetzige Stellung ein Eldorado ſcheint, aus welchem ich nicht gern ſcheiden möchte."

„Großer Gott! Und Ihre zarte, verwöhnte Gemahlin — ſechs Kinder!"

Er ſtand auf. „Laſſen Sie denn die Nacht unſer Zuſammentreffen verhüllen: ich wiederhole die Worte, welche Sie mir vor dieſem Hauſe ſagten. Ich werde an Ihnen vorübergehen, ohne Sie zu grüßen, ſchenken auch Sie mir künftig kein Zeichen, daß Sie mich erkennen, oder wenn es iſt, ſo bin ich Ihnen der Schutzmann Neumann, welcher Sie bei Ihrer Ankunft plumper Weiſe beleidigte. Thun Sie keinen Schritt, meine Lage zu verbeſſern, denn jeder brächte Gefahr, mich zu compromittiren. Ich werde in meiner Stellung geiſtig nicht untergehen. Während des vorigen Jahres konnten Sie unter den Arbeitern, welche die Straßen reinigten, viele Menſchen aus gebildeten Ständen, Künſtler und ihre Gehülfen ſehen, die ſich, wo alles Gewerb und gar erſt die Kunſt darnieder lag, auf ſolche Weiſe das Leben friſteten. Auch in unſerm Inſtitute finden Sie Männer aus allen Ständen und ich ſchäme mich jetzt, daß ich ſo ſchwach geweſen bin, meinen Namen zu verhehlen, da ich unter uns Andere kennen gelernt, welche ihren Adel ruhig weiter führen. Es läßt ſich aber nicht mehr ändern. — Leben Sie wohl, gnädige Frau."

„Und Sie fragen gar nicht, ob ich von Zephyren umkoſt worden bin oder mit Stürmen gekämpft habe? So herzlich gleichgültig iſt Ihnen mein Schickſal geweſen?"

„Das Elend macht egoiſtiſch, gnädige Frau. Wie kann es

Ihnen anders als gut gegangen ſein? Ein Blick auf Ihre blühende Geſtalt belehrt mich darüber. Es iſt Zeit, daß ich mich entferne — welche Berechtigung hätte meine Anweſenheit, wenn ſelbſt nur Ihr Mädchen heimkehrte? Noch einmal, leben Sie wohl."

Er ließ den peinlichſten Eindruck bei Adelheid zurück. War das der elegante Cavalier, welcher einſt durch ſeine ritterliche Erſcheinung überall Aufſehen erregt hatte? Wie unglücklich mußte er ſein, ſo ſehr er es auch läugnete! Und ſeine Familie erſt! „Wohl mir, daß ich frei von allen dieſen Banden bin!" dachte ſie. „Mag denn mein Leben ſich in bunten, blitzenden Verwandlungen drehen, wie ſie das Rieſenkaleidoſkop zeigte: ich will mich daran erfreuen, ohne nach einem feſtgehaltenen Bilde zu verlangen!"

4.

Der Spätherbſt brachte noch eine Reihe von klaren, warmen Tagen, und dieſe werden nirgends ſo mit Bewußtſein genoſſen, als auf dem Lande, wo jeder müßige Moment ohne große Vorbereitungen in der freien Natur benutzt werden kann. Im Genuß aller Behaglichkeit hatte wohl ſelten Jemand ſolche Virtuoſität errungen, als Herr von Arnefeld auf Reſſen: wir haben ſchon Gelegenheit gehabt, ihn dabei zu beobachten. Am beſten befand er ſich eigentlich, wenn er allein war: ſeine Gattin ſtand ſeiner Sinnesart zu fern, ihre ſentimentalen Ergüſſe langweilten ihn, und ſeine Tochter konnte ihn oft durch ihre

bloße Anweſenheit ſtören; wäre er der Mann zu tiefgehenden Betrachtungen geweſen, ſo hätte er ſich das pſychiſche Problem vorgehalten, wie Laura als Kind ihrer Eltern ſich habe in ſo eigenthümlicher Charakterbildung entwickeln können. Damit gab er ſich aber nicht ab, ſondern fühlte nur, daß Laura nicht zu ihm paſſe, und wünſchte von Herzen, daß ſie bald heirathen möge.

Er ſaß mit dieſem Gedanken beſchäftigt vor der offenen Salonthüre und ließ im Geiſte die Männer, jung und alt, welche ihm aus ſeiner Bekanntſchaft für Laura angemeſſen erſchienen, die Muſterung paſſiren. Hier in der Gegend war ein merkwürdiger Mangel daran: die Anſäſſigen heirathen überhaupt früh, ſchon aus Gründen der Nützlichkeit, der Landadel geht ſelten außer der Provinz auf Brautſchau, daher die endloſen Verwandtſchaften, die ſich wie ein Netz über ganze Diſtricte ſpinnen, für Fremde, welche ſich darin ankaufen, iſt es nicht leicht, durch irgend eine zufällig gefallene Maſche hinein zu kommen. Neben dem Adel waren allerdings in neuerer Zeit viele bürgerliche Gutsbeſitzer hier einheimiſch geworden und ihre Zahl vergrößerte ſich von Jahr zu Jahr, ſie hatten aber auch ihren Stolz, und beſonders ſeit dem vergangenen Jahre, wo bereits die große Scheere geſchliffen war, um alle Stände wie eine Taxushecke in gleiche Höhe zu ſchneiden, wollten ſie noch weniger, als vorher, Verbindungen ſuchen, welche nach ihrer Meinung ſelten aus reiner Abſicht geſchloſſen wurden. Herr von Arnefeld dachte auch nicht im Entfernteſten an ſie, obgleich er ſeine Tochter wohl für fähig hielt, einen kühnen Sprung über die Barriere zu machen, wenn ſie drüben etwas nach ihrem Sinne gefunden hätte. Er aber wollte ja eine große

Standesherrſchaft gründen, und dazu bedurfte er mächtigerer Allianzen, als das bloße Geld eines reich gewordenen Pächters oder Holzhändlers ihm gewinnen konnte.

Sehr hübſch nahm ſich die Landſchaft aus, welche in den Rahmen der Salonthüre gefaßt war, aber wie bald kam der Froſt und tödtete all' dieſe reichen Laubmaſſen, dann führte ſie ein Sturmwind hinweg, kahl und dürr ſtand der Park, alle Wege verſchneiten, kein Menſch ließ ſich mehr ſehen oder war zu erreichen, der troſtloſe Winter legte ſich über Haus und Hof und erdrückte alle Freuden des Landlebens. Arnefeld war nicht einmal Jäger. Es geſellte ſich alſo eine zweite wichtige Betrachtung zu der erſten und brachte den Entſchluß in ihm zur Reife, den Winter doch wieder in der Reſidenz eines benachbarten Staates zu verleben, wie er bereits mehre Jahre gethan hatte, da er Berlin, wo ſein Vater wohnte und mancherlei unangenehme Reminiſcenzen durch den Abſcheu vor der Märzwuth des vorigen Jahres verſtärkt worden waren, nicht mehr beſuchte.

Seine Gattin war unterdeſſen in den Salon getreten, er ſah zu ihr auf und bemerkte, daß ihr Geſicht ungemein roth war, viel röther, als ſie ihm den conſequenten Farbenton mit großer Geſchicklichkeit zu geben pflegte. Es war diesmal keine künſtliche Röthe, welche ſich hoch bis unter den glänzenden Scheitel zog.

„Lieber Arnefeld, Louiſe iſt hier," ſagte ſie mit einer bewegten Stimme.

„Schon wieder?" rief er unmuthig. „Nichts läſtiger als ein altes Weib, wenn ſie ihre Liebe aufdringt."

„Verzeih' Dir's Gott, daß Du vor der Nachricht, welche ſie

Dir bringt, ſo undankbare Reden führſt. Sie kommt als ein Trauerbote."

„Er iſt todt?" rief Arnefeld, raſch aufſtehend.

„Sanft entſchlummert, mein theurer Freund. Möchte uns Allen einſt —"

„O ich danke! Noch habe ich gar keine Luſt, an dergleichen zu denken. Wo iſt die Alte? Rufe ſie herein, ſüße Emilie. Ich muß mit ihr ſprechen. Ah, da iſt ſie ſchon. — Was, Louiſe? Nicht einmal in Trauer um Deinen Herrn?" Er winkte die geweſene Amme zu ſich, während er ſich wieder in den Fauteuil gleiten ließ.

Die Schramm näherte ſich ihm mit feierlichem Weſen und nicht ohne die Zuverſicht, welche Ueberbringer von großen Botſchaften immer haben. Sie bückte ſich auf die Hand ihres ehemaligen Pflegekindes, um ſie zu küſſen, aber Arnefeld zog ſie raſch zurück. „Wenn ich nicht in Trauer bin, ſo hat das ſeine Urſache," ſprach ſie. „Meine Abreiſe hatte Eile, denn ich wollte nicht, daß Sie die böſe Nachricht von einem Andern erführen, als von mir." Aufgefordert, die nähern Umſtände des plötzlichen Todesfalles zu erzählen, blickte ſie ſich im Saale um.

„Iſt Fräulein Laura zurück?" fragte ſie.

„Zurück? Von wo?" entgegnete der Baron. „Laß doch Laura rufen, liebes Kind. Sie weiß noch von nichts."

„Es war ein ſehr kluger Schritt und hätte gewiß die beſten Folgen gehabt," ſagte die Schramm. „Der arme Herr war ſchon auf beſtem Wege, er hatte den Juſtizrath beſtellt und wollte wieder gut machen. Das hat allein der Beſuch der lieben Enkelin zu Wege gebracht. Es war einzig von ihr."

„Du biſt wohl im Fieber und phantaſirſt, Louiſe. Sprichſt Du von meiner Laura?“

„O es hat's wohl Niemand wiſſen ſollen, daß ſie nach Berlin gereiſt iſt? Am Ende wiſſen es die lieben Eltern ſelbſt nicht 'mal, und ſie hat was Anderes vorgegeben, daß ſie nur los-kam! Jetzt können wir aber ſchon davon ſprechen. Sie hat doch den guten Willen gezeigt, wenn es auch nichts mehr half.“

„Schenke Dir ein Glas Waſſer ein, ehrwürdiges Weſen, Du ſprichſt wahrhaftig in voller Fieberhitze. Wo ſoll meine Laura geweſen ſein? In Berlin? Bei meinem Vater?“

„Gnädiger Herr, ſie iſt dort geweſen, ſie iſt bei ihm geſehen worden. Gegen mich brauchen Sie ſich nicht zu verſtellen.“

„Emilie, ich fange an, mich zu grauen. Unſere Laura geht doppelt. Laura hier und Laura dort — ſie iſt nicht von unſerer Seite, das heißt, nicht aus Neſſen gekommen!“

Frau von Arnefeld ließ einen ihrer ſchwerſten Seufzer hören. Daß ihr Gatte den Tod ſeines Vaters, wie zerfallen er auch mit ihm war, auf eine ſo leichtſinnige Weiſe behandeln, daß er in dieſem Momente witzeln konnte, war ihr zu ſchrecklich. Sie ſelbſt fühlte zwar eigentlich auch nicht viel mehr, als eine gewiſſe freudige Erregung in Hinſicht auf die unermeßlichen Vortheile, welche ihr aus dem Ableben des alten Herrn entſprangen, aber der Anſtand erforderte doch wenigſtens eine ernſte Haltung und dem Gefühle ein Paar Opferthränen. — „Liebe Frau,“ ſagte ſie ſanft „hier muß ein Irrthum obwalten. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß Laura uns nicht verlaſſen hat.“

„Nicht? Mein Herr hat doch aber an ſeinem letzten Tage

den Beſuch einer Dame gehabt, ſie tauſendmal willkommen geheißen? Wer kann denn das geweſen ſein, wenn es Fräulein Laura nicht war?"

Dieſe trat eben ein, mit Hut und Mantille, ſie grüßte, als komme ſie von einem Ausfluge, und ſah mit offener Verwunderung die fremde Frau, welche ſie jedoch gleich erkannte.

„Sehen Sie? Sehen Sie?" rief die Schramm freudig. „Da kommt das gute Fräulein eben an. Ach und Sie wollten mir's läugnen! Haben Sie ihn noch einmal geſehen, Fräulein?"

Laura gerieth offenbar in Verlegenheit. „Wie ſollt' ich?" fragte ſie. „Aber ich höre zu meiner Freude, daß noch Hoffnung vorhanden iſt, ihn zu retten. Seine Jugend, ſeine kräftige Natur!"

Der Baron ſprang auf. „Jugend!" rief er. „Verſchwört ſich denn Alles zu einem Charivari, das mich ſelbſt toll machen könnte? Die Alte hier behauptet, Du ſeiſt in Berlin geweſen und habeſt meinen Vater beſucht — und Du ſprichſt von ſeiner Jugend!"

„Sie ſind wirklich nicht bei meinem armen Herrn geweſen?" fragte die Schramm, und überzeugte ſich nun, daß ſie von einer falſchen Annahme ausgegangen war, und über die fremde Dame, die ihren Herrn zu einer Sinnesänderung vermocht hatte, in Zweifel bleiben mußte. Laura hörte den Tod ihres Großvaters mit Antheil, aber ihr Herz wurde wenig davon berührt, es erſchien ihr vielmehr wie die einzig befriedigende Löſung eines unnatürlichen Verhältniſſes. Frau Schramm erzählte den Hergang mit allen Nebenumſtänden und ließ nicht undeutlich durchblicken, daß ſie noch Manches auf dem Herzen

habe, was ſie ihrem geliebten Pfleglinge nur unter vier Augen mittheilen könne.

„Ihr ſeid — wie alle Frauen!“ ſagte dieſer endlich zu Frau und Tochter. „Wenn ſie ein zärtliches Rendez-vous ſtören können, iſt es ihr größtes Vergnügen. Seht Ihr denn nicht, daß meine Louiſe eine brennende Sehnſucht nach einem Tête-à-tête mit mir hat?“

„Wenn Sie Geheimniſſe mit meinem Manne haben, ſo will ich Ihnen nicht hinderlich ſein,“ äußerte Frau von Arnefeld empfindlich. „Komm', mein Kind. Du ſollſt mir von drüben erzählen.“

„Ja, Laura, noch ein Wort,“ rief der Baron. „Er lebt alſo noch?“

„Frau Schramm kann uns gewiß beſſere Nachrichten geben,“ erwiederte Laura. „Ich habe die meinigen nur von Rheinbergs.“

„Wovon denn, Fräulein?“ fragte die Alte.

„Nun, von Ihrem Enkel Roland,“ ſagte Laura verwundert. „Kommen Sie nicht von Sielitz?“

„Nein!“ rief die Schramm. „Iſt der Karl krank?“

„Sie weiß von nichts!“ ſagte der Baron mit einem finſtern Blicke.

„Er wird aber hergeſtellt werden,“ verſicherte Laura tröſtend. „Von ſeiner Jugend und kräftigen Natur ſprach ich eben, als ich Sie mißverſtand.“

„Der wird ſich ſchon durchhelfen,“ ſagte die Alte. „Und wenn er ſtirbt, ſo hinterläßt er keine Frau und Kinder, nicht einmal eine Liebſte, glaub' ich. Verzeihen Sie mir.“

„Aber eine Mutter," verſetzte Frau von Arnefeld, „und das Gefühl einer Mutter um ihr Kind iſt wohl erhaben über alles Andere auf Erden, ſelbſt über den Harm einer Braut über den Geliebten ihres Herzens." Sie begleitete dieſe Worte, welche in eine ganz andere Beziehung abirrten — denn ſie meinte, ſich und ihren Sohn Rudolf — mit einem wehmuthsvollen Blicke auf ihren Gatten.

„Er hat eine Mutter, ja, und muß ſie erhalten, ſie verliert alſo viel, wenn er ſtirbt. Aber noch kann ſie ſelbſt arbeiten und dann iſt auch noch die —" hier brach ſie ſchnell ab, denn ihr fiel in demſelben Momente der Brief ihres Enkels ein und hinderte ſie Anne's Namen auszuſprechen, aber auch von ihrer Seite traf Herrn von Arnefeld ein Blick, der ihm verdrießlich war, weil Beide nach einem Ziele ſchoſſen. „Genug," fuhr ſie fort, „meine Tochter wird drum nicht verhungern."

Das harte Weib hatte nur für die Nöthigkeiten des Lebens Gefühl, dem Mutterherzen trug ſie keine Rechnung — mit dieſem Gedanken verließ Frau von Arnefeld mit Laura das Zimmer.

Der Baron, ſobald er mit ſeiner (geweſenen) Amme allein war, ging ein Paarmal unruhig auf und ab, während ſie ſchweigend ſtand und ihn beobachtete. Er wußte nicht, wie weit ſie von Allem unterrichtet war, was ſich — auch für ſie von Intereſſe — ſeit ihrer letzten Anweſenheit hier zugetragen hatte, ſonſt hätte er ſich nicht geſcheut, mit ihr davon zu ſprechen. Wenn er ſie aber recht gekannt hätte, ſo würde er ſich überhaupt nicht vor ihr geſcheut haben, denn es gab wohl nichts, was ihre grenzenloſe Liebe ihm nicht verzieh. Der verſtorbene Vater hatte ſchon Recht: in dem Zeitalter abenteuer-

licher Familiengeſchichten würde man auf den Verdacht gerathen ſein, ſie habe ihr eigenes Kind mit dem freiherrlichen vertauſcht. Aber ſie waren ja verſchiedenen Geſchlechts geweſen.

„Du willſt mir noch etwas ſagen, Louiſe," begann endlich der Baron. „Ich meine, von meinem Vater."

„Ja, gnädiger Herr, Alles ſteht gut."

„Hat er noch von mir geſprochen?"

„Ich fand ihn ja nicht mehr am Leben."

„Und ein Teſtament —"

„Wird nicht da ſein," ſagte die Alte.

„Weißt Du das gewiß?" fragte Arnefeld mit einer kaum gezügelten Freude.

„Ganz gewiß," verſicherte die Schramm, welche ihr Auge ſeit dem Beginn des Geſprächs feſt auf den Boden gerichtet hatte.

„Siehſt Du nun wohl, daß Du Dich umſonſt geängſtigt haſt?" rief er.

Sie wollte etwas ſagen, aber ſie unterdrückte das Wort, das ihr ſchon auf die Lippen trat.

„Wenn ich nun Deinen Vorſtellungen Gehör gegeben und mich vor meinem Alten gedemüthigt hätte — wie unnütz wäre es geweſen! Ich ſage, man muß ſich nicht aus der Ruhe bringen laſſen. Wie es nun gekommen iſt, halte ich es doch für viel beſſer." Den tiefen Seufzer, welcher ſich aus der gepreßten Bruſt Louiſen's rang, überhörte er, indem er fortfuhr: „Ich dachte mir ſchon, daß er nicht ſo unnatürlich an mir handeln würde. Was hab' ich denn eigentlich gethan? Wenn das alte Haus auf den wunderlichen Gedanken kam, mir noch eine Stiefmutter zu geben, welche jünger war als ich, ſo konnte

mir's Niemand verdenken, daß ich ſuchte mit ihr auf einen freundlichen Fuß zu kommen. Daß er meine kleinen Aufmerkſamkeiten entdeckte, war ein Unglück."

„Schämen Sie ſich, Baron Adolar," ſagte die Schramm, Sie werden mir doch keine Mährchen erzählen."

„Nein, meine alte nachſichtige Louiſe," rief er, von der neuerwachten Erinnerung bewegt, „Du haſt Recht. Dir will und kann ich es nicht verhehlen, daß es mir wahrhaftig an's Leben ging, das himmliſche Mädchen, die Einzige, die ich wirklich bis zur Raſerei geliebt habe, nicht beſitzen zu dürfen, daß ich ſchon verheirathet war, verkauft oder verſpielt, nenne es, wie Du willſt, und daß es mein alter kindiſcher Vater wagen durfte, ſeine zitternde Hand nach dieſem lebenswarmen Weſen auszuſtrecken."

„Sie war nicht einmal hübſch!" warf die Schramm vorwurfsvoll hin.

„Gleichgültig! Alle Reize der Welt hätten auf mich nicht die Anziehungskraft geübt, als Adelheid's ſchlanke Geſtalt mit dem intereſſanten Geſichtchen und dem Auge, in welchem die Wunder arabiſcher Poeſien glühten."

„Das iſt nun Alles vorbei," ſagte die Alte.

„Wahrſcheinlich — ſie wird nun auch eine alte Frau ſein, wie die andern, die ich jung und hübſch gekannt habe. Es iſt erſchrecklich, wie ſchnell die Frauen verblühen — wir Männer leiſten der Zeit doch mehr Widerſtand und darum, theuerſte Amme, ſollte man uns etwas durch die Finger ſehen, verſtanden?"

„Aber zum Skandal braucht es doch nicht zu kommen, Baron Adolar," verſetzte die Schramm.

„Das iſt ſehr unangenehm und hätte vermieden werden können, wenn Du in Deinen ſibylliniſchen Reden die letzte Geſchichte meinſt. Von dieſer wollen wir ein ander Mal ſprechen. Du biſt noch nicht in Sielitz geweſen bei Deiner Tochter? Ich dächte, Du bliebeſt einſtweilen hier — gehörſt ja zum Inventarium meines Papa's, alte Schraube, das ich übernehmen muß, Du und auch der unglückliche Sündenbock, wie hieß er doch? der kleine Bediente meines Vaters?"

„Schepke. — Aber ich werde nicht hier bleiben, Baron Adolar, ſondern doch einmal erſt ſehen, was es in Sielitz giebt, und dann gleich nach Berlin zurückreiſen. Die fremde Dame, die meinen Herrn ſo in die Aufregung gebracht hat, daß er ſich den Tod holte — denn die zwei Flaſchen Wein und der ſcharfe Zugwind, es iſt gar keine Frage! — die fremde Perſon liegt mir im Sinne und ich muß wiſſen, wer ſie iſt."

„Auch mir wird das intereſſant ſein. Ich werde nächſtens ſelbſt nach Berlin kommen und die Erbſchaft vor Gericht antreten. Alſo wegen des Teſtaments kann ich ganz ruhig ſein? Es iſt keins gefunden worden?"

„Sie haben alle Papiere verſiegelt — ein Teſtament kann nicht darunter ſein."

„So geh' in die Domeſtikenſtube, ruhe Dich aus von der Reiſe und thue ganz, als ob Du zu Hauſe wäreſt."

Die Aufforderung geſchah in ſehr gleichgültigem Tone, er ahnte wohl nicht, welche Anſprüche die alte Frau, die vor ihm ſtand, an ſeine Dankbarkeit zu machen hatte und wie er ſie kränkte, daß er die heiße Liebe, welche ihm dies gegen Andere ſtets herbe Gemüth widmete, ſo gar nicht zu würdigen ſchien.

Traurig im Herzen entfernte ſie ſich, nahm nichts weiter in Anſpruch, ſondern fuhr gleich mit dem Wagen, den ſie hatte warten laſſen, nach Sielitz hinüber. „Ich werde es ihm doch einmal ſagen," dachte ſie bei ſich ſelbſt. Aber gleich fiel ihr ein, daß ein ſolcher Schritt wohl nicht gut für Baron Adolar ſei, denn wenn er Alles wußte, ſo konnte er bei ſeiner genereuſen Sinnesart, die kein Geld achtete, wohl gar auf einen Gedanken kommen, der — „Nein, nein!" ſchloß ſie. „Ihm ſchadet es nur, und mir kann es nichts helfen, denn abnehmen thut mir's doch kein Menſch mehr."

Vor Sielitz ließ ſie den Wagen halten, hieß den Poſtillon, den ſie bezahlte, zurückfahren und ging zu Fuß nach dem Dorfe. Als ſie das Schloß ſah, fiel es ihr ein, erſt einmal bei ihrer Enkelin anzufragen, die ſollte ihr erzählen, was Karl fehle und wie es mit der Mutter ſei. Der erſte Knecht, den ſie im Schloßhofe fand und nach Annen fragte, fing an zu lachen und ſagte: „Na die! Geh' Sie nur ein Haus weiter. So 'ne Sorte halten wir uns hier nicht." Auf die entrüſtete Frage der Schramm, was er damit meine, machte er einen ſchlechten Witz, der ihr das zornige Blut in's Geſicht trieb, und ging in den Stall. Sie ſtand einen Augenblick wie verſteinert und ſagte dann: „Das iſt 'ne Lüge!" Aber mit eiligen Schritten verließ ſie den Hof, um ſich Gewißheit zu verſchaffen.

Den alten Mann, welcher ihr mit einem langen Stocke, den er noch gar feſt aufſetzte, ſtraffen Ganges entgegenkam, erkannte ſie von fern ſchon, obgleich ſie ihn in vielen Jahren nicht geſehen hatte: es war der Pfarrer Hartmann. Sie grüßte

ihn, er sah sie scharf an: „Frau Schramm?“ fragte er, sein Käppchen lüftend.

„Zu dienen, Hochehrwürden. Noch recht gesund?“

„Was macht Ihr Herr?“ fragte der Pfarrer, der ihre Frage nicht verstanden hatte. Ihre Miene und Bewegung erklärte ihm mehr, als ihr Wort, was vorgefallen war, und er sagte: „Gott hat ihn spät abgerufen, es ist eine Gnade, die der Mensch erkennen und benutzen soll. Können Sie mir vielleicht sagen, ob er in letzter Zeit etwas für seinen Enkel gethan hat? Es liegt mir daran, das zu wissen.“

Die Schramm war gleich im Klaren. Der Brief der Frau von Mörner, welchen sie ihrem Herrn zwar vorgelegt, aber seinen Inhalt, weil er nicht darnach verlangt, für sich behalten hatte, erwähnte des Pfarrers, durch welchen sie von dem unseligen Zwiste zwischen dem jungen Rudolf und seinem Vater gehört.

„Ich weiß nichts davon,“ sagte sie gleichwohl und schüttelte den Kopf.

„Kommen Sie eben hier an, Frau Schramm?“ fragte er, durch jenes Kopfschütteln belehrt. „Ja? Nun so wissen Sie nichts von dem Unglücke, das sich in unserm Dorfe zugetragen hat, oder haben Sie durch Ihre Tochter gehört?“

„Nein!“ rief die Schramm laut. „Was ist denn, ich bitte Sie, Herr Pastor?“

„Liebe Frau, kommen Sie mit herein. Hier ist der Ort nicht zu solchen Dingen. Was Gott der Herr schickt, das ist uns zum Heil —“

„Ich brauche keine Predigt,“ unterbrach sie ihn, doch so, daß er den Sinn ihrer halblauten Aeußerung nicht fassen

konnte, und lauter ſetzte ſie hinzu: „Es iſt uns ein Unglück paſſirt — ſagen Sie's nur gleich frei heraus, Herr Paſtor, mich wird ſo leicht nichts umwerfen."

„Umwerfen! Ja, auf die ſchlechte Seite — menſchlicher Stolz meint wohl, daß er feſt ſteht, wie ein Fels, auf ſeinen Grundſätzen, wie ſie es nennen, und die Hochgeſtellten bringen wohl noch die Ehre mit hinein. Aber es giebt nur einen unwandelbaren Felſen und wer nicht auf dem ſteht durch Gottes Gnade, wer ihn gar verachtet in ſeinem Dünkel, den wirft ein Hauch um, gute Frau. Sie wollen's alſo wiſſen rund und baar, wohlan: es hat einen Mordanfall in Sielitz gegeben, und der ihn ausgeführt hat, das iſt Ihr Enkel geweſen — Gott tröſte Sie!"

„Herr Paſtor!" ſagte die Schramm erblaſſend, mit bebender Stimme. „Das will ich erſt beſſer hören." Sie machte eine kurze Abſchiedsbewegung und ging, um nach all' dieſen furchtbaren Vorboten das Schlimmſte aufzuſuchen.

5.

„Daß Gott erbarm'! Sind Sie's, Mutter?"

„Ich bin's, Marie," ſagte die Alte ſtreng und faßte den Arm ihrer Tochter, welche ſie in der offenen Küche der Hütte fand, ſobald ſie eingetreten war. „Bleib' hier, wo willſt Du hin?"

„Ach, Mutter," ſagte die Schifferwittwe mit ausbrechendem Jammer, „es wäre wohl beſſer, wir lägen alle im See,

wo er am tiefſten iſt! Dem alten Kunert iſt geholfen!" So hatte der Mann geheißen, der im Sommer ertrunken war.

„Sei ſtill, dummes Weib! Was hilft das Schreien! Alſo Deine Kinder beide ſind zu Grunde gegangen?

„Der Karl nicht, weiß Gott, der Karl nicht! Der kann nicht dafür, dem hat's keine Ruhe gelaſſen, bis er dem Unglück auf die Spur gekommen iſt, und dann mußt' er ſelber dran."

„Wo liegt der Junge?" fragte die Großmutter finſter. „In der Kammer? Gut. So komm' in die Stube herein und laß vernünftig mit Dir reden. Du ſollſt mir von vorne an erzählen, was es gegeben hat."

Das geſchah. Es war ſchon im Sommer Manches über Anne im Dorfe geſprochen worden, was auch der Mutter zu Ohren gekommen. Auf dem Schloſſe ſtand ſie zwar bei den Fräuleins in gutem Anſehen, aber die andern Dienſtboten, beſonders die Knechte, konnten ſie nicht leiden, weil ſie immer für ſich allein war und ſehr hochmüthig that, ſo prophezeiten ſie ihr ſchon mit dem bekannten alten Sprichworte. Einer vom Hof, der Jäger, der ihr beſonders gram war aus verſchmähter Liebe, hatte ihr denn auf Tritten und Wegen, ſo viel es anging, nachgeſpürt, und zweimal geſehen, daß ſie ſpät Abends mit einem Manne durch das Feld ſpazierte. Das hatte er denn bei einem zufälligen Streit dem Bruder des Mädchens vorgeworfen, welcher ihm allerdings dafür übel mitgeſpielt, aber doch Annen gleich zur Rede geſtellt hatte. Sie war heftig darüber erſchrocken, hatte geſtanden, daß ſie freilich mit einem Manne nach dem Feierabend auf das Feld gegangen ſei, aber in allen Ehren — zu einer Angabe, mit wem, war ſie aber nicht

zu bewegen geweſen. So hatte ſich denn Karl in den Kopf geſetzt, hinter ihre Schliche zu kommen, und nach vielen Wochen erſt war es ihm geglückt, das Paar, das unter einem Feldbirnbaum ſaß, zu finden. Gern hätte er ſie dort belauſcht, aber ſein Kommen war bemerkt worden, das Paar aufgeſtanden und, ganz als geſchehe es ohne Grund, durch die Dämmerung fortgegangen, mit ruhigen Schritten den Rain entlang. In ſeinem Grimme halb ungewiß, hatte Karl Annen's Namen gerufen, ſie hatte einen Vorſprung von hundert Schritt, den er im Laufe leicht eingeholt hätte — aber in der Dunkelheit war er in irgend einen Graben geſtürzt, und eh' er ſich aufraffen konnte, waren die Beiden ſchon ſo weit geweſen, daß er kaum noch ihre Umriſſe erkannte. Da hatte er denn in der blinden Wuth hingeſchoſſen.

„Mit einem Gewehr?" rief die Großmutter. „Hat er ein Gewehr mitgenommen?"

„Ja, die Unglücksflinte, Sie wiſſen ja, von Kunerts." Die Schramm ſtöhnte, es war das Jagdgewehr ihres verſtorbenen Herrn, mit welchem er den Knaben erſchoſſen, er hatte es gleich an ſeinen Freund Rheinberg verſchenkt, das wußte die Schramm. Daß es hier der Jäger führte und Karl es ſich von dieſem geliehen hatte, erfuhr ſie aber nicht, denn ſie drängte zur Fortſetzung des Berichts.

Der Schuß hatte getroffen, und Karl einen Schrei gehört — nun konnte er ſchwören, daß es die Stimme ſeiner Schweſter war. Hatte er ſie verwundet? Voll Verzweiflung, laut aufſchreiend auch er, war er über einen zweiten Graben, den er ſah und der ihm bekannt war, geſprungen, aber im Finſtern zu kurz, ſo daß er mit der Stirn hart auf den Rand gefallen

und ihm die Sinne vergangen waren. Wie lange er gelegen hatte, wußte er nicht, lange konnte es nicht ſein, denn der Schäfer, von dem Schuſſe herbeigeführt, hatte ihn gefunden und wieder zum Bewußtſein gebracht. Aber rings umher war Alles ſtill geweſen, Niemand zu hören und zu ſehen — in ſeiner Angſt hatte Karl dem Schäfer etwas geſagt, Beide hatten in allen Richtungen umhergeſpäht, vergebens! So hatte ſich der junge Menſch getröſtet, daß er wohl vorbeigeſchoſſen habe und jener Schrei nur vom Schreck ausgepreßt geweſen ſei, er hatte jetzt erſt gefühlt, daß er ſelbſt an der Stirn heftig blute, ihm war ſehr übel geworden, die dunkeln Gegenſtände in der nächtlichen Flur hatten ſich vor ſeinen Augen zu drehen angefangen, dem Schäfer, der es nachher mit Grauſen wieder erzählt, hatte er geſagt, daß der ganze Himmel wie ein rieſiges Wollrad zu ſpinnen begönne, dabei hatte er ſich an ſeinen Begleiter angeklammert, der ihn mühſam nach Hauſe geſchleppt, wo er dann zuerſt auf ſeinem Bette von der Mutter mit lautem Geſchrei, nach der Landleute Art, empfangen, ſo ziemlich die Kraft wieder gefunden, eine zuſammenhängende Erzählung zu geben. Dann aber, als die Mutter gleich nach dem Schloſſe gelaufen und ſpät mit der troſtloſen Nachricht wieder gekommen, Anne habe ſich bis jetzt nicht blicken laſſen, war er in fieberhafte Unruhe gerathen, welche den wildeſten Phantaſien den Weg gebahnt hatte. Eine ſchwere Krankheit kam über ihn und er hatte ſie noch nicht überſtanden. Anne aber war und blieb verſchwunden. Der Schäfer, welcher am frühen Morgen gleich herausgegangen war, hatte einen großen Blutfleck gefunden, aber weiter keine Spur. Roland's Kugel hatte alſo offenbar getroffen, wen aber? das blieb eben ſo zweifelhaft, als

was nun aus Annen geworden war. Ihr Verführer hatte ſie entweder in Sicherheit gebracht, oder ſie war aus Furcht in die weite Welt gelaufen. Das iſt aber heut zu Tage nicht mehr ſo leicht, wie es in romantiſchern Zeiten geweſen ſein mag, und ſo konnte man erwarten, daß ſie über kurz oder lang wieder erſcheinen werde, gleichviel, ob freiwillig oder gezwungen: die Anzeige, welche das Mitleid erſt verzögerte, hatte doch gemacht werden müſſen.

Als die Wittwe ihre Erzählung beendigt hatte, fiel ſie in ihr ſchmerzliches Jammern zurück, und ihre Mutter ließ ſie gewähren. Sie blickte ſtarr vor ſich hin. Wer konnte der Mann ſein, welcher das Unglück ihrer Enkelin herbeigeführt hatte? Sie überdachte Alles genau. Wär' es ein Burſch aus dem Dorfe oder ſonſt ihres gleichen geweſen, ſo hätten ſie wenig Urſache gehabt, ſich in einen Schleier des Geheimniſſes zu hüllen; es war aber Manches vorhergegangen, das die Gedanken der alten Frau in eine ganz beſtimmte Bahn leukte, und eine große Bitterkeit ſtieg in ihr auf. Sie dachte an den Brief, den ſie von Karl erhalte/hatte, an die ganze Sinnesart des Mannes, auf welchem ſich jetzt ihr Verdacht feſtſetzte, ähnliche Geſchichten wußte ſie ja von ihm und hatte ſie bisher leicht entſchuldigt, weil ſie Andere betrafen, als ihr eignes Fleiſch und Blut. Mußte grade in einem Augenblicke, wie der gegenwärtige, in welchem ſie mehr für ihn gethan, als er ahnen mochte, mußte grade jetzt ein Streich gegen ſie geführt werden, der ſie nicht empfindlicher verletzen konnte? Denn losgeriſſen, wie ſie war, aus dem Boden ihrer Abkunft, und durchaus in ihren Anſichten und Manieren verändert nach der Stellung, die ſie lange Jahre hindurch eingenommen hatte, war ſie doch in einem Punkte

noch immer dieſelbe geblieben, in der Scheu vor dem Tadel der Leute. Es konnte in dieſer Hinſicht auch das Opfer, das ſie dem Glück ihres vornehm gebornen Lieblings gebracht hatte, nicht hoch genug angeſchlagen werden, das Opfer ihres Selbſtbewußtſeins — und mußte mit dieſem, von welchem zum Glück Niemand etwas wußte und, ſoviel an ihr lag, erfahren ſollte, die öffentliche Schande ihrer Tochter und Enkelin zuſammenfallen? Um denſelben Mann! „Ich muß mit ihm reden!“ ſchloß ſie ihre quälende Betrachtung.

Erſt aber trat ſie an das Lager ihres kranken Enkels. Er lag in einer Luft, von welcher ſich nur diejenigen unſerer Leſer einen Begriff machen können, welche Beruf oder Zufall zuweilen zur Herbſt- oder Winterszeit in Bauerſtuben geführt hat. Gelüftet werden ſie auch im Sommer nicht; welche Atmoſphäre alſo entſteht, wenn ſie geheizt ſind und Kranke in dem hochgethürmten Bette liegen, auf welches oft eine ganze Familie angewieſen iſt, wollen wir nicht ſchildern. Frau Schramm war es längſt anders gewohnt, ſie ging mit Widerwillen in dieſen engen, abſtoßenden Raum und gab ihrer Tochter Befehle zur Abſtellung des Uebels, von denen ſie hätte gewiß ſein können, daß ſie nicht befolgt wurden. Die Tochter ſchützte als Grund, warum ſie kein Fenſter öffnen könne, — ihr Rothkehlchen vor.

Der Kranke ſchlief. Seine Athemzüge waren zwar ſehr unruhig, ſeine Farbe fieberhaft glühend, zuweilen traten halblaute Worte, die man nicht verſtehen konnte, auf ſeine Lippen, aber er ſchlief doch. Schluchzend in dem Kampfe, ihn durch Weinen nicht zu ſtören, ſtand die Mutter am Bette, die Großmutter hatte ihre Augenbrauen zuſammengezogen und blickte, mit ſtreng geſchloſſenem Munde, auf ihn hin.

Digitized by Google

„O — o! Erſauft meinetwegen!“ murmelte der Kranke verſtändlicher. Die beiden Frauen hielten den Athem an, um zu lauſchen. Nach einer Weile wieder: „Erſauft nur! — Ich —“ und eine lange, raſch geliſpelte Rede entging dem Verſtändniß der Hörerinnen. „Er iſt auf dem Waſſer —“ raunte die Wittwe ihrer Mutter zu. Dieſe winkte ihr heftig, ſtill zu ſein, denn auf dem Geſichte des Kranken ging ein ſeliges Lächeln auf.

„Du — ach Du weißt nichts! Du biſt gut — Dir ſag' ich's auch nicht — aber —“ dabei verfinſterte ſich ſein Geſicht wieder und er ſchlug im Traume mit der geballten Fauſt um ſich. Kürzer, ängſtlicher wurde ſein Athemzug, ſichtlich arbeitete ſeine Bruſt unter dem Einfluſſe einer ſchrecklichen Vorſtellung — die Großmutter legte leiſe die Hand auf ſeine Stirn und er wurde allwälig ruhiger. Als er nicht weiter ſprechen zu wollen ſchien, zog ſie ihre Tochter aus der Stube. „Haſt Du einen Doctor?“ fragte ſie.

„Ja. Ich wollte erſt nicht, denn ich kann ihn nicht bezahlen, aber ſie ſchickten ihn her und werden's abmachen.“

„Wer hat ihn hergeſchickt?“ fragte die Großmutter geſpannt.

„Die Reſſener Herrſchaft,“ ſagte ihre Tochter.

„So!“ rief die Schramm mit einem Tone, als würde ihr die feindlichſte Handlung entdeckt.

„Ja, unſere guten Fräuleins kamen erſt ſelbſt zu mir an die Thüre, weil ſie auch wegen der Anne was hören wollten, und fragten, ob ich nicht ihren Doctor haben wollte, ich ſollte es nur ſagen, aber ich konnt' es ja nicht ermachen, und dann kam der Paſtor und wollte dem Jungen was eingeben, aber

der nahm's nicht, auf einmal fährt ein Wagen an und Einer ſteigt aus, das iſt den Reſſen'ſchen ihrer. Er ſagt, ich ſollte nur ganz ruhig ſein, der Herr Baron bezahlte Alles, und nun kommt er alle zwei, drei Tage."

„Der Baron alſo," ſagte die Großmutter. „Mag's ihm gut bekommen! — Ob mich wohl Einer über den See fährt, Marie? Ich will's bezahlen — ſchaffe mir nur gleich einen Kahn."

„Ach, Mutter, danken Sie der gnädigen Herrſchaft nur tauſendmal für Alles, was ſie an uns gethan hat —" ſo ließ die Wittwe ihrem Gefühl freien Lauf, und noch viele Worte folgten, denen endlich die Alte mit Heftigkeit Einhalt gebot, indem ſie ihre Tochter nach dem Kahne ſchickte. Der kam alsbald und führte die Schramm quer über den See nach Reſſen: unterwegs verſchmähte ſie, mit dem Fährmann, welcher ihr gutmüthig ſeinen Antheil verſicherte, viel über das Unglück ihrer Familie zu ſprechen, es blieb ja doch immer eine Demüthigung.

Der Baron erſtaunte, als ihm ſeine alte Amme, die kaum abgereiſt war, abermals gemeldet wurde, ihre Zudringlichkeit ſetzte ihn förmlich in Zorn, er ließ ihr ſagen, daß er keine Zeit habe. „Es ſei aber etwas Nothwendiges, das ſie mit dem Herrn Baron beſprechen müſſe!" kam noch einmal durch den Bedienten ihr Anliegen. „Mir ganz gleich!" rief Arnefeld. „Ich habe durchaus keine Zeit!"

„So werde ich warten," ſagte ſie zu dem Bedienten und ging in die Domeſtikenſtube.

Der Baron war aufgebracht über dieſe „Effronterie," wie er es nannte. „Dies alte Weib wird man nun wohl nicht mehr

los werden!“ rief er. „Man hat mit Einem genug!“ ſetzte er für ſich hinzu. „Sag' ihr,“ befahl er dann dem Bedienten, „ſie ſolle Dir nur beſtellen, was ſie wünſche, ich könnte nicht mit ihr ſprechen.“

„Kann er nicht mit mir ſprechen?“ entgegnete die Schramm. „Ich glaub's!“ — Sie beſann ſich eine kleine Weile, dann bat ſie den Bedienten um ein Blatt Papier und eine Feder, ſie wollte es dem Herrn lieber aufſchreiben, er werde es gewiß nicht weiter abſchlagen, mit ihr eine Minute zu reden. Der Bediente brachte ihr das Verlangte, mußte ihr aber, nachdem ſie ein Paar Zeilen, ſo raſch es ihr möglich war, geſchrieben hatte, auch noch eine Oblate zum Verſchluß beſorgen, da ſie ihm den Zettel durchaus nicht offen übergeben wollte. Er fühlte ſich nun auch durch dies unausſtehliche alte Weib beleidigt.

Der Baron befand ſich in Geſellſchaft ſeiner Frau und Tochter beim Thee, als ihm das Billet gebracht wurde. Er hatte geglaubt, die Amme habe ſich zufrieden gegeben, und gerieth von dieſem neuen Attentat auf ſeine Ruhe in großen Zorn. Doch nahm er das Billet, riß es auf, hatte aber kaum einen flüchtigen Blick auf ſeinen Inhalt geworfen, als es dunkel über ſein Geſicht flammte: „Sie iſt verrückt! Sie ſoll ſich zum Teufel ſcheeren!“ rief er dem Bedienten zu.

„Lieber Arnefeld!“ ſagte ſeine Gemahlin. „Ich bitte Dich! Laß mich ſehen —“

Der Baron zerdrückte haſtig das Billet, das er noch in der Hand hielt, und ſteckte es in die Seitentaſche ſeines Rockes. „Ein altes wahnſinniges Weib! Schick' ſie fort — augenblicklich!“ Der Bediente war ſehr damit einverſtanden und ging, ſich dieſes Auftrages eilig zu entledigen.

„Aber, mein theurer Freund, darf ich denn nicht wiſſen —“ ſagte Frau von Arnefeld.

„Unſinn! Kann Dich gar nicht intereſſiren! Das Weib gehört in's Tollhaus!“ rief er.

„Menagire Dich doch etwas,“ bat ſie mit einem Blicke auf ihre Tochter, welche nur im Anfange dieſer Scene von ihrer Arbeit aufgeſehen hatte, dann aber das Auge unverwandt auf dieſelbe geheftet ließ. „Die Leute draußen müſſen ja denken, wir wären in einem ärgerlichen Zwiſte befangen.“

„Wie könnte das möglich ſein!“ entgegnete er ironiſch.

„Willſt Du mir nicht das Billet zeigen, lieber Adolar?“ fragte ſie auf das Zärtlichſte, und da er es nochmals verweigerte, ging der Sonnenſchein ihres Lächelns flugs in froſtigem Gewölk unter. Laura ſtand auf.

„Bleibe doch, liebes Kind,“ ſagte der Vater, „ich habe der Mama durchaus nichts zu ſagen, was vor Dir nicht geſchehen könnte.“

„Ich verlange auch nichts!“ entgegnete die Mama empfindlich. „Deine Amme hat nun einmal den Schlüſſel zu Deiner Vergangenheit, und ich begehre nicht zu erfahren, was ſie Alles bergen mag.“

„Meine Vergangenheit, Du Herrliche, Gute, iſt etwas kürzer, als die Deinige — ich habe, ehe mir das Glück Deines Beſitzes wurde, nicht viel Zeit gehabt, etwas Verbergenswerthes zu Stande zu bringen.“

„O Du haſt wohl mit unſerm Trauungsmorgen keinen Abſchnitt Deines Lebens gemacht!“ erwiederte Frau von Arnefeld mit einer ſo ſcharfen Beziehung, daß ihr Gatte betroffen wurde. Sie dachte offenbar an ſein Verhältniß zu Adelheid

Mörner, der einſtigen Braut ſeines Vaters. Eine Replik durfte er ihr aber nicht ſchuldig bleiben.

„Wie wäre ein Abſchnitt möglich, wo Deine Liebe mich ſchon vorher ſo glücklich gemacht hatte!“ ſagte er, und ſie war verſtummt, das künſtliche Roth verdeckte den Wechſel ihrer Farbe bei dieſer ſchonungsloſen Inſinuation, aber ihre Hände zitterten und die Sehkraft ihres Auges war durch heiß aufquellende Thränen verdüſtert. Das hatte ſie nie erwartet, zu hören! Und in Gegenwart ihres Kindes, das zum Glück nicht ahnen konnte, welche Abſcheulichkeit in dieſen harmloſen Worten verborgen lag!

Abends las der Baron den zerknitterten Zettel noch einmal, nachdem ihn ſein Diener verlaſſen hatte. Die Schramm war durch den Letztern nicht eben ſchonend von dem Willen ſeines Herrn in Kenntniß geſetzt worden, worauf ſie, ohne ein Wort zu erwiedern, ihre Sachen genommen und ſich entfernt hatte. Arnefeld war bei der zweiten Leſung ihres Billets in einige Zweifel gerathen. Es lautete kurz:

„Was iſt aus Roland's Anne geworden? Sie wiſſen es. Ich muß Sie ſprechen: es wäre ſonſt Ihr Unglück.“

Roland's Anne! Darüber zuckte er nur verächtlich die Achſeln, aber die Drohung am Schluſſe des Zettels erregte ihm, wenn auch keine Beſorgniß, doch Neugier. Was konnte ſie damit meinen? Indeß, hier war weiter nichts zu thun, als abzuwarten, denn er war überzeugt, daß ſie wieder kommen werde. Das war aber nicht der Fall, ſie hatte bereits die Rückreiſe nach Berlin angetreten und auch der Kammerherr von Rheinberg, welcher ſie gern geſprochen hätte, kam mit ſeiner Aufforderung zu ſpät. Er hätte ſo gern etwas über

die letzten Augenblicke ſeines alten Freundes gehört, und noch eine dringende Frage war es, welche er von der Haushälterin des Verſtorbenen vielleicht beantwortet haben konnte. In ſeiner äußerſten Noth, als er nirgends mehr Rath zu ſchaffen wußte, hatte er ſich endlich widerſtrebend an den Landſtallmeiſter gewandt, widerſtrebend darum, weil dieſer ihm ſchon oft geholfen hatte und er ihm noch mit einer bedeutenden Schuld, zu welcher die einzeln erhaltenen Darlehne allmälig angewachſen, verpflichtet war. Unbedenklich hätte der Alte ihm auch diesmal das Kapital, um das es ſich handelte, vorgeſtreckt, denn was waren ihm einige Tauſend Thaler! Der Kammerherr hatte ſich aber zu lange mit Hoffnungen getäuſcht, wie es die Art der Menſchen iſt, welchen es an Thatkraft fehlt, und erſt, als der Termin der Kündigung unmittelbar vor der Thüre ſtand, ſich zu dem letzten Schritte bei ſeinem Jugendfreunde entſchloſſen. Nicht leicht hatte ihn daher irgend ein Schlag ſeines vielgeprüften Lebens ſo ſchwer getroffen, als die Nachricht von dem Tode des Landſtallmeiſters. Hatte er ſeinen Brief noch bekommen? Hatte er vielleicht noch die Summe für ihn angewieſen, und konnte ſie täglich ankommen und ihn aus der entſetzlichen Noth reißen? Die Schramm würde ihm das unfehlbar beantwortet haben, und ſie war ſchon wieder fort, er hatte ihre Anweſenheit zu ſpät erfahren. Von Tag zu Tag hoffte er nun, daß noch die erwartete Summe eingehen werde, und als darauf nicht mehr zu rechnen war und die Drohung des Gläubigers, deſſen Kündigung er angenommen hatte, durch keine Bitte um Aufſchub entkräftet werden konnte, ſchien der Moment gekommen, wo er endlich ſeine Lage den armen Kindern, welche ſie nicht ahnten, entdecken mußte, um

ſie auf die Kataſtrophe, die ſich nicht mehr abwenden ließ, vorzubereiten. Ehe er aber die Kraft dazu gewann, mußte er noch einen letzten Verſuch wagen, das Geld vielleicht bei dem Sohne und Erben ſeines verſtorbenen Freundes zu erhalten. Bisher hatte er ſich aus vielen Gründen nicht an ihn wenden mögen. Arneſeld wollte Sielitz an ſich bringen, das hatte er gar nicht verhehlt — wie durfte alſo der jetzige Beſitzer hoffen, durch ihn aus einer Verlegenheit geriſſen zu werden, welche jenen Wunſch zu erfüllen verſprach? Es hatte ſich leider nichts darin geändert, und ſo war es nur der letzte Verſuch!

Keine ſeiner Töchter ſprach das Verlangen aus, ihn zu begleiten. Das Verhältniß in der Familie zu Reſſen war durch die Dienſtboten ausgeplaudert worden, und da auch Laura ſich mehr und mehr zurückgezogen hatte, kaum noch einen flüchtigen Beſuch nach der Kirche auf dem Sielitzer Schloſſe machte, und nie ein Wort der Einladung an die Schweſtern zurückließ, ſo waren dieſe natürlich um einen Umgang gebracht, von welchem ſie ſich ſo viel verſprochen hatten.

Der Kammerherr brachte die Stunden vor ſeiner Abfahrt, welche ihm peinlich genug waren, mit erzwungen heiterer Miene bei ſeinen Töchtern zu. Das Geſpräch wandte ſich, wie faſt täglich, auf die räthſelhafte Geſchichte, welche ihre Magd betroffen und das ganze Dorf in Bewegung geſetzt hatte. Fanny wußte heut, daß der junge Roland ſein Nervenfieber überwinden werde. Emma äußerte: dann könne vielleicht Alles in helles Licht kommen, was jetzt noch im Dunkel liege und ſeinen Schatten vielleicht auf ganz unſchuldige Perſonen werfe. Sie meinte damit den ſchönen Huſarenofficier. Es ging ein Gerede im Dorfe, das ihn betraf und von Reſſen herüber ge-

kommen war. Man wußte, daß er ſich Annen's bei jener Scene am See gegen ſeinen Vater angenommen hatte, daß ſich daraus zu Hauſe ein ernſtlicher Streit entſponnen — es war nicht unbemerkt geblieben, daß er ſelbſt für das Mädchen ein Wohlgefallen gezeigt hatte, ſo oft er in Sielitz auf dem Schloſſe geweſen war. Mit wem anders konnte alſo Anne durchgegangen ſein? Selbſt der Kammerherr und ſeine jüngſte Tochter waren nicht ganz abgeneigt, das zu glauben, und nur die älteſte hielt das Vertrauen zu dem jungen Manne feſt, der ja ſonſt beiſpiellos falſch gegen ſie geweſen wäre.

Ein Brief aus Berlin unterbrach das Geſpräch, der Bote, welcher täglich von der Seeſchenke die Poſtſachen austrug, hatte ihn mitgebracht. „Von Leo!“ ſagte Fanny, welche ſich immer gewaltthätig aller eingehenden Briefe zuerſt bemächtigte. Der Vetter ſchrieb nicht oft, dann aber viel. „Willſt Du noch den Brief hören?“ fragte Fanny den Vater, welcher zerſtreut vor ſich hin ſah und ſchon Befehl zum Anſpannen gegeben hatte.

Er hörte nicht, was ſie fragte — ein ſo unausſprechlich trüber Zug war in ſein Antlitz getreten, daß Fanny tödtlich erſchrak. „Vater, was iſt Dir?“ rief ſie mit der ihr eignen Heftigkeit.

„Was ſoll mir ſein?“ antwortete er und zwang ein Lächeln herauf, welches ſchauerlich mit dem Zucken ſeiner Lippen contraſtirte.

„Ich bitte Dich! Du haſt etwas auf dem Herzen!“ rief Fanny — und auch ihre Schweſter kam beſorgt herbei. „Sag' es uns, Du wirſt Deinen Kindern doch nichts verheimlichen? Du biſt krank!“

Er hatte den rettenden Ausweg in dieſem Worte gefunden. „Es iſt ſchon vorüber," ſagte er. „Ein plötzlicher Zahnſchmerz, daß er mir wahrhaftig die Thränen in's Auge gelockt. Es war ein Stich, wie mit heißen Nadeln — ganz merkwürdig! Aber ſo heftig und nun gleich vorüber!"

Emma rieth zu einem Hausmittel und brachte ein ſolches zum Vorſchein, um ihn auf der Fahrt nach Reſſen vor einem Rückfalle zu bewahren, Fanny ſah ihren Vater mit einem Blick unendlicher Liebe, aber mißtrauiſch an. Doch ſagte ſie nichts, und auch als er fortgefahren war, ſprach ſie ſich gegen ihre Schweſter nicht aus, ſondern nahm ihr den Brief, welchen dieſe ſchon angefangen hatte, ohne Umſtände fort und ſetzte ſich an ihr Fenſter, um ihn zu leſen. Emma ließ ſich das, wie ſo viel noch, geduldig gefallen.

Es war ein ganz intereſſanter Brief, welchen Leo an ſeinen Onkel geſchrieben hatte. Er beſprach die Zuſtände, welche ſich in der Hauptſtadt allmälig entwickelten, von der ſtrengen und conſequenten Anſicht aus, welche er in allen Erſcheinungen der Zeit nur mehr beſtätigt fand. Beſſer ſchien es ihm allerdings zu werden, aber immer noch mit ſehr ſchwachen Anfängen. Von der Gegenwart verſprach er ſich daher nicht viel, ſeine Hoffnung lag in der Zukunft — die alte Generation ſchien ihm ſo ziemlich verloren, erſt die kommenden Geſchlechter, wenn es gelang, die Jugend vor dem Gifte der böſen Einflüſſe zu bewahren, konnten wieder eine beſſere Welt geſtalten helfen. Lange verweilte er bei dieſem Thema nicht, denn er wußte, daß die milde, ſich in Alles fügende Seele ſeines Oheims keine Ueberzeugung von der Gefahr hatte und ſelbſt für die widerwärtigſten Zeichen der Zeit eine Entſchuldigung

fand. Der größte Theil des Briefes war dann erzählend, er schilderte die Erlebnisse seines Commando's nach dem Rhein, die Gegenden und Menschen, welche er kennen gelernt, und vergaß auch die Dame nicht, der er in Berlin einen Ritterdienst erwiesen hatte. Mit besonderer Vorliebe zeichnete er ihr Bild, Fanny, so unerfahren sie war und ihre Weltkenntniß nur aus wenigen Romanen geschöpft hatte, fühlte es doch gleich heraus, daß über der Seite, welche nur von Adelheid Mörner sprach, ein wärmerer Hauch wehte, als durch den ganzen Brief, und sie lächelte schalkhaft über einige schwungvolle Ausdrücke, welche dem Schreiber unwillkürlich in die Feder gekommen, ganz so, wie sie dergleichen in ihren Lieblingswerken gelesen hatte. Hier kam nun der mädchenhafte Drang nach Mittheilung endlich über ihr abgeschlossenes Gemüth, sie rief die Schwester herbei, las ihr diese Stelle vor und Beide amüsirten sich königlich über den armen Vetter Leo, der sein Herz verloren hatte.

„Nun wird er wohl nicht mehr die große Idee verfolgen, für welche er mich nicht als reif ansah," bemerkte Fanny. „Nun hat er andere Dinge, die ihn beschäftigen."

„Welche große Idee?" fragte Emma, welche kein Wort mehr von dem Gespräch wußte, das Fanny nicht vergessen konnte, wie sie überhaupt nicht leicht vergaß, was sie beschämt oder gedemüthigt hatte.

„Den Zauberspruch, welcher alles Unglück und allen Mangel aus der Welt verbannen sollte," erwiederte sie.

„Ach, wenn er den doch wüßte! Es ist doch zu schrecklich, wie Alles jetzt klagt. Die armen Menschen wissen kaum noch,

wovon ſie leben ſollen. Man ſieht es gar nicht genug ein, wie glücklich man noch iſt."

Hätte dies harmloſe Kind eine Ahnung gehabt, in welcher Stimmung ihr Vater den kurzen Weg nach Reſſen zurücklegte, wie anders würde ſie von ihrem Glücke gedacht haben! Der Kammerherr war unter dem Vorwande eines landwirthſchaftlichen Handels um Saatkorn herübergefahren, ſeine Töchter hatten keine Urſache, daran zu zweifeln. Je näher er kam, deſto mehr ſank ſeine Hoffnung, und es war ihm, ſeltſam genug, eine Art von Troſt, als er in Reſſen erfuhr, daß Herr von Arnefeld auf längere Zeit verreiſt ſei. Wenigſtens hatte er jetzt die Demüthigung einer abſchläglichen Antwort nicht zu leiden. Frau von Arnefeld nahm ſeinen Beſuch an und unterhielt ihn, vielleicht beſſer als je, aber ohne Anerkennung von ſeiner Seite, Laura wurde als unwohl entſchuldigt. Er fuhr bald wieder ab, und begegnete unterwegs dem Adjunct Schrader, welcher ihn ehrerbietig grüßte. Daß er zuweilen in Reſſen ſei, wußte Rheinberg.

Was ſollte nun geſchehen? Die kurze Zerſtreuung durch eine Converſation war vorüber, der alte Feind kehrte mit erneuter Macht zurück. Noch immer konnte ſich jedoch der Vater nicht entſchließen, ſeine Kinder auch unglücklich zu machen durch eine Mittheilung — mochten ſie ſich doch des Sonnenſcheins noch erfreuen, in welchem ſie wie zwei junge Schmetterlinge ſpielten! Vielleicht fand ſich ein Ausweg, oder ein unverhofftes Glück noch im letzten Momente.

6.

Frau von Arnefeld ſtand, nachdem ſie Rheinberg verlaſſen hatte, ſehr lange vor dem Spiegel, um ihre etwas eilfertig gemachte Toilette zu verbeſſern. Sie erwartete ja noch den Freund, welcher in den Mißverhältniſſen ihres häuslichen Lebens der einzige Troſt war, ſpät gefunden, aber deshalb um ſo theurer. Auf ihn wollte ſie keinen unvortheilhaften Eindruck machen, ſie war es ſich ſelbſt und mehr noch ihm ſchuldig.

Nicht lange durfte ſie warten, ſo erſchien er: der Adjunct Schrader, welchen die Kammerjungfer mit dem ehrbarſten Geſicht anmeldete, um ſpäter deſto boshaftere Gloſſen über ihre alte Dame zu machen, deren gefühlsſelige Aeußerungen nur zu oft dies unzuverläſſige Mädchen zur Vertrauten wählten. Unreelles Weſen hat eine unglaubliche Wechſelwirkung zwiſchen Herrſchaft und Bedienung.

Der junge Geiſtliche trat ſo leiſe durch die von ihm weit geöffnete Thüre, daß es ſchien, als ſchwebe ein übernatürliches Weſen herein. Verklärt war auch ſein Anſehen, Frau von Arnefeld glaubte ihn noch nie ſo ſchön erblickt zu haben. Blaß war er freilich und ſchien ſeit ſeinem letzten Hierſein noch bleicher geworden, aber dieſe Bläſſe war nicht irdiſch krankhaft, ſondern das Siegel eines höhern ſtrebenden Geiſtes, der ſeine Hülle nach und nach verzehrt. Frau von Arnefeld ſagte ſich das wenigſtens und fühlte eine Wehmuth um dieſe ſchöne, einem frühen Tode geweihte Geſtalt, obgleich ſie ohne einen ſolchen vorgefaßten Gedanken in dem feſten und geſunden

Gliederbau des Mannes keine Hinfälligkeit wahrgenommen haben würde. Ein Lächeln, vor welchem der Dame ganzes Herz aufging, verschönte seine Züge und es war, als spiele um die braunen glänzenden Locken ein Heiligenschein.

„Wir haben uns lange nicht gesehen," sagte sie und streckte ihm ihre Hand entgegen, auf deren durchsichtige Haut er einen ehrerbietigen Kuß hauchte.

Er war allerdings lange nicht in Nessen gewesen. Der Baron hatte ihn, neugierig gemacht durch die Lobsprüche, welche ihm gespendet wurden, eingeladen, um seine Bekanntschaft zu machen, und zuerst an ihm, den er so ganz anders fand, als er sich den Geistlichen als solchen dachte, ein gewisses Wohlgefallen gefunden, so daß er ihn bald hinter einander mehrmals einlud. Schrader leistete jedesmal Folge, wodurch er vielleicht in den Augen des Barons wieder sank. Behaupten konnte er sich aber abgesehen davon niemals, es war überhaupt schwer, sich in der Zuneigung des Barons zu behaupten: diese wollte immer wieder auf eine pikante Weise aufgefrischt sein. Und pikant wurde hier nur die Situation, nicht der Mensch. Es war dem Baron eine der köstlichsten Entdeckungen, die er je gemacht hatte, als er wahrnahm, daß bei einer neuen vulkanischen Eruption des Gefühls aus dem unsterblich jungen Herzen seiner Gattin der Lavastrom seine Richtung nach dem Johanneskopfe des Adjuncts nahm. Eine Zeitlang amüsirte er sich darüber und hütete sich, durch irgend ein voreiliges Wort sein Divertissement zu stören, als aber der blöde Jüngling sein Glück so gar nicht zu ahnen schien, wurde die Sache langweilig, und Arnefeld hielt es für gerathen, seine Gattin nicht zu blamiren, er lud ihn seltener, zuletzt gar nicht

mehr ein. Es beruhigte ihn, daß Frau Emilie ihn darüber zur Rede ſtellte, ſo war ſie wenigſtens überzeugt, daß er ihre Schwachheit nicht bemerkt habe, und er ließ ihr den Glauben. Während ſeiner Abweſenheit hatte ſie nun, um die beleidigende Vernachläſſigung ihres Gatten wieder gut zu machen, eine Einladung an den Adjunct geſchickt, und das zierliche Billet hatte ihm zugleich geſagt, daß ſie in einer delicaten Angelegenheit mit ihm zu ſprechen wünſche.

Auf dieſe ließ ſie ihn nicht lange warten, als die erſten Wechſelreden über allgemeine Dinge gepflogen worden waren. „Es betrifft meinen Sohn," ſagte ſie, „daß ich in meiner Rathloſigkeit mich an Sie wende, den ſein Gefühl ſchon, auch ohne ſeinen Stand, mir darin nahe führt. Sie wiſſen vielleicht von einer traurigen Spannung zwiſchen meinem Gemahl und Sohne?"

„Ich weiß davon," erwiederte Schrader ſich verbeugend.

„Der Anlaß" — ſie hielt einen Moment inne, Schrader ſenkte ſeine Augen zu Boden und war ſehr ernſt, gewiß hatte er auch etwas über den Anlaß gehört, aber es konnten nur unbeſtimmte Vermuthungen ſein, und ſie hatte vollen Grund, ihn deshalb nicht aufzuklären. „Der Anlaß mag unberührt bleiben. Ich habe ſchon einen Schritt gethan, um wenigſtens die nächſten Folgen von meinem Sohne abzulenken, ich habe mich deshalb an Herrn Paſtor Hartmann gewandt."

Der Adjunct blickte befremdet auf, davon wußte er nichts. So ging alſo doch im Pfarrhauſe Manches vor, wovon er keine Kenntniß erhielt. — „Er ſollte mit Ihrem Herrn Gemahl ſprechen?" fragte er mit einem leichten Anfluge von Ironie, welcher aber der Dame verloren ging.

„Das nicht," erwiederte ſie. „Er ſollte vielmehr auf mei-

nen Schwiegervater wirken, daß dieſer ſich des Enkels annehme, der ja nichts an ihm verſchuldet hatte!" Sie erſchrak über ſich ſelbſt, ſie hatte ſich hinreißen laſſen, aber nun war ſie auch nicht mehr in ihrem Erguſſe zu hemmen. „Ach, ich habe Ihnen eben einen Blick in gar traurige Familienverhältniſſe geöffnet, es würde Ihr gefühlvolles Herz verwunden, wenn Sie Alles erführen, das darf ich auch nicht, es ſind nicht meine Geheimniſſe allein, und wenn ich ſchon volles Vertrauen zu Ihnen habe, ſo weiß ich doch nicht, ob es Recht iſt, Ihnen Alles zu ſagen. Von wem freilich darf ich ſonſt Rath und Troſt erwarten? Dem Arzte, wenn er helfen ſoll, darf man nichts verheimlichen. Mein Schwiegervater iſt überdem jetzt geſtorben und hat vielleicht den Groll gegen den Sohn, welcher die zweite Mutter, die er ihm geben wollte, mit einem mißgeleiteten Gefühl — das ſich nur verirrte, ich habe ihm darum nie gezürnt, denn er war ja der Vater meiner Kinder und ich hatte ihm am Altare Demuth und Gehorſam gelobt — laſſen Sie uns davon ſchweigen!" unterbrach ſie plötzlich ihre vielfach eingeſchachtelte Rede, ohne den Satz, in welchen ſie ſich verwickelt hatte, zu vollenden.

„Hat der Herr Pfarrer etwas ausgerichtet?" fragte Schrader mit theilnehmender Miene, während ſein Geiſt, geſchäftig wie eine Ameiſe, all' die Splitter und Halme, ſo geringfügig ſie ihm auch geboten waren, zu einem wachſenden Verſtändniß zuſammentrug.

„Er hat leider nicht direct gewirkt," antwortete ſie ſeufzend. „Hätte ich geahnt, an wen er ſich deshalb wenden würde, ſo hätte ich lieber ſelbſt die Demüthigung nicht geſcheut, vor meinem ſchwergekränkten Schwiegervater als Flehende für ih-

ren unſchuldigen Sohn zu erſcheinen. Aber er hatte wohl all' unſere Verhältniſſe ein wenig vergeſſen.“

„Wie es ſeinem Alter wohl zu verzeihen iſt,“ ſetzte der Adjunct entſchuldigend hinzu. „Durch wen, darf ich fragen, ſuchte er eine Vermittelung?“

„Durch die Mutter des Fräuleins von Mörner,“ berichtete die Arnefeld. „Ich glaube, daß er dadurch grade das Gegentheil bewirkt hat. Denn, ſagen Sie ſelbſt, wie konnte dem alten Herrn eine Annäherung der Dame lieb ſein, von deren Tochter er die empfindlichſte Kränkung erfahren hatte? Noch dazu gab man der guten Mama, die ich ſehr genau kenne, nicht ohne Grund Schuld, daß die Koketterie ihrer Tochter ein mütterliches Erbtheil ſei, ich kann das wiſſen, mein edler Freund, denn wir ſind zuſammen in die Schule gegangen — das heißt —“ wollte ſie dies übereilte Geſtändniß erklären.

„Mit dem Fräulein von Mörner?“ fragte der Adjunct raſch.

„Mit — mit der Mörner, ja,“ erwiederte ſie, eine directe Unwahrheit vermeidend. „Sie war immer kokett, ihr Benehmen hat mein Gefühl oft bis in ſeine Tiefen empört. Wie ſollte nun mein Schwiegervater ſich durch die Mutter ſeiner ungetreuen Braut bewegen laſſen, für den Sohn — mag er auch durch die Kokette bethört nur den geringſten Theil der Schuld tragen — o!“

„Ich verſtehe Sie vollkommen, meine theure gnädige Frau,“ ſagte er.

„So iſt denn Nichts erfolgt, wie ich aus den Briefen meines Rudolfs erſehe. Ach, die Männer! Das hat einen Starrſinn, einen Trotz, der ſich vor Nichts beugen will und ſelbſt den Bitten und Thränen einer Mutter widerſteht, wie ich an meinem eignen Sohn ſehe. Wie wohlthuend iſt es daher dem

Herzen, einer gefühlvollen Seele zu begegnen" — ſie reichte dem Adjunct nochmals die Hand — „die ſich uns ſchneller, als die rohe Welt begreifen kann, erſchließt und immer bereit iſt, uns das Leid wenigſtens durch Theilnahme zu mildern, auch wenn ſie uns ſonſt nicht zu helfen vermag."

„Laſſen Sie mich hoffen, daß ich Ihnen auch werde helfen können!" entgegnete der Adjunct. „Ich bin ein armer, unbedeutender Menſch, nicht in Anſehen bei denen, welche hochgeſtellt ſind und von dem neuen Weben und Schaffen des Weltgeiſtes, zu deſſen unwürdigem Werkzeuge ich erkoren bin, keine Ahnung haben, aber die Macht der Idee wirkt Wunder auch in den Schwachen und Unbedeutenden und rüſtet ſie aus mit dem Schwerte des Wortes, das in den härteſten Panzer dringt, und mit dem Streithammer der Begeiſterung, vor welchem kein Schild und Helm beſtehen kann. Sie haben ſich nicht in mir getäuſcht, vortreffliche Frau, als Ihre Seele mir Ihr Vertrauen ſchenkte, ich werde auch Ihre heutigen Mittheilungen und Wünſche in meinem Herzen bewegen. Was Ihre Mutterliebe erſehnt, daß ſich das Mißverhältniß zwiſchen den Beiden, welche Ihnen am nächſten ſtehen, auf eine befriedigende Weiſe löſen möge, dahin laſſen Sie mich wirken und forſchen Sie nicht, wie. Auch geben Sie dem Samenkorn Zeit zu keimen und zu wachſen. — Was ein großer und herrlicher Baum werden ſoll" — hier wurde ſeine Stimme von einem ſo volltönenden Klange belebt, daß die Dame ſich davon mit einem wohlthuenden Schauer ergriffen fühlte — „das ſinkt zuvor ein unſcheinbares Körnlein in dunkle Erde und wächſt, wenn ſeine Zeit gekommen iſt, Anfangs unbeachtet empor an das Licht, Wenige bemerken es dann wohl und fragen, be-

wundernd den ſchönen Stamm: was will das werden? aber die Menge und die Feinde, die ſonſt die Axt an ihn legen würden, ſind noch auf lange mit Blindheit geſchlagen, bis auf einmal die Binde von ihren Augen fällt und hochprangend in ſeiner Fülle und Kraft das neue Wunder vor ihnen ſteht, die Krone badend im ewigen Licht und Aether, die Zweige des Segens weit über die Himmel und alle Völker ſtreckend, die Wurzeln aber geankert im Felsgrund, daß keine Macht ſie mehr ausreißen kann und der Fall des Baumes zugleich eine Welt begraben würde. Dann dröhnt die Tuba Triumph in alle Fernen, und die Widerſacher ſtürzen in den Staub und bekennen ſich alle, alle zu dem Baume des Heils, zu dem Salvator der neuen Zeit!“

Die Zuhörerin konnte ſeinem Fluge, der von ihrer eignen kleinen Angelegenheit einen ſo gewaltigen Aufſchwung in das Allgemeine nahm, nicht folgen, ſie betrachtete ſein flammendes Auge, das wie verzückt gen Himmel gerichtet war, ſein ſchönes, begeiſtertes Antlitz und den blühenden Mund, der die klangreichen Worte ſprach, mit einem aus Scheu und Bewunderung gemiſchten Gefühle.

Er hatte geendigt, ſein Blick ſenkte ſich und faßte das Auge, das auf ihn gerichtet war, mit ſeiner vollen Gluth, davor es nicht Stand halten konnte. Frau von Arnefeld war hier aus allen Fugen der Convenienz gelöſt, wie ſie ſich ſelbſt ſagte, von ihr konnte die Situation nicht mehr beherrſcht werden.

„O welch ein Gefühl,“ ſprach der Adjunct mit verändertem Tone, „wenn der Geiſt dem verwandten Geiſte begegnet! Wer kann ſich vermeſſen, dieſe Beziehungen zu deuten oder zu geſtalten! Da fragt es ſich nicht um Geſchlecht und Lebens-

verhältniſſe, Zeit und Raum — wie Heine in ſeinem herrlichen Gedichte ſingt von dem einſamen Fichtenbaum auf kalter Höh' im Norden und der trauernden Palme im Morgenlande an brennender Felſenwand. Er hat dem Gedanken das Kleid der Poeſie geliehen."

„Bettina und Goethe," ſetzte die Arnefeld hinzu, die nun wieder feſten Grund unter ihren ſuchenden Fußſpitzen zu fühlen begann.

„Und wir!" ſagte der Adjunct mit einem kühnen Wurfe, der gleichwohl, wie ein gut gezielter Kernſchuß, das Ziel traf, denn Frau von Arnefeld, ſtatt zu zürnen, reichte ihm zum dritten Male und mit welcher Hingebung! die Hand, welche er feſthielt, während er langſam und eindringlich fortfuhr:

„Möchte das Andenken an dieſe heilige Stunde Sie nie verlaſſen, auch in den ſchwerſten Prüfungen nicht, wenn deren Zeit kommen wird! Denn Opfer fordert das Heil, und wenn der Salvator ſeine Miſſion erfüllen ſoll, ſo müſſen ihm dargebracht werden Geld und Gut, Macht und Ehre, ja das Liebſte vom Herzen! Dazu ſtärke Sie der Geiſt dieſer Stunde!"

„Wie fromm, wie echt chriſtlich Sie ſprechen!" ſagte die Dame — und es war, als zucke bei dieſen Worten ein Blitz über ſeine Züge. Hatte es ihn getroffen, den Abtrünnigen, wie ein Vorwurf aus unbewußtem Munde? Er fand die rechte Antwort nicht und ſchwieg. Wie er ernüchtert war, ſo theilte ſich das auch der Dame mit, wir überlaſſen ſie ihrem weitern Geſpräch.

Als er ſchied, zeigte Frau von Arnefeld einige Verlegenheit. „Sie wollen den weiten Weg wieder zu Fuß gehen?" fragte ſie. „Darf ich nicht meinen Wagen anbieten?" Wie froh

war ſie, daß er dankte! Selbſt in ſeiner Anweſenheit dachte ſie ſchon mit Beſorgniß an die Meinung der Leute. „Wenn Sie aber einen Kahn über den See nähmen? Schade, daß der junge Roland krank iſt!“

„Ich gehe am Liebſten zu Fuß!“ ſagte der Adjunct, un wollte den Moment abkürzen.

„Wiſſen Sie etwas von dem Kranken?“ fragte aber die Dame weiter.

„Es geht ihm beſſer,“ war Schrader's Antwort.

„Und weiß man immer noch nichts von ſeiner gewiſſenloſen Schweſter?“

„Nichts.“

„Das iſt ſehr wunderbar. Es muß ihr geglückt ſein, die Eiſenbahn zu erreichen und ſo zu entfliehen. Mit wem aber? Durch wen unterſtützt? — Hat man gar keinen Verdacht? In Ihren Mienen leſe ich, daß Sie etwas vor mir verhehlen, o das Gefühl geiſtiger Verwandtſchaft, wie ſchärft es das Auge für den Freund! Sie verhehlen mir etwas — Sie wollen mich ſchonen — ach! ich bin ſehr unglücklich, wenn Sie wirklich Grund dazu haben!“

„Gerüchte! Nur leere Gerüchte! Laſſen Sie ſich nicht davon beunruhigen. Was Ihnen auch zu Ohren kommen mag, glauben Sie nichts, vertrauen Sie mir! Zu paſſender Zeit ſollen Sie Alles erfahren.“

„Sagen Sie mir nur Eins: halten Sie es für möglich, daß eine Verſicherung auf Ehrenwort falſch ſein kann?“

„Weſſen?“ unterbrach ſie der Adjunct raſch.

„Meines Sohnes,“ erwiederte die Arnefeld; „freilich kommt

es darauf an, wer die Verſicherung giebt. Aber wenn mein Sohn ſein Ehrenwort verpfändet, daß er nicht im Spiel iſt —"

„Hat man ihn genannt?" fragte der Adjunct.

„Wie?" rief die Dame betroffen. „Wen ſonſt? Sie wollen doch damit nicht ſagen —"

„Halten Sie ein!" unterbrach ſie Schrader ernſt. „Gehen wir nicht weiter, ſprechen wir nichts Beſtimmtes aus. Die Zeit wird Alles aufklären — mit Recht iſt geſagt worden, daß wir in einer großen Zeit leben, aber eine größere noch iſt im Anzuge, und dann werden die Binden vom Auge fallen, das noch von Vorurtheil und Unnatur befangen iſt. Auch in die Welt unſers kleinen Waſſertropfens wird der lichte Schein fallen. Bis dahin Abwehr aller vorgefaßten Meinung!"

Der Abend war rauh und ſtürmiſch; der See, an deſſen Ufer der Fußſteig, welchen Schrader verfolgte, in vielen Krümmungen dahinlief, rauſchte mit ſeinen Wellen, eine nach der andern in gleichmäßigem Abſtand, auf den Kies und bildete eine graue, wimmelnde Fläche, die Bäume hatten ſchon viel Laub verſtreut; es war kein rechter Genuß mehr, in der verarmten Natur zu weilen. Der Adjunct griff weit aus im Gehen, aber es wurde ſchon dunkel, als er die Spitze des Sees erreichte. Hier ſtand er ſtill. Zwei Wege trennten ſich an dieſer Stelle, er hörte einen Wagen rollen, der von landwärts herkam. Die Gedanken des Wanderers hatten ihn durch Bilder, mit denen er ein Spiel wie Siſyphus in der Mythe des Alterthums trieb, ſo aufgeregt, daß er ein ungewöhnliches Ereigniß kommen ſah und die Annäherung des eilenden Wagens erwartete. Aber er hörte nur die gemeine Frage, wie weit es noch nach Sielitz ſei, und erblickte im Dunkel nichts, als die Umriſſe eines ſchmäch-

tigen Menſchen, der hinter dem Fuhrmann auf dem offenen Wagen ſaß und ſich für den erhaltenen Beſcheid nicht einmal bedankte. Der Einfall, ſich mitnehmen zu laſſen, wurde daher gleich unterdrückt.

Langſamer ſetzte er nun ſeinen Weg fort. Er war zu ſchweren Reſultaten gelangt, welche ſorgfältig erwogen werden mußten. Wenn es ihm nun nicht gelang, ſich zu halten, bis er der berufene und verordnete Pfarrer zu Sielitz war? Seine Kraft und Gewandtheit, welche ihn bisher befähigt, ſein Schifflein ſo kühn als ſicher durch all' die Klippen zu ſteuern, auf denen es mehrmals in Gefahr geweſen war zu ſcheitern, fing an nachzulaſſen, da ſich das Ziel, einmal ſchon ganz nahe, wieder in unbeſtimmte Ferne verrückt hatte. Hartmann war zwar noch nicht wieder auf den Gedanken gekommen, ſeine Predigten zu controliren, es ſchien, als habe ſein Schlaganfall ihm die klare Erinnerung geraubt, ob er mit der grade obſchwebenden Prüfung der Orthodoxie ſeines Nachfolgers zu Ende gekommen oder nicht, und Schrader hütete ſich, davon zu ſprechen, auch war er jetzt nach innern Kämpfen zu einem feſten Entſchluſſe gekommen, ſo daß ihm eine Wiederholung jener verhaßten Scene nicht mehr ſchaden konnte, denn was hinderte ihn, ſchriftlich niederzulegen, wie es dem ſtarren Gläubigen lieblich zu leſen war, und hinterher doch zu predigen, wie er wollte, da der harthörige Pfarrer die Abweichungen nie erfuhr? Aber einen Feind hatte er, den er fürchtete — und er geſtand es ſich lange nicht ein, daß dieſer Feind nicht außen zu ſuchen war, ſondern den Sitz in ſeiner eignen Bruſt hatte. Innere Feinde ſind aber ſtets die gefährlichſten, und ſo fürchtete er ſich denn, daß er noch immer zu Schanden werden möge, ehe er

die Macht beſaß, welche ihm jeder Augenblick bringen konnte, den doppelten Schlüſſel, mit welchem er löſen konnte materiell und moraliſch. Wenn er ſich den Zuſtand dachte, wo er, durch Hochverrath an ſich ſelbſt um Alles gebracht, in den großen Haufen menſchlichen Gewürms, das er von Herzen verachtete, zurückſänke, wenn er ſich alle Folgen für ihn und für Alle, die ſeinem Sterne Vertrauen geſchenkt, lebhaft vorſtellte, wie er es jetzt auf ſeinem nächtlichen Gange that, ſo rieſelten eiſige Splitter durch ſein warmes Blut, regten ſich Dolchſpitzen in ſeinem Hirne, ſo peinlich, daß er wohl that, ſtill zu ſtehen und ſein ſchmerzendes Haupt in beide Hände zu begraben, um wieder Ruhe und Haltung zu gewinnen. Zum Glück waren ihm ſolche Momente ſelten.

Wiedergefunden hatte er ſich, noch ehe er Sielitz erreichte. Der Sturm war ſtärker geworden und riß an dem kleinen Mantel, den Schrader um die Schultern trug, aber mit elaſtiſchem Tritt, die Bruſt dem Wetter entgegengeworfen, ging er den kaum noch zu erkennenden Pfad entlang, und wie er bedachte, daß er vor kaum zehn Minuten ſo kindiſch verzagt geweſen ſei, lachte er hell und fröhlich auf.

Zu Hauſe war er dann ſicher, wie der Burgherr in ſtarker Feſte, wie der Löwe in ſeinem Bau. Er zündete das dünne Talglicht an, das in dem ſchlechten Drahtleuchter ſteckte; mit einem ſtolzen Blicke maß er die Armſeligkeit ſeiner Umgebung; er verglich dieſen elenden Winkel, von welchem ſo Großes ausgehen ſollte, mit — doch wir wollen in den Abgrund nicht blicken, an deſſen Rande die Selbſtvergötterung ſpielt.

7.

Wirklich hatte der Kammerherr von Rheinberg ſo viel Kraft gewonnen, daß ſeine Töchter nicht ahnen konnten, welche letzte Hoffnung ihm geſchmälert war. Er gab ſie allerdings noch nicht ganz auf, denn er wußte, daß Arnefeld nach Berlin gereiſt war, und wollte gleich an ihn ſchreiben, vielleicht, daß ihn die Erbſchaft auf andere Pläne gebracht hatte, als grade Sielitz an ſich zu bringen. Liebreich, wie immer, begrüßte Rheinberg ſeine Kinder, ſagte ihnen nur flüchtig, daß aus ſeinem Handel nichts geworden ſei, und ließ ſich dann nach dem Abendeſſen den Brief des Neffen vorleſen.

„Adelheid Mörner?“ rief er betroffen, als er dieſen Namen hörte. „Zeig' her, das iſt ja gar nicht möglich!“

Er überzeugte ſich, las die ganze Seite noch einmal für ſich durch und ſagte: „Es kann doch keine Andere ſein! — Dieſe Adelheid Mörner war die Braut meines alten, guten Arnefeld —“

„Des alten Arnefeld?“ rief Fanny. „Dies intereſſante Mädchen, von welchem Leo ſo begeiſtert iſt?“

„Ich glaube, daß es dieſelbe iſt. Von meinem guten Arnefeld war es freilich eine Thorheit, in ſeinen weit vorgerückten Jahren noch an eine Heirath mit einem ganz jungen Mädchen zu denken —“

„Nun, und von ihrer Seite?“ verſetzte Fanny. „Wenn Du es von ihm thöricht nennſt, ſo nenne ich es von ihr verächtlich!“

„Mein Herzenskind,“ erwiederte der Vater, von dem Be-

wußtſein der eignen Lage und ſomit der Zukunft ſeiner Kinder übermannt, „ein armes Mädchen, es kann oft nicht anders, als eine Verſorgung, die ſich ihm bietet, annehmen, es iſt doch immer ein Glück, das ſie nicht ausſchlagen darf —"

„Ein Glück, ſich mit einem alten, widerlichen Menſchen zu verheirathen?" entgegnete nun auch Emma, und ihre Schweſter ſagte: „Dies Wort Verſorgung empört mich immer in tiefſter Seele."

„Aber Kinder, es gehört doch zum Leben wenigſtens etwas! Denkt Euch nur, wenn gar kein Vermögen, auch nicht wenige Hundert Thaler vorhanden ſind! Was ſoll denn ein adeliges Mädchen anfangen? Geſellſchafterin werden? Das findet ſich doch nicht immer! Erzieherin? Jede hat doch nicht die Kenntniſſe und Eigenſchaften. Arbeiten für Geld? Dienen? Betteln? Oder —" ſchloß er mit einem erſchütternden Tone — „verhungern?"

„Vater, Du biſt ja ſo eifrig für dieſe Adelheid Mörner," ſagte Emma, „als gingſt Du ſelbſt auf Freiers Füßen und wollteſt uns eine junge Stiefmutter bringen — Laura vielleicht?"

Er küßte ſie zärtlich und lächelte wieder, hatte aber nicht den Muth, ſeine jüngſte Tochter anzuſehen, welche ganz ſtill ſchwieg. „Die Verlobung mit Arnefeld ging nachher aus einander, übrigens iſt die Geſchichte ſchon zwölf, ſechzehn Jahr her, und ich begreife nicht, wie Leo an dieſer Mörner ſo viel Schönheit finden kann, ſie war nie hübſch und muß jetzt über fünf und dreißig alt ſein. Nach der Trennung zog ſie dann mit ihrer Mutter in eine ganz andere Gegend, man hat nichts weiter von ihr gehört, die Mutter ſoll aber jetzt wieder in Berlin

wohnen, und ſo wäre es allerdings möglich — wenn wir an Leo ſchreiben, wollen wir doch der Sache auf den Grund gehen, ich wünſchte nicht, daß er ſich mit ihr in ein Verhältniß einließe, denn Leo iſt in jeder Hinſicht reell und ſie — muß den edlen Mann, den ſie dann heirathete, ſehr unglücklich gemacht haben."

Der Schäfer wurde gemeldet, welcher den Herrn zu ſprechen wünſchte. Rheinberg ließ ihn hereinkommen. An der Thüre fuhr ſich der Alte noch einmal mit dem Meſſingkamm, der ihm die langen grauen Haare zurückhielt, über den Kopf, bot dann der Herrſchaft einen guten Abend und ſagte auf die Frage, was er bringe: „Gnädiger Herr, es iſt bei uns nicht richtig. Wir möchten doch lieber die Schafe hereinnehmen. Wenn dem Vieh was paſſirt, ich kann nichts dafür."

„Nun, Schäfer, ich habe ja den Hammelſtall draußen erſt gebaut, weil Du auch der Meinung warſt. Was ſoll denn nicht richtig ſein? Haſt Du Geſpenſter geſehen? Du biſt doch ſonſt ein vernünftiger Mann und wirſt an ſolche Dummheiten nicht glauben."

„Das iſt ſchon wahr, gnädiger Herr. Aber wenn ich's nun doch in voriger Woche zweimal, am Montag und am Freitag, auf dem Fußſteige habe huſchen ſehen, lang und ſchwarz, und hab's angeſchrien und hab' ihm meinen Stock zwiſchen die Beine geworfen, und's iſt doch nicht gefallen, ſondern weg geweſen wie der Teufel? Und wenn's geſtern Abend, wo ein grauſamer Sturm war, draußen lachte, daß man ſich davor erſchrak?"

„Alter, das Erſte ſind Felddiebe geweſen, und warum ſollen Menſchen, die vielleicht zuſammen ſpaßen, nicht lachen?"

„In ſolchem Sturme? Gottloſe Menſchen, ja. Ich ſage auch nur, es iſt nicht richtig und wir ſollten die Schafe hereinnehmen."

„Du meinſt, wegen Einbruch und Diebſtahl?" fragte Rheinberg.

„Man kann nicht wiſſen. In allen Dörfern wird ſchon eingebrochen, es iſt noch gar nicht Winter, was ſoll das erſt werden! Das Volk in den Fabriken iſt zu viel, das läuft zuſammen, wie's liebe Vieh, und heckt Kinder, und weil ſie nicht verhungern wollen, ſo ſtehlen ſie. Bald werden ſie auch noch Mord und Todtſchlag mitbringen."

„Leider, leider ſteht manche Fabrik jetzt ſtill und die Arbeiter ſind brodlos."

„Brodlos, gnädiger Herr? Brodlos iſt kein Menſch, der nur arbeiten will. Müſſen ſie denn Alle in die Fabriken und zu den Eiſenbahnen laufen? Auf den Feldern, bei Bauer und Herrſchaft iſt noch Arbeit genug, die wiſſen manchmal nicht, wie ſie beſtellen und die Ernte 'reinkriegen ſollen, weil Alles fortläuft. Aber recht Viele zuſammenhucken, Tollheit und Unzucht treiben, großen Taglohn und wieder verſaufen und verſpielen — das gefällt ihnen beſſer, als ſtill für ſich arbeiten und das Bischen, was erworben wird, zuſammenhalten."

„Du magſt in mancher Hinſicht Recht haben. Und wenn Du wirklich glaubſt, daß es gefährlich iſt, ſo wollen wir die Winterquartiere beziehen."

„Unſer neuer Schulmeiſter iſt auch angekommen," ſagte der Schäfer — über ſein eigentliches Anliegen beruhigt.

„Haſt Du ihn ſchon geſehen? Wie gefällt er Dir?"

„Ein junges Bürſchchen — wird wohl auch von der rechten Sorte ſein. Die machen eben ſchon die Jungens verrückt, was ſoll draus werden! Er kam gefahren — ich hab' ihn zum Herrn Paſtor gewieſen."

„Von unſerer Anne haſt Du wohl immer noch nichts gehört, Schäfer?" fragte Emma

„Na, die wird wohl Marketender'n werden, wenn's los geht!" ſagte der Schäfer und deutete dadurch die allgemein verbreitete Meinung des Dorfes an. Der Kammerherr entließ ihn jetzt, weil er ſeine rückſichtsloſe Sprache kannte.

„Vater, Du haſt uns gar nichts von Laura erzählt," ſprach Fanny nach einer Weile.

„Ich habe ſie nicht geſehen, die Mutter ſagte mir, daß ſie unwohl ſei."

„Traurige Verhältniſſe drüben!" erwiederte Fanny. „All' ihr Reichthum macht ſie nicht glücklich."

„Ich beneide ſie nicht," ſetzte Emma hinzu. „Die armen Geſchwiſter!" — Sie meinte eigentlich nur den Sohn, für deſſen gerechte Sache ſie ſchon herzhafter, als ſonſt ihre Art, gegen den böſen Verdacht, der über ihn verbreitet war, gekämpft hatte. In ihren Augen war er unſchuldig, wie die Sonne am Himmel.

„Ja, Kinder, wir wollen ganz anders zuſammenhalten, mag es uns gehen, wie es wolle!" ſagte der Vater und ſchloß die beiden Mädchen in die Arme. „Gute Nacht! Und glückliche Träume!"

Der Pfarrer hatte ſchon zu Bett gelegen, als ſich der neue Schulmeiſter bei ihm melden wollte. Frau Dörmann aber hatte es nicht für gut befunden, ihm zu irgend einem Unter-

kommen zu verhelfen, der junge Menſch ſah ihr zu „ſchwipp“ und windig aus, und ſie hatte einen Widerwillen gegen Seminariſten. In ihrer Jugend war ein alter invalider Huſarenunterofficier im Dorfe Schulmeiſter geweſen, der hatte Anſehn und Reſpect in der ganzen Gegend gehabt, ſelbſt bei dem damaligen Herrn Paſtor und dem Vater des Kammerherrn: wie ſollte dieſer kleine dünne Menſch, der ausſah, wie eine verdorrte Weidenruthe, zu Anſehn kommen, das ſchon ſein Vorgänger, ein Mann wie ein Bär, der auf den Unterofficier folgte, nicht zu behaupten verſtanden, freilich, weil er zuweilen mit den Bauern trank und ſpielte? Sie wies alſo den Seminariſten nach dem Kruge, wie hier zu Lande das Wirthshaus genannt wird, im Schulhauſe wohnte noch die Wittwe ſeines Vorgängers.

Er leiſtete Folge und trat in den Krug ein. Die Stube war ſchlecht erleuchtet und voll Tabaksrauch, einige Bauern ſaßen bei Bier und Schnaps in lärmender Unterhaltung, die Wirthin wies den unſcheinbaren Fremden, der um ein Nachtlager bat, auf die Ofenbank, ſie hielt ihn für einen wandernden Handwerksburſchen. Er ſetzte ſich ſtill und hörte ſchweigend mit an, was die Bauern ſprachen. Ihr platter Dialekt war ihm Anfangs hinderlich am Verſtändniß, aber bald konnte er ihren Worten folgen. Sie ſprachen auch ſchon von Politik, die Bauern des kleinen norddeutſchen Dorfes verhandelten über Alles, was die Welt bewegte, aber freilich in ihrer Manier. Dergleichen muß man gehört haben, um dies gerühmte Erwachen zu einem politiſchen Bewußtſein zu würdigen! O es wäre etwas Herrliches damit, wenn es ſich organiſch entwickelte aus guten und geſunden Keimen, mit gehörigem Zeit-

maß zu wachsen und zu reifen — aber das Volk so bei den Haaren hineingerissen in die politische Thätigkeit, wo es mitarbeiten soll, es weiß nicht was, wo es sich selbst regieren, die Staatslenker überwachen, den Gang der Staatsmaschine regeln, die auswärtigen Beziehungen vorschreiben, kurz, Alles thun soll, wovon es nicht ein Jota versteht, und worüber es Niemand belehrt hat, als die Fälscher der Wahrheit, Alles nämlich thun, nur nicht mehr unterthan sein der Obrigkeit in christlichem Gehorsam: es ist ein Hohn für den gesunden Menschenverstand!

Die Bauern in Sielitz lieferten ihrerseits einen nicht zu verachtenden Beitrag zu der allgemeinen Tollhausmusik, die durch manche Districte klang. Sie hatten auch ihr Winkelblatt aus der nahen Kreisstadt; unter den vielen literarischen Giftpilzen, welche damals über Nacht auf allen Gassen frech und buntscheckig emporschossen, war dieses hier wenigstens mit Geist redigirt und darum für den großen Haufen weniger gefährlich, weil zu hoch gehalten, von einem verunglückten Lieutenant, der nun Staat und Kirche angriff, alles Positive, selbst den positiven Gott, läugnete, und einen Zustand als das Heil der Zukunft predigte, der aus lauter gleichseitigen Dreiecken bestand. Was die Sielitzer Bauern sich wohl dabei denken mochten!

Der Pfarrer empfing den jungen Schulmeister am andern Morgen nicht, weil er wieder einmal von seinem alten Uebel befallen im Bett bleiben mußte, auch wäre der Empfang vielleicht nicht der freundlichste gewesen, da er für die erledigte Stelle einen Andern in Vorschlag gebracht hatte und damit von der Regierung nicht berücksichtigt worden war. Die Er-

ſcheinung des von der Behörde Angeſtellten diente ihm aber nicht zur beſondern Empfehlung, und wenn auch der alte Hartmann zu redlich war, um ſeinen Verdruß über die fehlgeſchlagene Verwendung auf ihn, den Unſchuldigen, zu übertragen, ſo konnte er doch ſein von Natur etwas barſches Weſen eben ſo wenig zu ſeinen Gunſten mildern.

Deſto liebreicher empfing ihn der Adjunct, an welchen er gewieſen wurde. Schrader hatte ſich mit ſchnellen prüfenden Blicken ein Urtheil über dieſen jungen, ſchüchternen Menſchen, der vor ihm kaum das Auge vom Boden erhob, feſtgeſtellt und ließ ſich mit ihm in ein Geſpräch über ſeine Verhältniſſe ein.

„Der Sohn eines Miſſionars ſind Sie?“ fragte er erſtaunt, als ihm dieſe Mittheilung gemacht wurde. „Und warum haben Sie der theologiſchen Laufbahn entſagt, zu welcher Sie, wie ich höre, ſchon trotz Ihrer großen Jugend berechtigt waren?“

„Ich bin vielleicht älter, als Sie denken,“ erwiederte der Schulmeiſter. „Meine Figur täuſcht. Die Gründe, warum ich mich lieber dem Schulfache geweiht habe, ſind ſehr einfach“ — er zögerte eine Weile.

„O wir werden uns ja öfter ſehen, hoffentlich gegenſeitiges Vertrauen faſſen,“ ſagte Schrader ſchnell. „So findet ſich ſpäter Zeit zu Mittheilungen, auf welche ich jetzt noch kein Recht habe, mein lieber — Linus?“

„Lympius,“ berichtigte der Schulmeiſter.

„Verzeihen Sie, der Name Linus iſt ohnehin ein apokryphiſcher in der Kirchengeſchichte. Lebt Ihr Herr Vater noch und wo?“

„Mein Vater iſt in ſeinem Berufe geſtorben — von den Wilden erſchlagen,“ ſagte der Schulmeiſter.

„Das iſt ja gräßlich. Auf welche Weiſe haben ſie denn Nachricht erhalten? Hatte er Begleiter, die entkommen ſind?“

„Ich war ſelbſt dabei,“ ſagte Lympius mit geſenkter Stimme.

„Entſetzlich! Im Kaplande — nicht wahr? Oder in Oſtindien?“

„In Nordamerika. Mein Vater war aus Deutſchland hingekommen und hatte ſich den Wirkungskreis, wo er für Ausbreitung des Chriſtenthums thätig ſein wollte, ſelbſt gewählt, er genoß weder eine Unterſtützung von irgend einer Regierung, noch von einem Miſſionsvereine. Sein Tod — war ein ſchrecklicher, ich kam in Gefangenſchaft und wurde erſt nach zwei Jahren losgekauft. Dieſelbe edle Hand gab mir auch die Mittel zur Rückkehr nach Europa.“

„Wo ſich Ihnen ein Wirkungskreis bieten wird, wie es all' dieſen — Männern auch für ihren Eifer geſchehen würde, es giebt noch ſo viel zu thun in unſerm alten Europa!“

Hier hob ſich das Auge des jungen Schulmeiſters zum erſten Male, als werde eine verwandte Saite in deſſen Bruſt berührt, zu dem Auge des Adjuncts. „Ja wohl, Herr Schrader, und das iſt auch der Grund, der mich beſtimmt hat, meine theologiſche Laufbahn in das Schulfach hinüber zu führen.“

„Praktiſch, ſehr praktiſch!“ ſagte Schrader. „Wir werden uns vollkommen verſtändigen.“

„Das hoffe ich, Herr Schrader.“

„Kirche und Schule ſollen h i e r wenigſtens Hand in Hand gehen. Sie werden Manches finden, was Ihnen nicht zuſagt, viel alten Sauerteig. Vorläufig wird ſich auch wenig thun laſſen, ihn zu beſeitigen — — der Kluge ſchickt ſich in die Verhältniſſe, bis er ihrer mächtig werden kann. Dieſe Zeit

wird nicht ewig auf ſich warten laſſen. Die Menſchen im Dorfe ſind arm, ſehr arm, wir haben ſogar Proletarier im eigentlichen Sinne des Wortes. Armuth iſt die Quelle der ſchlimmſten Erſcheinungen, aber nicht die einzige Quelle. Ich will Ihren eignen Beobachtungen nicht vorgreifen. Richten Sie ſich ein, wie Sie können: Ihre Einführung durch den Schulinſpector wird in den nächſten Tagen Statt finden, bis dahin bleibt Ihnen Zeit, ſich mit Ihrem Wirkungskreiſe vertraut zu machen."

Er war ſehr zufrieden, der Herr Adjunct, mit dem neuen Schulmeiſter. Ein ſo zutrauliches, fügſames Gemüth hatte er nicht zu erhalten gehofft. Dieſer Sohn eines Miſſionars, aus dem freien Lande ſtammend, wo Jeder ſich zeitlich und ewiglich einrichten kann, wie ihm beliebt, dieſe ſchüchterne Seele, die ſich dem Predigtamt nicht gewachſen gefühlt hatte und lieber mit einer armen Dorfſchullehrerſtelle vorlieb nahm, paßte ganz in ſeine Pläne. Er konnte dies weiche Wachs in jeder beliebigen Form ausprägen, und ſein war alſo die Zukunft auch des heranwachſenden Geſchlechts.

„Sie werden ſich noch dem Herrn Patron unſerer Kirche vorſtellen müſſen," ſagte er freundlich, als Lympius nach ſeiner Mütze griff. „Auch wäre es wohl paſſend, wenn Sie auch den übrigen Herrſchaften, welche hier eingepfarrt ſind, Ihre Aufwartung machten, denn da Sie zugleich als Küſter fungiren, ſo kommen Sie mit ihnen in mancherlei Berührung."

„Wollen Sie die Güte haben, mich einzuführen?" fragte Lympius.

Schrader verſprach es und konnte ſein Wort wenigſtens im Orte und in Reſſen halten. Nach Rackwitz rieth er dem „Col-

legen," wie er den jungen Mann zuweilen nannte, ab, er ſchilderte den dortigen Beſitzer als einen unfreundlichen Veteranen, der ſich weder um Kirche, noch um Schule kümmere, daher es völlig überflüſſig ſei, ihm einen Beſuch zu machen. Er nannte ſeinen Namen nicht einmal und der Schullehrer fragte auch nicht danach. Auf dem Sielitzer Schloſſe wurde noch an demſelben Tage der Pflicht genügt; dem Kammerherrn, welcher Lympius freundlich aufnahm, erſchien der junge Menſch vielleicht noch unbedeutender, als er Schrader erſchienen war, ſein Benehmen war auch ſo linkiſch, daß Fanny, als er wieder hinaus war, laut über ihn lachte. Die Gegenwart der Damen, auf welche er nicht gerechnet hatte, war für ihn zum Stein des Anſtoßes geworden. Schrader hatte ſich deſto mehr zu ſeinem Vortheil gezeigt: beſcheiden, würdevoll, wie immer, und in jeder Bewegung voll Ebenmaß und Anmuth. Er war ſehr ſelten auf dem Schloſſe. Der Kammerherr lud ihn nicht ohne den Paſtor ein, weil er dieſen dadurch zu kränken fürchtete, und da ſeit langen Jahren eine gewiſſe Zeitordnung für die Einladungen des Ortsgeiſtlichen im Gebrauch war, gab es keinen Anlaß, den alten Herrn jetzt öfter als ſonſt zu bitten. Und oft noch hatte der Adjunct für ſich die Einladung abgelehnt: es war offenbar, daß er ſeine künftige Stellung in der liebenswürdigſten Beſcheidenheit zu würdigen verſtand.

„Ein einziger Menſch!" ſagte Emma von ihm. „Er wird den Schulmeiſter ſchon vernünftig ziehen."

„Ja, denn dieſer iſt ſelbſt noch ein Kind!" ſetzte Fanny lachend hinzu.

Schrader hatte ſich wohl gehütet, ihm durch die Mittei-

lung des Bruchstücks, welches er selbst von den Schicksalen des Missionarsohnes kannte, einiges Interesse zu geben: Fanny würde dann ganz anders über ihn gedacht haben.

Nach Ressen gingen Beide erst zwei Tage später. Diesmal war Laura bei ihrer Mutter und blieb auch während der kurzen Anwesenheit der jungen Männer zugegen. Schrader hatte sie lange nicht gesehen, da sie auch die Kirche nicht besucht hatte: er fand sie sehr verändert. Der Zug eines heitern, das Leben mit spottender Laune kritisirenden Sinnes, den er sonst an ihr zuweilen beobachtet hatte, war verschwunden, ihr Antlitz, das sonst mannichfachen Wechsel der Seelenstimmungen aussprach, hatte einen unveränderlich ernsten Ausdruck, ihr Auge den festen Blick, welcher sich gewöhnlich erst in spätern Jahren findet. Sie konnte ihn verlegen machen, diese ernste, schweigende Jungfrau, durch ihre bloße Anwesenheit: er fühlte sich hier unsicher — und dachte an die Zeit, wo er in ihren Mienen gelesen hatte, daß auch sie gewonnen war, wenn sie ihm gegenüber in dem Kirchensitze die Worte von seinem Munde mit dem sichtbarsten Antheil aufnahm. Hatte er sie denn wieder verloren? wodurch?

Frau von Arnefeld entschädigte ihn dafür mit dem ganzen Füllhorn ihrer Güte, das sie über ihn und seinen Schützling ausgoß. Es genügte ihr, daß ein Mann, wie dieser Genius der Menschheit, den jungen, unscheinbaren Menschen seiner Empfehlung würdigte, um ihn huldreich zu behandeln und eine Spende aus dem unerschöpflichen Hort ihrer gefühlvollsten Worte an ihn zu verschwenden. Denn verschwendet mochte sie sein, weil der Unempfindliche sie gar stumpfsinnig aufzunehmen schien.

Der Schulinſpector des Kreiſes kam gleich nach der Heimkehr der Beiden in Sielitz an und führte den neuen Lehrer mit den gewöhnlichen Formen in ſein Amt ein, es war ein Geſchäft, wie ein anderes, und wurde ebenſo behandelt, der Pfarrer, welcher noch immer krank war, konnte ihm nicht einmal beiwohnen. Die Gemeinde hatte nun ihren Schulmeiſter und war ſchon, ehe ſie noch etwas von ihm gehört oder erlebt hatte, ſehr unzufrieden mit ihm, die Jungen riſſen bäuriſche Witze über ſein Ausſehen und jubelten, daß der keinen Haſelſtock führen könne. Es war eine viel verheißende Lebensbahn, die ſich hier für den armen Lympius eröffnete!

8.

Mit der Lebensbahn des Menſchen iſt es überhaupt ein eignes Ding. Wer ſo nach vierzig Jahren zurückſchaut bis auf den Anfang derſelben, wie ſelten wird er all' die ſchimmernden Hoffnungen, welche ihn damals umſchwebten, erfüllt ſehen, wie ganz anders findet er ſein Leben geſtaltet, als er es erwartet hatte, ſelten beſſer! Heiß überläuft es ihn dann, wenn er bedenkt, wie nur ein kleiner Entſchluß zu rechter Zeit ihn zu höchſtem Glück geführt hätte, wie leicht manche bittere Erfahrung zu vermeiden geweſen wäre!

Leichtgeſinnten Menſchen kommt ſolche Rückſchau ſelten, aber ſie kommt doch auch und dann um ſo empfindlicher. Frau von Haug hatte ſich vorgenommen, mit ihrer Vergan-

genheit ganz zu brechen, und darum nannte sie sich wieder Adelheid Mörner, sie durfte kaum fürchten, daß sie deshalb in Verlegenheiten kommen könne, denn ihre Mutter hatte seit ihrer Rückkehr nach Berlin keine der frühern Beziehungen wieder angeknüpft und von ihrer Verbindung mit Haug wußte ja eigentlich Niemand. Als sie nach dem Bruch mit Arnefeld Berlin verlassen hatte, war ihre Mutter auf ein entferntes Gut gezogen, welches sie damals noch an der äußersten Grenze der Monarchie besaß. Dort hatte sich dann das Verhältniß entsponnen, welches zu ihrer Ehe mit Haug geführt hatte: sehr wenige Personen waren damit bekannt geworden, und diese hatten aus Gründen nicht darüber gesprochen. Nur sie selbst hatte sich nicht versagen können, durch den Pfarrer, der sie getraut — es war der Pfarrer Hartmann, welcher nun seit längern Jahren nach Sielitz versetzt war — ihrem frühern Verlobten ihre Verbindung mitzutheilen. Dann war sie Haug in den fremden Erdtheil gefolgt und hatte, gleich ihm, allen Verkehr mit ihrer Heimath abgebrochen, bis sich endlich die Verhältnisse für sie — und durch sie! — dermaßen gestaltet, daß sie eine Gelegenheit, die sich bot, mit Freuden ergriff, um sich in Europa wieder eine Stätte zu bereiten. Ihr Brief an die Mutter hatte allerdings viel Postreisen gemacht, aber doch endlich sein Ziel erreicht und eine Antwort hervorgerufen, welche fern davon, Adelheid's angedeuteten Wünschen zu schmeicheln, sie vielmehr abhalten sollte, weitere Schritte zu thun. Den Schrecken, welcher die alte Dame bei dem unvermutheten Wiedersehen überfiel, haben wir gesehen. In Berlin waren jetzt wohl nur zwei fremde Menschen, welche ihre Verheirathung wußten: die Haushälterin ihres verstorbenen

Bräutigams, der nichts verborgen blieb, was ihn betraf, und Schutzmann Neumann, welcher einst Gutsbesitzer in ihrer Nachbarschaft und Trauzeuge gewesen war, als sie mit Haug an den Altar getreten. Der erstern begegnete sie wahrscheinlich nicht mehr auf ihren Wegen, seit die neuangeknüpfte Verbindung im Entstehen durch den Tod zerstört worden war, mit dem letztern hatte sie einen Discretionsvertrag geschlossen. Sie konnte also gefahrlos wieder Adelheid Mörner sein und hatte in diesem Entschlusse auch die Idee aufgegeben, für sich allein zu wohnen — die Firma Freemann and Company deckte der Mutter alle Sorgen über den vermehrten Haushalt. So war denn eine Zeit der ersten Einrichtung — Adelheid hatte sie Flitterwochen genannt — heiter vergangen, als sich unerwartet der Anlaß zu einer langen Rückschau bot.

Sie war Leo Rheinberg wieder begegnet, diesmal war sie in Begleitung ihrer Mutter gewesen. Dieser hatte sie ihn vorgestellt und er sich ihnen angeschlossen, wo sie in seiner Gesellschaft — sie läugnete sich das gar nicht — ein Paar interessante Stunden verlebt hatte. Er war häßlich, Gefahr für ihr Herz brachte der Umgang nicht, aber der Geist, der seine Unterhaltung, wenn er sich angezogen fühlte, hoch über den Alltagsweg erhob, sprach Adelheid an — sie hatte mit schönen Männern gar oft ein herzloses Spiel getrieben, die häßlichen bisher nie ihrer Aufmerksamkeit gewürdigt; schon der Neuheit wegen, um zu beobachten, wie weit sich ihr Wohlgefallen trotz des Widerspruchs der Sinne steigern werde, gab sie sich dem Interesse hin, das Rheinberg in ihr geweckt hatte. Ihre Mama aber war ganz entzückt von dem jungen Manne, der im Geiste einer guten unvergeßlichen Zeit noch Attentions

für eine ältere Dame hatte, und als ſie ſich trennten, ſtand ein Wiederſehen feſt, man wußte nicht recht, hatte er um die Erlaubniß gebeten oder die Mama ihn eingeladen.

Von ernſten Dingen hatten ſie nicht geſprochen, dennoch war Adelheid ungewöhnlich ernſt, als ſie nach Hauſe kam. Es hatte ſich gefunden, daß Frau von Mörner ſeine Mutter gekannt hatte und auch ſein Onkel, der Kammerherr, ein alter Bekannter aus der Zeit ihres Glanzes war. So bekam ſein Zutritt eine gewiſſe Legitimität. Lange blieb er das erſte Mal nicht, aber er kam, ohne die förmliche Einladung abzuwarten, über welche die alte Dame ſich ihre eignen Scrupel machte, bald darauf wieder. Das entzückte ſie noch mehr.

„Lida," ſagte ſie, „in dieſen jungen Mann könnte ich mich noch in meinen Jahren verlieben. Er iſt durchaus nicht hübſch, aber ſo angenehm, wie ich kaum einen Andern je gekannt habe."

„Sehr angenehm," erwiederte Adelheid kühl.

„Wir waren doch in der größten Verlegenheit, wie wir ſeine Viſite durch eine Einladung erwiedern ſollten. Wen konnten wir dazu bitten? War unſere ganze Einrichtung danach beſchaffen, eine Geſellſchaft zu geben? Er hilft uns mit Leichtigkeit darüber hinweg, indem er, wie zu intimen Bekannten, von ſelbſt kommt. Ich nehme das ſehr hoch auf. — Uebrigens, Lida, wenn Deine Silberflotte kommt, möchten wir doch hier und da unſere Einrichtung ein wenig auf einen anſtändigen Fuß bringen? Da wir nun doch zuſammen bleiben — was meinſt Du?"

„Disponire über Alles nach Deinem Gefallen."

Die Mama küßte ihre bereitwillige Tochter und machte ſchon in Gedanken ihre Beſtellungen bei Spinn und Menck, um die

gar zu ärmlichen Möbel allmälig wieder gegen anſtändigere zu wechſeln.

Sonderbar, daß Rheinberg bei ſeiner ernſten, faſt ſtrengen Richtung an einem Weſen, wie Adelheid, Gefallen finden konnte! Sie gab ſich freilich nicht, wie ſie war, denn in ſeiner Gegenwart ſchien ſie oft ſich ſelbſt völlig verwandelt — beſaß ſie wirklich das Gemüth, das jetzt aus mancher ihrer Aeußerungen wohlthuend ſprach, und hatte es ſich nur bisher von der angelernten und angelebten Oberflächlichkeit in der Sinnenwelt tief in ihr Inneres zurückgezogen, gleichſam zu einem bewußtloſen Zauberſchlafe? Oder, wie ſich in ihrem Weſen immerdar der Eindruck von Außen her mächtig bewieſen hatte, übte nur Rheinberg auf ſie einen vorübergehenden Einfluß? War das der Fall, ſo mußte er doch nachhaltiger ſein, als es bisher bei irgend einer Beziehung ihres bunten Lebens geweſen war, denn ſie dachte oft und lange über manches ſeiner Worte nach.

„Ich kann zurückſehen auf mein ganzes Leben," hatte er einmal geſagt, „und wenn ich es von meinem erſten Eintritt in die Selbſtſtändigkeit an von Neuem durchleben ſollte, ich glaube kaum, daß ich es nach all' meinen Erfahrungen anders geſtalten würde. Das iſt gewiß auch bei Ihnen der Fall: die Harmonie Ihrer Seelenſtimmung bürgt mir dafür."

Was wußte er davon! Aber dies Wort war es eben, welches ſie zu einer Rückſchau veranlaßte, ernſter und ſchmerzlicher, als ſie je in ihre Vergangenheit geblickt hatte. Wenn ſie bisher über manche Dinge, welche nicht mehr zu ändern waren, Einiges empfunden hatte, ſo war es mehr im Sinne der bekannten Goethe'ſchen leichtſpielenden Generalbeichte geweſen.

Nun aber fing ſie an, Fragen zu ſtellen, mit welchen ſie ſich noch nie das Herz ſchwer gemacht hatte. Grade in dieſer Zeit verreiſte Leo, durch einen dringenden Anlaß abgerufen!

„Warum ſoll ich Ihnen ein Geheimniß daraus machen, da es doch bald alle Welt wiſſen muß! Mein Onkel wird Sielitz verkaufen — nicht aus freier Wahl, ſondern weil er dazu gezwungen iſt. Wie ſchwer ihm das wird, können Sie denken, auch mir iſt es ein trauriger Gedanke, das ſchöne Beſitzthum, das ſchon Jahrhunderte unſerer Familie gehört, in fremde Hände kommen zu ſehen. Ich hänge wenig am Gelde, aber hier habe ich ſchon den brennenden Wunſch nach Reichthum gefühlt."

Frau von Mörner hörte die Nachricht, welche zu ſehr an ihr eignes Schickſal erinnerte, mit dem größten Antheil. Sie forſchte nach den nähern Umſtänden und ob ſich Gelegenheit wenigſtens zu einem vortheilhaften Verkauf biete?

„Es kann ſein," erwiederte er. „Ich habe deshalb Aufträge und reiſe nach Sielitz, um eine Vermittlung zu übernehmen. Der Käufer iſt ein alter Bekannter von Ihnen: Baron Arnefeld."

Mutter und Tochter waren frappirt. „Woher wiſſen Sie —?" fragte die erſtere.

„Durch ihn ſelbſt. Er iſt hier;" ſagte Rheinberg, weit entfernt, den Eindruck ſeiner Mittheilung zu bemerken.

„Hier?" wiederholte Frau von Mörner, da ihre Tochter noch immer hartnäckig ſchwieg.

„Ja. Er iſt hier, um die Erbſchaft ſeines Vaters anzutreten. Dieſe ſoll, nach Allem, was man hört, unermeßlich ſein. Welche Macht iſt dadurch in ſeine Hände gelegt! O die Zeit-

verhältniſſe haben leider das Band gelockert, welches zwiſchen den großen und reichen Grundherren und ihren Dorfleuten beſtand — ich rede nicht von dem feudalen, das längſt abgethan iſt, ſondern von dem einer ſpätern geſetzlichen Zeit, welches ſich bis auf unſere Tage ſegensreich bewährt hat. Was konnte der Gutsherr ſonſt zum Heil wirken! Wenn ich mir denke, mit einem ſolchen Reichthum ausgeſtattet, der auch die Mittel giebt, dem materiellen Elend zu ſteuern! — Sie kennen Herrn von Arnefeld genau?"

„Ich habe ihn lange nicht geſehen," erwiederte Adelheid feſt. „Er ſoll liebenswürdige Kinder haben."

„Den Sohn kenne ich zu wenig, die Tochter — doch ich habe kein Recht, zu urtheilen."

„Was hat Ihnen Herr von Arnefeld von uns geſagt?" fragte die Mörner unvorſichtig. „Wie kamen Sie überhaupt dazu, mit ihm von uns zu ſprechen?"

„Zufällig. Ich fand ihn bei Joſty, wo er in dem Wohnungsanzeiger blätterte. Wir grüßten uns, da ich während des Sommers einmal auch in ſeinem Hauſe geweſen bin. Sie ſind ja hier ſehr bekannt, ſagte er, wiſſen Sie nicht, ob dieſe Frau von Mörner, die ich hier verzeichnet finde, Hofdame geweſen iſt? — Darüber konnte ich keine Auskunft geben," fuhr er fort, die kleine Frau nickte wohlgefällig lächelnd. „Ich erwähnte aber, daß Sie hier mit Ihrer Fräulein Tochter leben. Das frappirte ihn, er wußte nicht, daß Sie noch eine unverheirathete Tochter haben, und — Sie verzeihen! — er fragte mich nach Ihrem Ausſehen, ſchüttelte den Kopf dabei und ging bald auf unſere Sielitzer Kaufangelegenheit über. Das iſt Alles."

„Sie reiſen morgen?" fragte Adelheid.

„Die Zeit drängt. Ich weiß zwar nicht, ob Arnefeld's Gebot meinen Onkel zufrieden ſtellen wird —"

„Wir wollen es hoffen," brach ſie das Geſpräch ab, dem ſie faſt gewaltſam eine andere Richtung lieh. Es hatte den ganzen Reſt des Abends hindurch einen ganz andern Charakter, als Leo ihn ſonſt gewohnt war, und er entfernte ſich mit unbefriedigter Seele. Ihr Blick beim Abſchiede war nicht der tiefe, ſeelenvolle Blick, mit welchem ſie zuweilen, gleichſam unbewußt, für einen Moment ihr Auge in das ſeinige ſenkte: heut vermied ſie es, ihn anzuſehen. Er legte, als er über die Schwelle der Hausthüre trat, die Hand auf ſein klopfendes Herz und fragte ſich, ob es nicht beſſer ſei, dieſe Schwelle nie wieder zu kreuzen. Den Gruß eines vorübergehenden Schutzmannes bemerkte er gar nicht, worauf dieſer ſich trotzig von ihm abwandte.

„Mama, ich will Arnefeld um keinen Preis wieder ſehen!" ſagte Adelheid, nachdem ſich Leo entfernt hatte. „Er iſt der Mann dazu, mich hier aufzuſuchen, wär's auch nur der Neugier wegen. Ich werde Sophie ſagen, daß ſie mich ſtets verläugnet."

„Aber Kind, jetzt iſt doch keine Gefahr mehr. Wenn man ſich in ſpätern Jahren vor Allen ſcheuen ſollte, mit denen man eine flüchtige Liaiſon gehabt, oder die uns einmal die Cour gemacht haben, ſo dürfte man ja nicht mehr an das Sonnenlicht kommen. — Grand dieu! Wie ſie heut ernſthaft iſt! Bedenke doch, die fatale Geſchichte iſt ſechzehn Jahre her und von beiden Seiten vollſtändig vergeben und vergeſſen —"

„Meinſt Du?" rief Adelheid. „Biſt Du deſſen von meiner Seite ſo gewiß?"

„Was haſt du ihm vorzuwerfen? Wußteſt Du etwa nicht, daß er verheirathet war, als er Dir die Cour machte?“

„O Mutter, Du ſprichſt unerträglich von einer Schmach, die ich auf ewig vergeſſen möchte. — Erlauben wirſt Du mir, daß ich es vermeide, mit ihm zuſammen zu kommen.“

Die Mutter konnte dagegen nichts einwenden, Sophie wurde inſtruirt, indeſſen war die Vorſicht überflüſſig, denn Arnefeld erſchien nicht. Auf einem andern Platze war ihm übrigens daſſelbe begegnet, was ihn hier erwartet hätte. So lange er ſchon in Berlin war und ſo oft er die ehemalige Wohnung ſeines Vaters beſucht hatte, es war ihm nicht möglich geweſen, die Schramm zu treffen. Sie hatte gegen ihn einen Groll gefaßt, der zu tief in jener erſten Entſtehung gleich Wurzel geſchlagen hatte, um ſo ſchnell ausgerottet zu werden. Mit einer Furcht, als ſei es ihr Todfeind und nicht der undankbare Liebling ihres Herzens, vermied ſie eine Begegnung mit ihm, ſie hatte ihren Schepke, der nach dem Tode ſeines Herrn erſt vollſtändig von ihr geknechtet war, mit der beſtimmten Weiſung verſehen, daß ſie für den Baron Adolar nie zu Hauſe ſei, und dieſer, welcher nicht eben zart über ſie dachte, gab ſich dann auch keine große Mühe.

„Die alte Schnepfe wird ſchon kommen!“ ſagte er lachend.

Sie kam aber nicht. Ob ſie dabei in ihrem Herzen litt, wer konnte das ſagen! Sehr böſer Laune war ſie ſeit ihrer Heimkehr von Neſſen und Sielitz, der arme Schepke hatte darunter jammervoll zu leiden. Stunden lang blieb ſie zuweilen in ihrem kleinen Stübchen eingeſchloſſen, und wenn ſie zum Vorſchein kam, ſah ſie oft ſo unordentlich aus, daß Schepke nicht wußte, was er davon denken ſollte. Ihr geſcheiteltes Haar, das ſonſt

ſo ſpiegelglatt gebürſtet war, lag jetzt manchmal in einzelnen grauen Strähnen über der tiefgefurchten Stirn, und die Haube ſaß ſpitz und unkleidſam auf dem Wirbel, als ob es für ſie gar keine Spiegel mehr gäbe.

Wie die alte Frau nun ſichtlich verfallen und herabgekommen war, ſchien der Mann, welcher die Schuld davon trug, in der Reſidenzluft, wenn ſie auch ſchon winterlich wehte, immer mehr aufzublühen. Er war nie geſunder und kräftiger geweſen, ſeine ſchöne Erſcheinung fiel auf, wo er irgend ſich zeigte, er trug ſich höchſt einfach, aber man ſah den vornehmen Mann in ſeiner ganzen Haltung. Die Großſtädterinnen treiben gern phyſiognomiſche Studien auf den Straßen — von altdeutſcher Frauenſitte, das Auge ſtets züchtig geſenkt zu tragen, iſt im Laufe der Zeit nicht viel übrig geblieben; vor dem freien Blick begegnender Damen, der mit einer gewiſſen Impertinenz, wenn er auch ſonſt von aller Frivolität fern iſt, grade in Dein Geſicht ſchaut, Mann der Provinz, haſt Du zuweilen verblüfft mit der Hand nach dem Hute gezuckt, weil Du glaubteſt, daß ſie Dich kennen und einen Gruß erwarten. Ihr Lächeln beſtätigt Dich darin — ſei ohne Sorgen, ſie lachen Dich blos aus. Andere freilich ſtarren vor ſich hin über Deine Schulter hinweg in die Ferne mit Augen, als hätten ſie keine Sehkraft, für ſie ſcheint kein Menſch auf der ganzen Straße zu ſein, ſie gleichen Nachtwandlerinnen, und wahrlich, wollte man ſie beim rechten Namen nennen, ſie fielen vielleicht auch zu Boden und bekämen Krämpfe. Es ſind viel Excluſive darunter, guter Landjunker, Du kannſt das ſchon an den langröckigen Lakaien ſehen, die „auf zwei Pferdelängen Diſtance," würdeſt Du ſagen, ihrem Hufſchlage folgen — eine Inſtruction, beiläufig geſagt, die

wirklich einmal von dem Bruder einer Hofdame aus einem der erſten Hotels ſeinem Bedienten auf die Straße hinabgeſchrieen worden iſt. Er iſt nun todt, verläugnen würde er ſeinen Einfall nicht. Dieſe Starräugigen machen auch ihre Studien, ſie ſehen Alles, auch ohne Seitenblicke, ihre Augen ſcheinen ganz expreß dazu in Facetten geſchliffen zu ſein. Du darfſt Dich daher auch nicht geniren, meinſt Du — und wir fragen Dich nur auf Dein Wort, ob Dein Schönheitsſinn — doch ſtill, wir wollen Dir keine Feindſchaft zuziehen.

Arnefeld war kein Neuling im Leben der großen Welt, er kannte deſſen geheimſte Falten! Daß er ſich des Eindruckes, welchen ſeine Erſcheinung machte, bewußt war, dürfen wir glauben, und vielleicht verſtärkte er ihn dadurch, daß er durchaus keine Koketterie trieb. Männliche Koketten ſind die unausſtehlichſten, beſonders wenn ſie ihre kleinen Künſte über die Mittagslinie fortſetzen, wie wir manchen alten Gecken kennen, der nicht ahnt, wie widerwärtig er den Frauen iſt, gegen welche er ſeine ſüßen Blicke ſpielen läßt. Arnefeld war ein Mann ohne ſittlichen Halt, außer demjenigen, was er die Ehre nannte, aber er war kein Geck. Wer ihn näher kannte, ſah wohl an ihm die Verweichlichung, welche der Comfort, als Hausgötze, und die Genußſucht erzeugt, wo er ſich aber nur vorübergehend ſehen ließ, bewunderte man ſeine kräftige männliche Schönheit.

Der Blick einer Frau traf ihn auf der Straße, es war ein Feuerblick aus einem großen, herrlichen Auge, aber als habe ſie etwas Furchtbares entdeckt, wendete ſie ſofort den Kopf von ihm ab und entfernte ſich mit leichten und eiligen Schritten. Er hatte den Blick nicht bemerkt, eben ſo wenig in ihr Geſicht geſchaut, da ſeine Aufmerkſamkeit eben von irgend einem Kupfer-

ſtiche an dem Schaufenſter von Rocca gefeſſelt war, als er aber weiter ſchritt, konnte ihm der vollendet ſchöne Wuchs der Dame, welche erſt wenige Schritte entfernt war, nicht entgehen, beſonders da er durch einen einfach eleganten Anzug gehoben wurde. Er beſchleunigte daher ſeinen Gang, um ſie einzuholen. Sie wußte das nicht, denn ſie ſah ſich nicht um, doch ſchien ſich ihr Schritt immer mehr zu beflügeln, ſie verließ die Linden, bog nach der Friedrichsſtraße ein — da kam ein vorüberfahrender Wagen, welcher ſie aufhielt, Arnefeld's Neugier — mehr war es nicht, denn er wollte in demſelben Moment, von der Haſt gelangweilt, die Verfolgung aufgeben — zu Hülfe. Er hatte ſie eingeholt — ſie blickte, da er neben ſie kam, nach ihm hin, es war ihr Schickſal, dem ſie nicht entrinnen konnte!

Ein Ausruf des Staunens klang von ſeinen Lippen. Er hatte ſie weder genannt, noch gegrüßt — ſie wollte von ihm keine Beachtung nehmen und kehrte ſich ab. Umſonſt!

„Sie ſind es!“ ſprach er mit einer mächtigen Bewegung. „Ich ſoll Sie wiederſehen!“

Ein ſtolzer Blick, eine leichte Bewegung der Hand war ihre ganze Antwort. Sie blieb ſtehen, als wolle ſie ihn vorüberlaſſen und eine andere Richtung einſchlagen.

„Ich muß Sie ſprechen!“ ſagte er, nicht achtend, daß ihre Begegnung auf öffentlicher Straße ſchon die Aufmerkſamkeit der Vorübergehenden erregte. „Wohl wußte ich, daß Sie hier ſeien, ich glaubte mich ſtark genug, Sie vermeiden zu können —“

Vor ſeiner Stimme, deren unvergeſſener Klang tauſend ſtreitende Empfindungen in ihr weckte, wollte ſie nicht eine Secunde länger weilen, ſie hatte ihm nur ein flüchtiges Wort, das ihm alle Hoffnung zu einem Ausſprechen nahm, geſagt und

dann, gleichviel wohin, eine andere Richtung ihres Weges gewählt. Aber was konnte ſie thun, ihm zu wehren, daß er ihr folgte? War denn jene gemeine Begegnung mit dem bocksbärtigen Straßenlöwen, von welchem ſie Rheinberg befreite, nur ein warnendes Zeichen geweſen, welches ſich nun verhängnißvoll erfüllte? Einen rathloſen Blick hatte ſie um ſich her geworfen, während ſeine leiſen Worte fort und fort in ihr Ohr floſſen, Worte der Abbitte und neuerwachter Leidenſchaft, jetzt heftete ſie einen Blick auf ihn — Beide ſtanden ſtill — es war am Flußufer.

„Sie ſind hier — Sie ſind frei?“ fragte Arnefeld, indem er vergebens nach ihrer Hand ſtrebte.

„Fragen ohne Sinn für Sie!“ antwortete Adelheid. „Wir haben uns nichts mehr zu ſagen. Unſere Wege kann der Zufall zuſammenführen, der Wille nie. — Wenn Sie ein Mann von Ehre ſind, ſo verlaſſen Sie mich!“

Er zog den Hut, er verbeugte ſich ſtumm und ging. In ſeinem letzten Blicke hatte ſie kein beleidigtes Gefühl, nur eine brennende Leidenſchaft geſchaut, er unterwarf ſich ihrem Wunſche ſchweigend — das Herz in Adelheid's Bruſt bebte mächtig empor, als ſie die hohe Geſtalt langſam ſich entfernen ſah, ein Wort von ihr und er kehrte zurück — ſie fühlte es, ſie war die Herrin ſeines Schickſals, dies Wiederſehen hatte darüber entſchieden!

Wird ſie dies Wort ſprechen?

9.

Er kam in ſein Gaſthaus zurück — ein ganz anderer Mann. Das Gefühl, welches er bisher in ſeinem ganzen Leben nicht gekannt hatte, das Gefühl eines großen Unglücks hatte ihn überkommen, wie ein gewappneter Rieſe. Wohl hatte er einſt, als ſeine alte Amme ihm bei ihrem Beſuche in Neſſen ſeine vielen Liebeshändel vorwarf, mit voller Ueberzeugung geſagt, daß er nur eine Liebe, Adelheid Mörner, gehabt — leichtſinnig, wie er war, an eine viel ältere Frau durch Convenienzheirath geknüpft, hatte er der jungen Braut ſeines Vaters Anfangs mehr aus Scherz, weil ihn das ganze Verhältniß einer ſolchen Stiefmutter eigentlich beluſtigte, den Hof gemacht, bis allmälig ein tieferes Gefühl, als er ſich deſſen je für fähig gehalten hatte, daraus entſtanden war. Auch ihr Herz war für ihn erwacht, und ob es im Bewußtſein eines ſtrafbaren Gefühls geſchehen, oder ob ſie bei der ſittlichen Zerſetzung aller Grundſätze wahren Chriſtenthums, in welcher ſie aufgewachſen war, leichter über ein Verhältniß gedacht, das ihr nur als ein Roſenſchmuck für die Oede ihrer verkauften Jugend erſchien — wer konnte darüber urtheilen! Als dann die Kataſtrophe gekommen war, ſein zürnender Vater für das ganze Leben mit ihm brach, ſeine Geliebte, verſtoßen von ihrem Verlobten, durch ihre Mutter in eine ferne Verborgenheit geführt wurde, ſeine beleidigte Gattin mit Recht die volle Schale ihres Unwillens über ihn ausgoß, um erſt ſpät im Gefühlsdrange ſich wieder mit ihm zu verſöhnen — da war ihm wohl momentan faſt verzweiflungsvoll zu Muth geweſen,

aber getröſtet hatte er ſich doch, wie bald! Denn er war jung und das Leben rauſchte noch mit all' ſeinen ſchäumenden Cascaden des Genuſſes um ſeine Bruſt, welche in üppigen Wogen Vergeſſenheit ſuchte.

Jetzt aber ſchien Alles für ihn verändert. In Vollkraft noch, aber mit ruhigem, ſtetem Gange, wie ein Schiff auf der Höhe des Meeres, ſtrich ſein Leben dahin, er hatte es eben nicht würdiger geſtaltet, doch war er, bei all' ſeinem egoiſtiſchen Treiben, wenigſtens zu einem Bewußtſein gekommen. Und grade zu einer Zeit, wo er wieder an Adelheid erinnert worden war, wo er ſich ſagte, daß er vielleicht mit ihr verbunden, ſtatt mit ſeiner Gattin, die er nie geliebt, ſein Leben ganz anders geſtaltet haben würde, grade jetzt erſchien ihm Adelheid wieder. ‚So friſch und ſchöner zu vollendet plaſtiſcher Anmuth entwickelt, als ſei der Lauf der Jahre machtlos über ſie dahingerauſcht — auch geiſtig veredelt! Welche Hoheit in ihrem Blick, welcher Adel in ihren Worten! Mußte er ſie denn wiederfinden, um zu erkennen, wie unausſprechlich glücklich er mit ihr geworden wäre, wenn er ſie kennen gelernt hätte, ehe er in das Joch mit dieſer alten ſentimentalen Närrin geſpannt geweſen? Sie aber war nun frei, das bekundete ihr Hierſein, das Eheband, in welches ſie ſich, um mit Allem ein Ende zu machen, geſtürzt hatte, war entweder durch den Tod oder das Geſetz gelöſt — wäre er jetzt auch frei geweſen! — — Und bei dieſem wilden Spiel verirrter Gedanken traf ihn keine Mahnung an ſeine gelobte Pflicht und Treue, keine Erinnerung an die Heiligkeit des väterlichen Verhältniſſes zu ſeinen Kindern! Was hätte ihn mahnen, welche Stimme ihn warnen ſollen? In ſeiner Bruſt war Alles längſt öde und ſtumm,

und von Außen oder von Oben hatte er keine Warnung zu erwarten, die Welt bringt keine, und an den Himmel glaubte er nicht.

Endlich schrieb er an Adelheid einen Brief, den er bei kalter Ueberlegung wahnsinnig genannt haben würde, er hatte sich aber, täglich mit ihrem Bilde verkehrend, das vor seiner Phantasie immer reizvoller aufblühte, dermaßen exaltirt, daß er die Vergangenheit, sein früheres Unrecht, sein Alter, Alles vergaß. Drei Tage harrte er auf Antwort. Am vierten zauderte er nicht länger, sich selbst die Gewißheit zu holen, daß sie seinen Brief wenigstens erhalten habe. Ihre Wohnung hatte er in Erfahrung gebracht — dafür ist in großen Städten gesorgt, man darf nur nachschlagen! — er fuhr hinaus vor das Thor, ließ dort halten und legte die letzte Strecke mit Absicht zu Fuß zurück.

Bange, wie ein schüchterner Bettler, stieg er die Treppe des bezeichneten Hauses hinauf — er klingelte mit großer Heftigkeit — ein unwilliges Frauengesicht erschien an der halb sich öffnenden Thüre.

„Gnädige Frau zu Hause?" fragte er hastig.

„Herr von Arnefeld —?" entgegnete sie mit Betroffenheit. Es war Frau von Mörner, sie hätte er nicht wieder erkannt, so bedeutend hatte sie sich verändert, auch fragte er nach ihrer Tochter, nicht nach ihr. Adelheid war nicht zu Hause, doch die Höflichkeit, diese Fälscherin aller Naturwahrheit in der Gesellschaft, forderte, daß er nicht an der Thüre abgewiesen wurde, so schweren Vorwurf ihm die alte Dame auch zu machen hatte, denn welch ein glänzendes Loos hatte er ihrer Tochter vernichtet!

Er trat ein, zerſtreut war er ſehr, das Geſpräch drehte ſich wie ein ringelnder Wurm um eine ſchmerzende Stelle, aber Beide vermieden es, ſie zu berühren, Frau von Mörner wußte nichts von der Begegnung ihrer Tochter mit Arnefeld — ſchon ein ſeltſames Zeichen! — und Arnefeld widerſtrebte es, dieſe Alte zur Vermittlerin zwiſchen ſich und Adelheid zu wählen. Er blieb nicht lange, ſeinen Beſuch erklärte er mit dem Wunſche, ſich perſönlich nach ſo langer Zeit von ihrem Befinden zu überzeugen, ſie hatte es ſchon gegen ihre Tochter geäußert, wie ſie über ein Zuſammentreffen mit ihm dachte, und fand es ganz natürlich, daß er ſich Adelheid harmlos empfehlen ließ, im beſten Converſationsſtyl.

Als er nach Hauſe kam, fand er ein Billet auf ſeinem Tiſche, ein Blick auf die Handſchrift: es war von ihr! Während ſeiner Abweſenheit durch die Stadtpoſt gekommen — er hätte ſich den Gang ſparen können; die Farbe wechſelnd las er den Brief und biß ſich in die Lippe. Ohne ſich zu beſinnen, ſetzte er ſich an den Schreibtiſch zu einer Antwort für ſie. Es war ihr Ernſt mit der Zurückweiſung, die ſie dem Papier anvertraut hatte, aber nicht wirkſamer hätte ſie mit dieſem Charakter verfahren können, wenn es von Anfang an in ihrem Plane gelegen hätte, ihn unauflöslich zu feſſeln.

Seine Anweſenheit in der Reſidenz verlängerte ſich über alle Erwartung. Er hatte geglaubt, die Erbſchaftsſache ſchnell erledigt zu ſehen, der gerichtliche Gang hielt aber ſeine Zeit und Formen. Das meldete ſchon ſein letzter Brief nach Reſſen. Es war eine Freude, ſeine Briefe zu leſen: nie äußerte er ſich zärtlicher gegen ſeine Gattin, als ſchriftlich, die Ausdrücke, welche er dann gegen ſie brauchte, waren wirklich rührend —

es giebt ſolche Ehemänner, meine Leſerinnen, die nur in der Entfernung einige Anfälle von Zärtlichkeit haben, zu Haus aber ihre Frauen mit.empörender Vernachläſſigung und Kälte behandeln. Frau von Arnefeld pflegte die Briefe ihres Gemahls gern andern Damen vorzuleſen, Schade, daß ſie in hieſiger Gegend noch immer keine rechte Gelegenheit dazu hatte! Leo Rheinberg hatte ihr dann nur einen Gruß von ihm gebracht, als er in dem bewußten Handel um Sielitz hier geweſen, nun aber war eine lange Pauſe gefolgt, viel länger als gewöhnlich, und die gute Frau, welche ſich ſchon ängſtigte, hatte als junges Mädchen bei paſſendem Anlaß kein ſolches Entzücken gefühlt, als da ihr endlich wieder ein Brief mit Arnefeld's ſchlechten Schriftzügen zuging.

Sie ſchloß ſich ein, um ihn ganz ungeſtört zu leſen — und ihre Kammerjungfer erſchrak, als ſie, nach Verlauf mehrerer Stunden durch die Klingel zu ihr beſchieden, ihr ganz verſtörtes, von unläugbaren Thränenſpuren entſtelltes Ausſehen erblickte: die Augen erloſchen, die Züge tief eingefallen, die Schminke halb verlaufen, grauenhaft! „Ein Unglück?“ ſchrie das Mädchen.

„Nein. — Beſtelle einen Boten nach Sielitz —“

„Soll ich nicht das gnädige Fräulein rufen?“

„Was ſoll die mir! — Schaffe einen Boten nach Sielitz, aber gleich.“

Die Zofe gehorchte, konnte es aber doch, diesmal aus wirklicher Beſorgniß, nicht über ihr Herz bringen, das Fräulein über den Zuſtand ihrer Mutter in Unkenntniß zu laſſen. Laura eilte zu ihr.

Schon hatte die Mutter ſich mehr gefaßt und die äußern

Spuren ihres Schreckens und Grames mit Hülfe der Kunſt, ſo viel es ſich thun ließ, vertilgt. Bei Laura's Eintritt ſtürzten aber die Thränen wieder in unaufhaltſamen Strömen hervor, ſie fiel ihrer Tochter um den Hals. „Mein armes Kind! Wir ſind ſehr unglücklich!"

Laura bat ſie, heftig erſchrocken, um Aufſchluß.

„Der Vater will ſich — von uns — trennen!" ſchluchzte die Mutter.

„Trennen?" rief Laura. „Wie verſtehe ich das?" Ihre ganze Geſtalt zitterte, gleichwohl beſaß ſie Kraft genug, die Mutter zum Sopha zu führen und ſich Hand in Hand mit ihr zu ſetzen.

„Verſtehe ich es ſelbſt?" erwiederte die Mutter. „Ein furchtbares Mißverſtändniß muß hier zwiſchen uns getreten ſein — o ich begreife nicht, wie eine ſolche Verkennung des edelſten Gefühls —" hier brach ihr die Stimme.

„Wo iſt der Brief? Laß mich ſelbſt leſen —"

Aber die Mutter hatte den Brief ſchnell ergriffen und in ihren Buſen geſteckt. „Nein —" ſagte ſie aufgeregt, mit einer ſeltſamen Befangenheit. „Deine junge Seele darf nicht in dieſe Zeilen blicken — Du würdeſt Deinen Vater — Du würdeſt — vielleicht auch mich verkennen, beſonders da in der letzten Zeit ſich Dein Gemüth von mir zurückgezogen hat. — Laura!" rief ſie plötzlich, als werde ſie von einem überraſchenden Gedanken befallen, und ſah ihr mit einem prüfenden ſcharfen Blick in die Augen. „Sollteſt Du —? Nein, nein!" fuhr ſie ſanfter und weinend fort. „Du konnteſt das an mir nicht thun. Du hätteſt an mir zweifeln können, aber Du

wäreſt zu mir gekommen — — O ich glaube Dein Weſen in der letzten Zeit zu verſtehen — das Gefühl, das ſich ſchamhaft birgt in des Herzens heiligem Kelche —"

„Darin irrſt Du Dich, Mama!" ſagte Laura kalt und ſtolz.

Und wie lange ſie auch noch zuſammen ſaßen, es kam zu keinem vollen Vertrauen zwiſchen ihnen. Der Bote nach Sielitz wurde gemeldet — „Ich muß ein Paar Zeilen ſchreiben, mein Kind," ſagte die Mutter, und Laura entfernte ſich, um in ihrer Einſamkeit über das Wenige nachzudenken, was ſie erfahren hatte und was ihr Herz mit der heftigſten Aufregung füllte. Ihr Vater hatte die Idee einer Trennung von ihrer Mutter ausgeſprochen! Sie war zwar längſt enttäuſcht, das unglückliche Mädchen, über das, was ſonſt einem Kinde ehrwürdig und beſeligend iſt, ſie wußte auch das Mißverhältniß zwiſchen ihren Eltern zu verſtehen, aber welchen Grund konnte der Vater, nachdem er eine ſo lange Ehe geführt, jetzt auf einmal haben, dieſe zu löſen? Sollte denn Alles in ihrer Familie aus einander fallen?

Die Mutter ſaß, mit demſelben Kummer und faſt mit denſelben Zweifeln ringend, auch für ſich allein. Ihre einzige Hoffnung war auf den Freund geſetzt, den ſie durch einen Eilboten zu ſich beſchieden hatte. Er ließ nicht lange auf ſich warten. Wie wohlthuend war gleich ſeine bloße Erſcheinung! Auf einen ſo dringenden und plötzlichen Ruf hätte er wohl unruhig, beſorgt vor ſie treten müſſen und er kam ſo klar und mild, der Friede wehte von ſeinem Antlitze! Ihr Herz wallte ihm entgegen.

Er hörte ſtill vor ſich niederblickend an, was ſie ihm in ge-

flügelten Worten der Klage mittheilte — Alles, was der Brief ihres Mannes enthielt, war es doch nicht: wie hätte sie ihm sagen können, was ihn selbst betraf, unbegreiflich, wie es ihr war? Arnefeld hatte sich wohl in Vortheil zu setzen verstanden, und die seltsame Insinuation über die häufigen Besuche des jungen Geistlichen, wie über die schwärmerische Begeisterung seiner Gattin für diesen, eine Insinuation, welche er dem Kammermädchen verdankte, zu einer großmüthigen Wendung in seinem Briefe benutzt.

Als sie geschlossen hatte, hob Schrader sein leuchtendes Auge zu ihr empor, breitete seine Arme gen Himmel aus und sprach: „Danken Sie dem Schicksal, preisen Sie Ihre Sterne, meine Freundin! Was Sie mir sagen, ist kein Anlaß zu Thränen, sondern zur Freude! Sie waren in Banden und werden nun frei, Ihr hoher Geist wird nun unabhängig von allen hemmenden Einflüssen seinem großen Berufe nachgehen können. Ich fürchte nicht, daß eine kleinliche Rücksicht Sie zurückhalten wird, die gebotene Trennung anzunehmen!“

„Aber sie ist so verletzend für mein Gefühl! Nach zwanzigjähriger Ehe! Und die Kinder! Die Welt!“

„Ich gebe Ihnen Recht, daß Sie das Alles bedenken. Nie soll sich der Geist blindlings in eine Bahn stürzen, ehe er die Verhältnisse vollkommen bezwungen hat. Ihr Gefühl aber, theure Freundin, hat ein zu schönes Ziel vor sich, als daß es nicht in seinem eignen Reichthum Befriedigung fände, ohne sich von der Welt beirren zu lassen. Die Kinder! O es ist süß, dies Paradies der Kinderliebe — aber wir haben es verloren! Täuschen wir uns darüber nicht: es ist eine liebliche

Blüthe, welche doch endlich der Frucht weichen muß. Blicken Sie in die Natur! Wie zärtlich, wie aufopfernd ſorgt jedes lebendige Weſen der Thierwelt für ſeine Kleinen, ſo lange ſie deſſen bedürfen — und die Jungen, wie ängſtlich hängen ſie an der Mutter, jedes nach dem organiſchen Bewußtſein ſeiner Thierſtufe! Wenn aber die Kleinen vollkommen entwickelt ſind, dann hört dieſe Neigung und jene Liebe auf, und ſie gehen ihren eignen Weg und kennen ihre Eltern nicht mehr! Das iſt das Geſetz der Natur, das höchſte auch für uns! Eingelebte Zuſtände beweiſen dawider nichts. Schon kämpfen edle Geiſter, auch für die Menſchheit die reine Natur mit ihrem volle Glücke herzuſtellen: und es iſt bedeutungsvoll, daß hier geiſtreiche, begabte Frauen die Vorkämpferinnen gegen die Unnatur und die Lüge der geſellſchaftlichen Feſſeln ſind. Dieſe patriarchaliſche Form des Hausweſens, die ſclaviſche Abgötterei der Kinder gegen die Eltern, die Blindheit, in welcher ſie künſtlich erhalten werden, was ſind ſie mehr, als Feſſeln, mag man ſie auch mit ſüßduftenden Gefühlsblumen bekleiden oder mit dem Weihrauch der Heiligkeit umnebeln! Auch dieſe müſſen fallen, wenn das Glück in die Welt kommen ſoll. Ihr Gefühl, meine Freundin, wird einen Moment zucken, um dafür Aeonen lang in reiner Wonne zu ſchwimmen!“

Wie lauſchte die ſchwache, in ſich unklare Frau auf den Strom ſeiner Rede! Sie fühlte es nicht, was er damit ausſprach, welche Folgen es haben mußte, wenn ſolche Lehre auch nur in wenigen dunkeln Gemüthern Platz griff! Wie leichten Wurfes ſchwang er dann die Brücke vom Idealen zur Wirklichkeit und bewies ihr, daß ein inniges Familienverhältniß ſchon längſt nicht mehr für ſie beſtehe, daß die Tochter ihr fremd gewor-

den ſei und der Sohn, wenn er wirklich mit einer freien Liebe an ihr hänge, nicht für ſie verloren werde, wenn ſie dem Wunſche des Mannes, der ihr nichts mehr ſei, entgegenkomme. Wahrhaft getröſtet und allem Anſchein nach zu einem Entſchluſſe gekommen verließ er ſie, diesmal in ihrer Equipage, welche er annahm.

In Sielitz einfahrend, begegnete er dem Neffen des Gutsherrn, welcher in dem kleinen Wägelchen deſſelben wieder zur nächſten Eiſenbahnſtation abreiſte. Leo Rheinberg ſah befremdet auf, als er den Adjunct erkannte, dann verſank er wieder in ſeine unerfreulichen Gedanken. Er hatte nun eine Einſicht in die Verhältniſſe ſeines Oheims gewonnen und war ſehr traurig — in den letzten Stunden vor ſeiner Abreiſe hatte endlich die längſtgefürchtete Scene Statt gefunden, in welcher die armen, ſorgloſen Mädchen erfuhren, daß ſie aus ihrer lieben Heimath, an welcher ſie hingen, wie zarte Blumen, mit allen Wurzelfaſern des Herzens, losgeriſſen einem Leben voll herber Entbehrungen entgegenſahen. Wunderbar ſtark hatte ſich dabei die Jüngſte gezeigt — während ihre Schweſter in hoffnungsloſem Leide ſaß und des Vaters Herz keinen Troſt ſpenden konnte, weil es deſſen ſelbſt am bedürftigſten war, hatte Fanny ihren Muth nach dem erſten tödtlichen Schreck ſchnell genug wieder gefunden. Das machte freilich: ſie kannte die Wirklichkeit und ihre Forderungen nicht, ihr romantiſcher Geiſt glaubte ſie zu beſiegen oder hoffte noch auf einen Umſchwung, der es nicht zu dem Aeußerſten kommen laſſen werde, es war nicht das wahre gläubige Vertrauen, das ſich in eine höhere Führung ergiebt, ſondern die kecke Lebensfriſche eines unerfahrenen Kindes, das ſich auf gut Glück und ſeine eigene

Kraft verläßt. Armes Kind! Hier haſt Du mit Deiner Schweſter ohne viel andre Sorgen, als die kleinen der Hauswirthſchaft und um Deine Blumen gelebt, Du warſt lieb und angeſehen, wo Du erſchienſt, die Leute auf dem Hofe, die Einwohner des Dorfes, Deine Bekannten in der Nachbarſchaft trugen Euch auf Händen, weil Ihr gegen alle Welt ſo freundlich und anſpruchslos waret — nun tritt nur hinaus in die kalte, fremde Welt, in das ſelbſtſüchtige oder gehäſſige Treiben der Städte, wo Dir Niemand einen Blick ſchenkt, kein Menſch ſich um Dein Daſein kümmert, und wenn Du in Deinem argloſen Sinne Dich anſchließen willſt, findeſt Du vielleicht Verſpottung, Dein natürliches Benehmen wird als bäuriſch verlacht, Deine Offenheit beluſtigt ſie oder zieht freche Menſchen an, und nun laß erſt die Sorge um das tägliche Brod — das in Deiner Heimath Dir Garten und Feld und die eigne Wirthſchaft brachte — laß erſt dieſe bitterſte aller Aengſte kommen! Behältſt Du dann friſchen Muth und Vertrauen auf eigene Kraft, ſo danke es Gott und gieb Ihm die Ehre, denn ohne Ihn wird es unmöglich ſein.

Der Adjunct hatte an dieſem Tage noch ſehr viel zu thun. Er hatte Frau von Arneſeld verſprochen, nach Berlin zu reiſen, oder vielmehr ſich erboten, dort für ſie zu wirken, denn die Reiſe war aus einem für ihn viel näher liegenden Grunde bereits beſchloſſen, nur ſagte er ihr das nicht. Ehe er abreiſte, hatte er noch Mancherlei zu ordnen. Der Urlaub vom Pfarrer war ihm ſchon geſtern ertheilt, nachdem für eine paſſende Stellvertretung geſorgt war: einen Moment hatte ſich in dem alten Herrn die Luſt geregt, einmal ſelbſt wieder die Kanzel zu betreten, aber ſeine Körperſchwäche, auch ganz abgeſehen von ſei-

ner Taubheit, hätte es nimmer zugelaſſen. Mit dem Urlaub und der Stellvertretung war nun dem Amte ein Genüge geſchehen — ſo konnten die übrigen Intereſſen verfolgt werden. Dem Schullehrer zuerſt gab er noch einige Anleitungen, wie er ſich die Seelen der Jugend gewinnen und auf ſie einwirken könne: Lympius war ein brauchbares Werkzeug in ſeiner Hand, er nahm beſcheiden auf, was ihm Schrader ſagte, und äußerte niemals einen Widerſpruch. Ein wahres Glück, daß ein ſo ſtiller, fügſamer Menſch hieher gekommen war und nicht einer von den ungeſchickten Eiferern — die ſchon ſo viel verdorben hatten durch ihr taktloſes voreiliges Hervortreten im vergangenen Jahre. Das Wirken der Schule kann Niemand contr oliren — denn die Angebereien der Schüler werden nur in ſeltenen Fällen beachtet — ſo war es nach Schrader's Meinung nur die einzige Schuld der Lehrer, daß ſie in Mißkredit gekommen; mit einiger Vorſicht hätten ſie dem Anſtoß, den ſie gegeben, vermeiden können. Ein ſolcher durfte auch nie mehr gegeben werden.

„Kirche und Schule, mein guter Lympius, werden hier ein leuchtendes Vorbild aufſtellen," ſagte er zu dem Schulmeiſter, als er ſich nach der Beſprechung von ihm trennte. Lympius hatte ſeine Lehren, die er ſehr vorſichtig gab, mit ſchweigender Achtung aufgenommen, und Schrader war mit ihm zufrieden. „Es iſt eine innere Miſſion, für welche wir arbeiten."

„Die innere Miſſion — Sie ſollen Recht haben," erwiederte Lympius.

Dann ging der Adjunct nach der Hütte am See, wo das Ufer ſchon ein rauhes, winterliches Ausſehen hatte und eine ſcharfe Luft wehte, vor welcher ihn fröſtelte. Die Wittwe Ro-

land hing einige Stücke ihrer armſeligen Wäſche auf; als ſie den Adjunct kommen ſah, ging ſie ihm entgegen und grüßte ihn.

„Sind Sie allein?“ fragte Schrader. „Wo iſt Karl?“

„Der iſt ſchon wieder auf dem Waſſer —“ klagte ſie. „Es war heut, als zög's ihn mit Haaren dazu. Seit dem Unglück iſt er in keinem Kahn mehr geweſen.“

„Schade, ich wollte ihn gern ſprechen. — Wenn ich nicht oft hier geweſen bin während ſeiner Krankheit, halten Sie es nicht für Liebloſigkeit — aber ich bin nicht von denen, welche ihren Antheil mit Geſchrei, das läſtig wird, ankündigen.“

„Ich glaub's. Uns geht es ſchlecht, Herr Magiſter.“

„Ueber ein Kleines wird Alles gut ſein — ich verkündge Ihnen das!“

Ungläubig ſchüttelte die Wittwe den Kopf. „Uns kann Niemand wieder zu Ehren helfen,“ ſagte ſie. „Und auch ſo haben wir kaum das liebe Leben. Wenn Sie nicht wären —“

„Ich? Wie ſo?“ rief er.

„Wenn Sie nicht wären und mir alle Sonntage in der Kirche das Herze leicht machten, wär's ſchon aus mit mir.“

„Sein ſie nur ſtill und geduldig,“ ſagte er. „Alles Ding will ſeine Zeit haben. Ich ſage Ihnen, die Freude wird größer ſein, als das Leid. — Ihren Sohn aber hätte ich gern geſprochen — wo mag er hingefahren ſein?“

„Ich weiß es nicht,“ ſagte die Wittwe.

„Sie wiſſen es, Frau,“ verſetzte er mild. „Es iſt Unrecht, daß Sie mich täuſchen wollen!“

„Nun ja — ich ſollte es Niemand ſagen. Er iſt hinüber und will ſich bedanken für die Güte während ſeiner Krankheit.“

„Ich dachte es mir," erwiederte Schrader. — „Und warum will er das verbergen?"

„Ach, Sie hätten nur hören ſollen, was er in ſeiner Hitze Alles gered't hat!" ſagte die Wittwe.

„Es iſt ein Gefühl, deſſen er ſich nicht zu ſchämen hat. Wer weiß, wie bald ſich ein Umſchwung der Dinge findet, in welchem die Unnatur, welche Menſchen von einander ſcheidet, als wären ſie verſchiedener geartet als Fiſch und Reh, keinen Platz mehr findet. Doch ich rede Ihnen unverſtändlich, gute Frau. So viel aber kann ich Ihnen ſagen, daß es mit aller Noth und mit allem Elende bald ein Ende haben wird!"

„Bei uns?" fragte ſie zweifelhaft.

„Zunächſt hier!" erwiederte er. „Das Heil kommt von kleinem Anfang aus in die Welt. Auch die Sonne, wenn ſie aufgeht, erfüllt nicht mit einem Male die ganze Flur mit Licht, ſondern erſt vergoldet ſie die Wipfel der Bäume und dann ſteigt ihr Schein allmälig hernieder. Umgekehrt wird es ſein, wenn die Rettung vom Uebel kommt. Sie wird zuerſt in die dunkeln Thäler ſcheinen und dann hinaufſteigen zu den Höhen, dort oben wird ihre Flamme ſein, wie das verzehrende Feuer des Gerichts."

Mit Andacht, in welche ſich eine unbeſtimmte Furcht miſchte, vernahm die Wittwe ſeine Ausſprüche, welche ihr klangen, wie die Worte eines mächtigen Propheten. — „Sein Sie darum wohlgemuth!" fuhr er fort. „Der goldne Schein ſoll zuerſt in Ihre Hütte dringen. Wiedergeſchenkt ſoll Ihnen werden das Glück, das Sie verloren wähnen: die Tochter, um welche Sie trauern, ſoll wiederkehren, und die es gewagt, ihren Na-

men zu läſtern, werden ſich vor ihr demüthigen. Bauen Sie feſt darauf!“

Sie rief den Namen ihrer Tochter aus, ſie fragte ihn ängſtlich, ob er etwas von ihrem Aufenthalte wiſſe, und wer der Mann ſei, welcher ſie unglücklich gemacht habe.

„In Geduld und Demuth erwarten Sie die Löſung. Ich habe es Ihnen zum Troſte geſagt, da ich weiß, wie Sie ſich um Ihr Kind ängſtigen. Aber Eins lege ich Ihnen auf. Wie Sie mir verſchweigen wollten, daß Ihr Sohn dem Zuge ſeines Herzens gefolgt iſt, der ihn zu einer Hochgebornen führt — ſo ſollen Sie ihm nun wirklich verſchweigen, was ich Ihnen über Anne's mögliche Heimkehr geſagt habe. Ich lege es Ihnen ausdrücklich auf, denken Sie daran, daß ein Schatz, den man heben will, verſchwindet, ſobald dabei geplaudert wird.“ Er ließ ſich von ihrer Frage, ob er nicht etwas hereintreten wolle, nicht länger aufhalten, ſondern begab ſich nach ſeiner Wohnung, wo er bis ſpät Abends in ſeinen Papieren kramte. Das war ſein Hauptgeſchäft. Eine neue Wendung konnte ſein Schickſal nehmen, das wußte er. Gefaßt war er auf eine Gunſt deſſelben, aber auch eine Widerwärtigkeit ſollte ihn nicht unvorbereitet treffen. Der Gedanke, daß fremde Augen in ſeinen Papieren ſpähen könnten, war ihm ein unerträglicher, und wie leicht konnte irgend ein Anlaß, und wär's die Liederlichkeit in ſeines Bruders Wirthſchaft, dahin führen? Grade jetzt hätte es ſogar ſeine Gefahren für ihn gehabt. Künftig allerdings konnte er ihrer ſpotten. Wenn er erſt im Pfarrhauſe wie in einer unangreifbaren Citadelle ſaß, geſchützt von Oben durch den Rationalismus aufgeklärter Conſiſtorialräthe, welche der freien Predigt, auch wenn ſie heidniſch war, nicht wehrten, viele Tauſende

freier Menſchen hinter ſich — denn er gedachte das Glück nicht auf ſeine Gemeinde zu beſchränken, wenn er auch klug und ſchonend die Rechte ſeiner Amtsbrüder ehren mußte — o dann durfte er immerhin ſein genialſtes Werk: Salvator genannt, auf welches er einen Cyclus von Reden zu bauen gedachte, in offenen Conceptblättern liegen laſſen! Hätte er es jetzt gethan, er wäre vielleicht noch dicht am Hafen geſcheitert — denn einen Feind hatte er, deſſen war er gewiß, einen Feind, nicht ſeiner Perſon, wohl aber ſeines Wirkens, wie weltklug er es auch anzuſtellen wußte, daß er für einen echtchriſtlichen Verkündiger des göttlichen Wortes gehalten wurde. Und wenn dieſer Feind durch irgend einen Zufall Waffen gegen ihn in die Hand bekam, ſo durfte er darauf rechnen, daß er ſie gebrauchen würde, da er ſchon verſucht, den alten Pfarrer, wiewohl vergebens, an der Rechtgläubigkeit ſeines Nachfolgers irre zu machen. Es war der Oberſt von Haug.

Seit lange hatte er übrigens in der Gegend nichts von ſich hören laſſen. Da er nicht in die Kirche kam, keinen geſelligen Umgang pflegte und nicht einmal wieder bei Rheinbergs geweſen war, ſo wußte Niemand, ob er in Rackwitz anweſend, vielleicht krank ſei, weil man ſo gar nichts von ihm vernahm, oder ob er vielleicht eine Reiſe unternommen habe. Erſt Leo Rheinberg, welcher ſich bei ſeiner kurzen Anweſenheit nach ihm erkundigte, war bei ihm geweſen und hatte ihn abgeſchloſſen von aller Welt, aber ganz rüſtig gefunden — davon wußte der Adjunct Schrader jedoch nichts. Ihm würde ganz eigen zu Muth geworden ſein, wenn er die Ausdrücke gehört hätte, in welchen der Oberſt zu dem jungen Rheinberg über ihn geſprochen.

„Ich bin kein Schriftgelehrter, aber ſo viel habe ich aus zwei Reden, denen ich von ihm beiwohnte, herausgehört, und was mir Leute hier aus dem Dorfe erzählen, die ihn eifrig alle Sonntage beſuchen, daß er Einer von denen iſt, über welche die Apoſtel ſchon geſprochen: Durch ſüße Worte und prächtige Reden verführen ſie die unſchuldigen Herzen — und: Die da haben den Schein eines gottſeligen Weſens, aber ſeine Kraft verläugnen ſie. — Wo mir Einer drum herum geht, von ſeinem Herrn und Erlöſer zu reden, und nur allerhand ſchöne Redensarten über unſer alltägliches Leben und die Natur macht, da weiß ich ſchon, daß im Nußkern die Made ſitzt, verzeihen Sie mir den Ausdruck. Nun braucht nur noch zu dem Herrn Prediger, der nichts von Chriſtus weiß, ein Herr Schulmeiſter zu kommen, der den Kindern auch nichts von ihm ſagt, als daß er ein göttlicher Weiſer geweſen — ſo heißt ja wohl der moderne Titel, der ihn mit Heiden und Türken in einen Sack wirft? Gott verzeih' mir die Sünde! — und zu Hauſe gottloſe Eltern, dann ſind wir fertig! Einen ſolchen Schulmeiſter zum Adjutanten ſoll ſich der künftige Herr Pfarrer ſchon zugelegt haben."

Leo hatte ſich nicht lange in Rackwitz aufhalten können und nahm ſchon Abſchied, als der Oberſt ihm noch viel von ſeinen weitern Verſuchen erzählte, auch materielle Hülfe für die nothleidenden Klaſſen zu ſchaffen, denen er nun einmal ſein einſames Leben geweiht hatte. „Es heißt mein Spruch zwar: Bete und arbeite! aber wo es ſo zum Verhungern und Verzweifeln geht, wie ich's neulich erſt wieder in einem Winkel geſehen habe, da muß man erſt einen Biſſen Brod ſchaffen, daß ihnen der Krampf ſich löſet, vor dem ſie nicht zum Beten kommen kön-

nen. Die rechtſchaffenen Leute, die ſich zuſammengethan haben, um auf dem einzigen Wege, wo noch eine Rettung möglich iſt, vorzuſchreiten, fangen es auch beim richtigen Ende an, daß ſie Barmherzigkeit für das leibliche Elend vorausgehen laſſen, um das geiſtige Elend deſto ſicherer zu heilen."

„Sie ſprechen von der innern Miſſion?" fragte Leo.

„Ja wohl. Ich ſitze hier nur ſo auf einem verlornen Poſten, und da ich einmal nicht in die feine Welt paſſe, ſo kann ich beim beſten Willen nicht in dem zweiten und faſt noch wichtigern Theile ihrer Aufgabe mithelfen, der eben auf die höhern Stände gerichtet iſt. Da fehlt nun das leibliche Elend, und wo es dem Menſchen wohl geht, vergißt er, wem er das zu danken hat — es iſt aber vom allergrößten Einfluß, was die Hochſtehenden, zu denen die Kleinen hinaufſchauen, für ein Beiſpiel geben, und wenn die ſich der Religion ſchämen und ſagen: Das gemeine Volk muß ſie haben, wir aber brauchen ſie nicht! ſo iſt keine Möglichkeit, das rollende Rad des allgemeinen Verderbens aufzuhalten. Schwer iſt es freilich, den höhern Ständen ihr Elend begreiflich zu machen — [illegible] die Einzelnen, die es hier einmal packt" — er zeigte auf die Bruſt — „ſich mit ihrer Zerknirſchung, wie die geſellſchaftliche Einrichtung iſt, nicht zeigen dürfen, ſondern, um das glatte Leben nicht zu ſtören, gleich beſeitigt werden. Darüber könnte man auch Bücher ſchreiben, mein junger Freund, aber die offene Wahrheit leſen ſie nicht, und die candirte ſchlägt nicht durch."

„Ich glaube, daß es darin auch ſchon beſſer wird," verſetzte Leo. „Grade die Kirchen der ſtrenggläubigen Prediger ſind von den höhern Ständen ſehr viel beſucht."

„Davon habe ich gehört. Aber unterſuchen wollen wir nicht,

ob das probehaltig ist. Wenn in einem andern Lande, wo vielleicht das königliche Wort: Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen! nicht gilt, wo der einfache — wir wollen ihn nicht streng nennen — fromme Glaube in den höhern Regionen belächelt wird, wenn dort die vornehmen Stände die Kirchen suchen, wo das Wort des Herrn und nicht das Wort der gebrechlichen Vernunft gepredigt wird, so will ich das loben. Aber dies Beispiel fehlt noch. Heut zu Tage hat sich überdem noch die Politik in den Kirchenbesuch gemischt. Bei Predigern, welche an der heiligen Schrift festhalten, ist auch das Wort der festen Treue, oder — wie's die Andern nennen — der Reaction zu hören, das hat auch die vornehmen Stände zu ihnen gezogen. Denn bei den andern, den politischen Predigern, wo es viel Fahnenschwenken in den beiden Jahren gegeben hat, wurden ihnen je zuweilen, wenn grade ein Querwind wehte, von dem man noch nicht recht wußte, wie er umspringen würde, verdrießliche Dinge gesagt. Doch Sie stehen auf dem Sprunge und ich plaudere noch: mir altem Kerl geht's immer so, wenn ich einmal einen Menschen finde, mit dem ich mich aussprechen kann. Glauben Sie nicht, daß ich mein Lebelang ein so einsamer Uhu gewesen bin!"

„Sie sollten sich auch jetzt nicht ganz abschließen, zuweilen eine Reise machen. Besuchen Sie mich einmal in Berlin. Ich lebe auch sehr für mich allein — über Tisch und im Dienst, sonst habe ich nur mit wenigen Kameraden Umgang, und nur in einer einzigen Familie Zutritt —"

„Und wo ist das?" fragte der Oberst lächelnd. „Ich sehe, was Sie dorthin zieht, schon an Ihrem Gesichte."

„Mörner heißt die Familie."

Der Oberſt zog die Augenbrauen zuſammen. „Mörner?“ wiederholte er. „Können Sie mir etwas Näheres über dieſe Familie ſagen?“

„Eine Wittwe mit ihrer Tochter — dieſe nicht mehr in der erſten Blüthe, aber ein anziehendes Mädchen von großer Bildung des Geiſtes und, wie ich wohl glauben kann, auch des Herzens. Ich läugne gar nicht, daß ſie mich intereſſirt.“

Der Oberſt beſann ſich eine Weile. „Sie wiſſen wohl nicht, was der Mann der Wittwe geweſen iſt?“

„Landrath, glaube ich. Sie haben früher in Berlin, wie ich aus mancher Aeußerung der Mutter, die freilich eine Weltdame im vollen Sinne iſt, entnommen habe, eine glänzende Rolle geſpielt, ſind aber dann längere Zeit auf dem Lande geweſen und in beſchränkte Umſtände gerathen.“

„Wie heißt die Tochter?“ rief der Oberſt.

„Adelheid,“ ſagte Leo verwundert. Der Oberſt blickte ihn ſtarr an.

„Groß, ſchlank, dunkles Haar, nicht hübſch, aber ſchöne Augen — die Mutter nennt ſie Lida?“ rief er.

„Alles wahr!“ ſagte Leo. „Sie kennen ſie? Aber wie deute ich mir Ihr Benehmen?“

„O das ſoll Ihnen gleich ganz klar werden. Die ſchöne Dame iſt verheirathet, das wiſſen Sie doch?“

„Nein!“ rief Leo. „Als Fräulein von Mörner kenne ich ſie nur. Adelheid Mörner hat ſie ſich mir ſelbſt — ich ſie nie anders als Fräulein genannt. Sie wohnt ganz bei der Mutter.“

Der Oberſt erſchrak. „Herr! Es iſt die Frau meines Sohnes! Was iſt geſchehen, daß ſie zurückgekommen iſt? Sie müſſen mir mehr erzählen — ich gebe Ihnen mein Wort, daß

dieſe Lida die Frau meines Sohnes iſt, und verläugnet ſie das, ſo geſchieht es in einer Abſicht, die ich enträthſeln werde — denn nun komme ich nach Berlin. Vielleicht bin ich ſchon früher dort als Sie! Setzen Sie ſich noch. Ich laſſe Sie nicht fort — wir müſſen uns beſprechen! Die Angſt eines Vaters begreifen Sie, der vielleicht von dem Tode ſeines einzigen Sohnes hören wird."

10.

Nach der Hauptſtadt alſo! Schrader war ſeit längerer Zeit nicht dort geweſen und wurde, je näher er kam, deſto ſtiller gegen ſeine Reiſegeſellſchaft, welche er im Anfange gut unterhalten hatte. Auf der Station, wo man die Ankunft eines Zuges von der ſich hier anſchließenden Eiſenbahn erwarten mußte, waren viel Reiſende hinzugekommen, und es ſchien faſt, als ob die Beredtſamkeit des Adjuncts ſeit jener Zeit verſtummt wäre. Bekannte hatte er nicht gefunden, aber eine Dame, welche ſich für den ſchönen, intereſſanten Mann beſonders eingenommen zeigte, wollte bemerkt haben, daß er auf den Anhaltepunkten immer mit ſeinen Blicken einen jungen Herrn verfolgte, der jedesmal ausſtieg und auf dem Perron längs der Wagenreihe ſpazierend eine genaue Damenſchau hielt, wenn er ſich aber dem großen Salon dritter Klaſſe nahte, in welchem der Gegenſtand ihres Intereſſes ſaß, kehrte dieſer gefliſſentlich ſein

Geſicht ab und blickte dem jungen Manne erſt, wenn er vorüber war, mit der ſchärfſten Aufmerkſamkeit nach. Die Dame beſchäftigte ſich viel damit, dies Benehmen zu durchſchauen.

Wie ſehr aber auch Schrader ſich gehütet hatte, ſein Antlitz dem ſchlanken Herrn im Attila zu zeigen, entgangen war es ihm doch nicht. In Berlin, wo man ſich mit gewohnter Haſt trennte, ſo eilfertig, wie nur ein geſtörtes Neſt junger Spinnen aus einander läuft, ſchlug der junge Officier, welcher durch des Königs Rock der Controle genügte, einem der aufgeſtellten Schutzmänner leicht auf die Schulter und ſagte: „Guter Freund, vigiliren Sie auf den Langhaarigen, der gleich kommen wird! Ich bin der Lieutenant von Arneſeld, Hotel des Princes.“

Die Anrede: „Guter Freund!“ ſchien den Schutzmann etwas zu verdrießen, doch legte er nur ſtumm die Hand an den Helm und ließ den Officier vorüber, um den Bezeichneten mit vorgefaßtem Verdachte anzuhalten. Er fand aber keinen Grund dazu, die Legitimation war ganz in der Ordnung.

Schrader wanderte zu Fuß in die Stadt hinein, es war Hochmittag. An einem Scheidepunkte zweier Straßen ſtand er einen Augenblick unſchlüſſig ſtill, dann aber ſchlug er ſchnell eine Richtung ein, welche ihn in einſamere Gegenden führte, und endlich in das freie Feld, das noch zum größten Theile unangebaut, wenn auch von abgeſteckten Straßen durchſchnitten, innerhalb der Ringmauern liegt. Raſch verfolgte er ſeinen Weg und ſchenkte nur einen halben Blick dem herrlichen Bau zu ſeiner Rechten, Bethanien genannt, eine Kranke ſuchte er wohl auf, aber dorthin hätte er ſie nimmer bringen dürfen. Endlich hatte er das niedrige Haus erreicht, und ſein blaſſes Antlitz

färbte ſich, als er am Fenſter die Geneſende erblickte. Sie hatte, planlos und traurig, wie ſie auf das öde, winterliche Feld ſchaute, den Kommenden nicht gleich bemerkt, als er aber dicht vor ihr draußen ſtand, hörte er ihren lauten Schrei durch die Scheiben. Nur kurze Zeit noch Geduld — dann kam er wieder, ſie aus der Stätte des Kummers in lichte Freude einzuführen! Mit dieſen Gedanken betrat er das Haus.

Gefolgt war ihm nun freilich ein Mann, welchen er, mit ſich ſelbſt beſchäftigt, nicht beachtet hatte. Dieſer ging, nachdem der Angekommene in das Haus getreten war, langſam an dem Hauſe vorüber, warf einen Blick durch das niedrige Fenſter, kehrte auf eine kleine Entfernung wieder um und ſetzte dieſen Spaziergang noch eine Weile auf und ab fort. Endlich ſchien ihn das Warten doch zu ermüden, denn er brach plötzlich auf und entfernte ſich mit raſchen Schritten.

Der Lieutenant von Arnefeld — wir haben es gehört — war auch nach Berlin gekommen; die Hülfsquellen, ſeit der Vater ſeine Hand von ihm abgezogen hatte, ſprangen zwar ſpärlich, denn die Mama hatte ſich, wie ſie nun bereute, längſt aller Dispoſition über größere Summen begeben, aber ſo viel blieb ihm, unterſtützt von wohlgeſinnten Wucherern, die nicht einmal ſein ſchriftliches Ehrenwort, ſondern nur vierzig Procent verlangten, immer noch, um in Berlin gelegentlich mit der Cultur fortzuſchreiten. Diesmal kam er, durch einen Brief ſeiner Schweſter veranlaßt. Laura hatte endlich doch das Bedürfniß gefühlt, den Gram, der ſich nun bis zum Unerträglichen geſteigert hatte, dem einzigen Herzen mitzutheilen, auf das ſie noch rechnen konnte — ſo ſtark ſich das ihrige bisher bewährt hatte, nun war die Kraft gebrochen, ſie fühlte ſich

ſo arm, ſo unglücklich! Grade die Stärke, auf welche ſie all' ihr Heil im Leben geſetzt hatte, der Verſtand, wurde in ſolcher Noth zur Waffe gegen ſie ſelbſt: denn er zeigte ihr mit unerbittlichen Conſequenzen die baare Lage der Verhältniſſe, da war keine täuſchende Nebelhülle möglich.

Der Bruder hatte den Anfang ihres Briefes lächelnd geleſen und das Mißverſtändniß, das ihn dazu führte, entſchuldigen gewiß die Leſer, welche vielleicht auch an eine bizarre, verborgene Liebe dieſes verſchloſſenen Herzens geglaubt. Bizarr wäre ſie allerdings geweſen, aber darum eben für Laura's Charakter unmöglich. Wir begreifen vollkommen, wie ein einfaches und reines Gemüth aus niederm Stande ſich in Liebe zu Höhergebildeten, Höhergeſtellten wenden kann, wie ein armer Geſell ſein Herz an eine vornehme Dame, eine niedere Magd ihr unbewachtes Gefühl an einen Hochgebornen ſchließen kann, es vereinigt ſich hier oft ſo viel, um Bewunderung, Neigung, Leidenſchaft zu wecken, und Abſtoßendes, auch wo es ſich fände, erkennen dieſe einfachen Naturen nicht: jedenfalls iſt ein Aufſtreben unbewußt immer erklärlich. Dann mag es ſich erklären laſſen, daß ſelbſt die Liebe eines Mannes aus den ſogenannten gebildeten Ständen ſich einer unverdorbenen Tochter aus niedern Schichten zuwendet, wiewohl in den meiſten Fällen dieſer Art die Ueberſättigung oder die Sinnlichkeit den erſten Anlaß dazu geben wird — es kann indeſſen ſein, daß ein Mann, welcher das Unglück gehabt, in ſeinem Range recht viel Frauen, denen es an den ſchönſten Frauentugenden trotz aller feinen Bildung fehlt, gefunden zu haben, daß ein ſolcher — wenn er einem unſchuldigen, frommen, in natürlicher Sitte aufgewachſenen Mädchen, ſelbſt des Bauernſtandes,

begegnet, das durch Lieblichkeit und Demuth ihn anſpricht, und wenn er ſtark genug iſt, der Meinung der Welt gegenüber, dies Kind der Niedrigkeit erwählt und ihr Herz und ihren Geiſt empor-zieht zu den Höhen der Bildung, auf denen er ſelbſt ſteht. Aber die Liebe eines Mädchens aus höherm Stande, eines Mädchens von feinem Gefühl und wahrer Bildung zu einem Burſchen aus niederer Klaſſe, mag er noch ſo ſchön und redlich ſein, aber ſonſt nach Sitte und Geiſt auf der Stufe all' ſeiner Genoſſen ſtehend: eine ſolche Liebe iſt unnatürlich und gehört in das Fabelgebiet ſocialiſtiſcher Träume. Die Rohheit, ſelbſt nur die äußere, *muß* abſtoßend auf ein feinfühlendes Herz wirken — und hinaufziehen zu ſich, wohl gar *erziehen* einen bäuriſchen Jüngling, veredeln ſeine Sitten und geiſtigen Anlagen, ſolche Aufgabe kann ſich doch wohl ein Mädchen nicht ſtellen! Sie lächeln, meine Leſerinnen? O es wird Ihnen mehr zugemuthet in der radicalen Heilung unſerer ſocialen Frage: Sie ſollen nicht hinaufziehen, ſondern herabſteigen bis auf eine mäßige Stufe der Bildung, welche Allen erreichbar iſt! Dann Gleichheit in allen Erdendingen und brüderlich-ſchweſterliche Gemeinſchaft, hundert Jahre ſo, und ſelbſt die noch auszurottende Ungleichheit der äußern Körperbildung wird verſchwinden, es giebt nur Weſen von einem gewiſſen Mittelſchlage, mit Durchſchnittsgeſichtern, die nicht mehr zu unterſcheiden ſind, kein Brünett oder Blond hinfüro, ſondern eine unbeſtimmte Miſchfarbe, Namen braucht man nicht mehr, denn Keiner *iſt* oder *hat* etwas Beſonderes! Dahin ſoll es aber erſt kommen und — wir warten wohl noch ein wenig damit?

Laura Arnefeld war alſo weit entfernt, das natürliche Ge-

fühl einer Theilnahme an dem Retter ihres Lebens, das sie auch zu thätigen Beweisen desselben führte, in eine phantastische Neigung ausarten zu sehen, selbst dann nicht, als sie wußte, daß Roland's Herz wirklich für sie eine wachsende Leidenschaft gefaßt hatte, es beunruhigte sie, und manches Zeichen dieser Unruhe hatte ihr Neckereien zugezogen, aber gewinnen konnte es sie nicht. Der Gram, welchen sie ihrem Bruder vertraute, war der um ihr verlornes Heiligthum der kindlichen Ehrfurcht, sie hatte endlich den Muth gefunden, zu Rudolf davon zu sprechen, sie erzählte ihm Alles, was sie an trostlosen Erfahrungen in früherer und jüngster Zeit gelitten hatte, verheimlichte ihm nicht, was in Bezug auf das Mädchen, dessen er sich angenommen, die Meinung im Nachbardorfe, ihn betreffend, war, und gab ihm endlich auch eine Andeutung, wie das Verschwinden des Mädchens vielleicht eine noch schrecklichere Bedeutung für sie Beide, die Geschwister Arnefeld, haben könne, doch hatte sie diese Stelle nachträglich mit einer Randbemerkung versehen, in welcher sie sich Vorwürfe über ihren Argwohn machte. Die letzte Thatsache, ihres Vaters beabsichtigte Scheidung, hatte sie ziemlich schroff und ohne vermittelnde Worte hingestellt. — Rudolf war durch diesen Brief zu dem schnellen Entschlusse gekommen, seinen Vater, den er in Berlin wußte, aufzusuchen, er betrachtete sich jetzt als den natürlichen Beistand seiner tiefgekränkten Mutter und wollte auf die Gefahr einer neuen bösen Scene mit seinem Vater ein ritterliches Wort sprechen. So weit war es nun schon gekommen.

Vorerst hatte er ihn noch nicht aufgesucht. Er wollte sich, ehe er einen Schritt unternahm, orientiren: der junge Husar

war auf einmal diplomatiſch geworden, es lag vielleicht in der Luft. Nach einem Diner mit guten Kameraden bei Tietz, nach genoſſenem Kaffee bei Kranzler hatte er ſich eben ein Stündchen in ſeiner Wohnung geruht, als an ſeine Thüre geklopft wurde und ein blaugekleideter Mann eintrat, in welchem er zu ſeinem Befremden einen Conſtabler erkannte.

„Habe ich die Ehre, Herrn von Arneſeld zu ſehen?“ fragte dieſer mit einem gewiſſen Anſtande.

„Der bin ich. Was wünſchen Sie?“

„Nähere Auskunft wollte ich mir erbitten über einen Fremden, auf welchen Sie mich heut früh auf dem Bahnhofe zu vigiliren aufforderten. Er hat ſich legitimirt, auch habe ich ſonſt nichts Verdächtiges wahrgenommen, und wollte, ehe ich weitere Anzeige mache, um die Gründe Ihrer Denunciation bitten.“

„Ach, der langhaarige Menſch! Ja, lieber Mann, es iſt ein Demokrat, weiter weiß ich auch nichts. Ich hielt ihn für einen politiſchen Agenten nach ſeinem ganzen Benehmen, das gegen mich, wie ich Sie verſichern kann, höchſt auffallend war. So glaubte ich Ihnen einen Dienſt zu erweiſen, wenn ich Sie aufmerkſam machte. Hat er ſich legitimirt, ſo können Sie ihn doch wenigſtens im Auge behalten. Wie nennt er ſich denn?“

„Candidat Schrader, Adjunct der Pfarre zu Sielitz.“

„Sielitz?“ rief der Huſar auffahrend. „Der iſt es? Sie wiſſen, wo er wohnt?“

Der Schutzmann nannte Straße und Hausnummer, wo er ihn hatte einkehren ſehen.

„Ich danke Ihnen. Das Weitere werde ich ſelbſt beſor-

gen. Es kann ſein, daß ich mich mit der politiſchen Agentur jetzt irre, obſchon wir genug demokratiſche Paſtoren haben. Dieſer jedoch ſoll ſehr fromm predigen. Wie heißen Sie? — Ich danke Ihnen, Herr Neumann, nehmen Sie hier eine Kleinigkeit für Ihre Mühe." Er reichte ihm ein Viergroſchenſtück, was der Schutzmann jedoch zurücktretend, etwas beleidigt, ablehnte.

Gleich nach ſeiner Entfernung warf ſich der junge Officier in eine Droſchke und fuhr nach jener abgelegenen Stadtgegend. „Warten!" befahl er dem Kutſcher, als er aus dem Wagen ſprang.

Er trat in das Haus, und ohne Weiteres in die Stube des Erdgeſchoſſes, die er ſich hatte bezeichnen laſſen. Ein übler Dunſt von Betten und alten Kleidern, eine häßliche Gruppe von Menſchen, groß und klein, viel bettelhaftes Gerümpel fiel ihm beim Eintritt auf, ſeine Erſcheinung erregte einen Aufruhr, die Kinder ſchrieen, ein kleiner ſchmutziger Hund bellte ihn an, nur ein altes Weib ſtand auf, ihn nach ſeinem Begehr zu fragen.

„Wohnt hier —" begann er, aber mit einem lauten Ausruf des Staunens unterbrach er ſich, als er das vor Schreck erblaßte Geſicht eines jungen Mädchens erblickte, das ſich vor ihm verbarg.

„Mädchen!" rief er. „Dich find' ich hier?"

„Na und wenn ſie hier iſt, was geht Sie's an?" verſetzte das alte Weib. „Wer ſind Sie denn — was wollen Sie hier bei ehrlichen Leuten? Viſitation halten — o Sie ſind kein Poliziſt nicht, das wiſſen wir auch. Wenn Sie weiter nichts wollen, als nach das arme Kind fragen, nanu iſt es gut, da

iſt ſie und abgemacht. Befind't ſich wohl und läßt grüßen." Sie lachte und fand einen Chor in der Stube.

„Anna, komm' her!" ſagte Arnefeld, auf ſeinen Säbel geſtützt, indem er einen Blick tiefſter Verachtung auf das Weib und ihre Genoſſen warf. „Ich hoffe, Du kennſt mich und erinnerſt Dich auch — — Mir trauſt Du nichts Schlechtes zu. Ich weiß Alles — und wundere mich nur, daß man Dich in eine ſolche Umgebung gebracht hat! — Schweigt!" herrſchte er das alte Weib an, das wieder dazwiſchen-keifen wollte. „Mit Euch wird die Polizei reden, nach welcher Ihr ja verlangt. — Ich frage Dich, Anne, ob Du freiwillig in dieſer Schande verbleiben willſt, oder ob ich Deinen Frieden mit Deinen Anverwandten machen ſoll?"

Anne, denn ſie war es wirklich, Anne Roland zitterte heftig, aber ſie antwortete: „Frieden hab' ich und von Schande werd' ich frei ſein über ein Kleines!" Ein fremder Geiſt ſchien aus dieſer für ein Bauermädchen ſeltſamen Antwort zu ſprechen, und Rudolf, ſo jung er war, fühlte das, aber ſeine vorgefaßte Meinung hatte eine von der Wahrheit des Zuſammenhanges ſehr abweichende Richtung genommen und der Gedanke, welcher ſich deutlich in den letzten Worten für ihn zu enthüllen ſchien, empörte ſein Gefühl. „Glaubſt Du das ſo gewiß?" rief er. „Nun ſo verlaß Dich nur auf denjenigen, welcher Dir ſolches geſagt hat Wir ſind dann fertig mit einander und ich bereue, daß ich mich Deinetwegen damals incommodirt habe, es wahr ſehr unnütz."

Anne verſtand ihn nicht, es ängſtigte ſie der Wunſch, ihm noch etwas zu ſagen, aber ſie fürchtete ſich, und Rudolf verließ, ohne auf die höhniſche Rede des alten Weibes oder das ihm

nachwüthende Gebell des kleinen ſchmutzigen Hundes zu achten, das Haus. Erſt an der Thüre fiel ihm ein, nach dem Manne zu fragen, um welchen er hergekommen war, der Alte aber, an den er die Frage richtete, ſchüttelte den Kopf:

„Schrader? Kenn' ich gar nicht. Hier wohnt Keiner und iſt auch nicht in Schlafſtelle abgeſtiegen. Ich bin der Wirth."

Aufgeregt bis zur Veränderung ſeines ſonſt leichten Blutes, das nun in ſchweren Hammerſchlägen pulſirte, kam Rudolf zurück in ſein Hotel, fragte nur, ob ſich Jemand nach ihm erkundigt habe, und ging dann, alle Diplomatie vergeſſend, zu einem brüsken Angriff über. Der Vater, deſſen Wohnung er kannte, war aber nicht zu Hauſe: ein Glück für Beide in dieſem Moment. Vielleicht konnte er ihn finden, wo ſeine reiche Erbſchaft lag — Rudolf begab ſich nach der Wohnung ſeines verſtorbenen Großvaters. Der Diener öffnete ihm die Thüre, wußte aber keinen rechten Beſcheid zu geben, ſondern bat ihn, einen Augenblick zu verziehen, und rief Frau Schramm herbei. Wenig fehlte, ſo wäre die Alte, deren Seelenkraft ſehr gelitten zu haben ſchien, dem ſchönen Sohne ihres Milchkindes, trotz dem ſie ſich gemißhandelt wußte, um den Hals gefallen.

„Sind Sie's? Sind Sie's?" rief ſie ſchluchzend. „O kommen Sie herein — ich kann Ihnen freilich nur mein kleines Stübchen anbieten, aber morgen wird entſiegelt, morgen gehört Alles Ihrem Papa — ach! und der weiß ja nicht — — der behandelt mich für all' meine Liebe — —"

„Schlecht — nicht wahr? Ich glaube es gern. Sie ſind Frau Schramm, nicht wahr? Wir haben uns lange nicht geſehen, es wundert mich, daß Sie mich wieder gekannt haben.

Jetzt kann ich aber nicht bleiben — ich ſuche meinen Vater, ich habe dringend mit ihm zu reden."

„Suchen Sie ihn! Aber wiſſen Sie ihn auch zu finden? Nicht! Ja, ſo möchte ich Sie eigentlich hinbringen, daß ich dabei wäre — gehen Sie nicht fort — ſein Sie nicht ungeduldig. Sie wiſſen ja gar nichts, ich wollte auch erſt meinen Augen nicht trauen, wie ich Sie zum erſten Male auf der Straße zuſammen fahren ſah, und glaubte, ich wäre verrückt geworden — mein alter Kopf iſt jetzt manchmal ſo ſchwach! Aber nun habe ich ſie öfter geſehen, und Ihr liebes Fräulein Laura war's nicht, die meinem alten armen Herrn ſo eingeheizt, daß ihn darüber der Schlag gerührt hat, ſondern ich weiß es nun beſſer, wer es geweſen iſt! Und mir fehlt's nicht an Courage, ich bin bei ihr geweſen. Wollen Sie, ſo gehe ich gleich mit."

„Frau Schramm," erwiederte er mit dem Gefühl voller Bitterkeit, das ihn mehr und mehr durchdrang, „Sie wiſſen alſo —"

„Ich?" rief ſie. „Wer ſoll's beſſer wiſſen als ich, der die ganze alte Geſchichte noch iſt, als wär' ſie heut paſſirt. Ja, ſie iſt wieder hier, ohne ihren Mann, ſie mag ihn vielleicht in dem wilden Lande, wo Niemand etwas erfährt, umgebracht haben, wie ſie auch noch meinen alten Herrn umgebracht hat, und nun hat ſie Ihren Papa wieder an ſich gelockt, und wenn nicht ein Ende gemacht wird, ſo giebt's noch ein größeres Unglück."

Von dieſer ganzen Rede, welche noch im Corridor geführt wurde, verſtand Rudolf kein Wort, ſie erſchien ihm als Irrſinn. Aber er ließ es ſich gefallen, daß ſie ihn nochmals in ihr Zimmer nöthigte, und hier erfuhr er denn Dinge, deren Zuſammenhang er freilich erſt mühſam conſtruiren mußte, von denen

er aber bisher keine Ahnung gehabt hatte. Was er dagegen der alten Frau mitzutheilen hatte, ließ dieſe plötzlich verſtummen, ſie ſtarrte ihn an, als habe ſie ihn gar nicht begriffen. Wie? Die verlaufene Dirne, welcher ſie auf die Nachrichten, die ſie von Sielitz erhalten, ſchon geflucht hatte, ſie ſollte hier ſein und auch ein Opfer des ſelbſtſüchtigen Mannes, um den ſie mehr litt, als er je erfahren ſollte? Rudolf wußte, daß Anne die Enkelin der Schramm war, dennoch erſchien ihm der Eindruck, welchen ſeine Entdeckung auf ſie machte, ein fürchterlicher zu ſein: vor ihren Mienen graute ihm.

Sie faßte ſich aber bald. „Da muß ich doch ſelber zuſehen!“ ſagte ſie mit eigenthümlich ſchrillem Tone. „Ich kann Sie jetzt nicht hinbringen, wo Sie Ihren Papa finden. Heut laſſen Sie's überhaupt. Beſchlafen Sie ſich's, was Sie thun wollen — fort läuft Ihnen ja Niemand, wie uns die gottloſe Dirne! Ich wollte, der Karl hätte ſie todtgeſchoſſen —“

„Aber, Frau Schramm!“ ſagte Rudolf aufſtehend.

„Leben Sie wohl, ſchlafen Sie geſund. Es iſt ſpät und da draußen brennen die Laternen knapp, aber ich muß doch heute noch hin — denn wenn nun der Fritze Schrader auch noch dazu kommt — mir wirbelt's ordentlich im Kopfe. Verzeihen Sie nur, mein junger gnädiger Herr —“

Der junge Officier entzog ſich ihrem Handkuß, und als er fort war, ſtürzte die Alte troſtlos auf ihr Angeſicht. So blieb ſie liegen, bis Schepke, durch ihr Stöhnen entſetzt, furchtſam die Thüre öffnete und ſie in einem Anfalle von Krämpfen fand. Er rief Hausgenoſſen herbei, man brachte ſie zu Bett, ſie erholte ſich zwar, aber ſie war ſo ſchwach, daß an den Gang, welchen ſie beabſichtigte, für heut nicht mehr zu denken war.

Die zehrende Unruhe, in welche ſie deshalb gerieth, diente über Nacht dazu, ihren Zuſtand noch zu verſchlimmern.

Rudolf Arnefeld kam, von Allem, was er gehört hatte, in Zorn und Zweifeln ringend, nach ſeiner Wohnung. Brennende Luſt trieb ihn, noch heut zu irgend einem Reſultate zu kommen, aber er war jetzt nicht einig mit ſich ſelbſt, was er thun ſollte. Wild und fröhlich, wie er bisher durch das Leben geſchwärmt, war er nie lange unſchlüſſig geweſen, wenn es irgend einen Entſchluß galt — die gute Reitermaxime: raſch zur That, lieber einen Fehler, als ſchwaches Zaudern, hatte ihn auch außer dem Dienſte geleitet. Nun war aber der Ernſt einer drohenden Situation unvorbereitet über ihn gekommen, eine große Verantwortung hatte ſich auf ſeine Schultern gelegt — und er fühlte inſtinctmäßig, daß es hier Beſonnenheit galt. So blieb er zu Hauſe für dieſen Abend und ſchloß ſich ein, um ungeſtört mit ſich Rath zu pflegen, eine ſehr neue Lage für den ungeſtümen Charakter, der jedoch ſchon in ſeiner Entwickelung eine Stufe weiter gekommen war.

Unterdeſſen war das Loos aber ſchon geworfen. Als Baron Arnefeld, welcher den Tag über viel Geſchäfte beſorgt hatte, mit Ungeduld dahin eilte, wo für ihn jetzt allein noch Leben war und er den Quell ewiger Jugend zu trinken wähnte, fand er im Hausflur einen finſterblickenden Mann, der eben die Treppe herabgeſtiegen war und bei Arnefeld's Anblick ſtill ſtand. Dieſer erkannte zu ſeinem großen Mißbehagen den Oberſten von Haug. Beide grüßten ſich ernſthaft.

„Meine Anweſenheit hier wird Ihnen nicht unbegreiflich ſein?“ fragte Haug.

„Ich kann mir wenigſtens denken, welchen Anlaß Ihr Beſuch hatte," erwiederte Arnefeld.

„Die Dame oben war die Frau meines Sohnes!" ſagte der Oberſt.

„Ich weiß es," antwortete Arnefeld, ſich kalt und höflich verbeugend.

„Ihre Anweſenheit dagegen, Herr Baron, ſcheint eher einer Erklärung zu bedürfen —"

„Nur da, wo Jemand ein Recht hat, Erklärung zu fordern!"

„Welche Abſichten können Sie haben, Herr Baron, in Ihren Verhältniſſen —"

„Herr von Haug!" unterbrach ihn Arnefeld drohend.

„Sie ſind verheirathet, Herr von Arnefeld —"

„Und wenn ich es noch bin, ſo dulde ich dennoch von Niemand ein Kümmern um meine Angelegenheiten."

„Wenn Sie es noch ſind? Sie denken auch an Scheidung?"

„Ich weiß ſehr wohl, daß eine gewiſſe Partei die Scheidung erſchwert zum Unglück der Welt, aber es ſei meine Sorge, was ich thun werde!"

„Hier iſt der Ort nicht, das Glück oder Unglück der Scheidungen zu beſprechen, jedenfalls beweiſen Sie etwas Anderes, als Sie wollen, denn wenn Sie nicht geſchieden werden, ſo danken Sie in kurzer Friſt, wenn Sie zur Erkenntniß gekommen ſind, Gott dafür!. Und Vielen, Vielen iſt es ſchon eben ſo gegangen, welche das Geſetz ſegnen, das ſie vor langer Reue bewahrt hat!"

„Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen," ſagte Arnefeld kalt und wandte ſich nach der Treppe. Der Oberſt

verließ unwillig das Haus, er nahm aber wenigstens für sich den Trost mit, daß nicht der Tod das Band gelöst habe, welches die Frau, die er eben gesprochen, mit seinem Sohne verbunden hatte. Er ging, um seinen jungen Freund aufzusuchen und auch ihm den Trost zu bringen, daß ihm durch Adelheid's Verlust schmerzliche Enttäuschungen erspart seien. Verloren war sie ihm.

Arnefeld fand die beiden Frauen in einer Stimmung, daß sein Erscheinen ihnen das freudigste Glück war. Frau von Mörner ging hastig und nervös aufgeregt im Zimmer hin und wieder, fing dies und jenes Geschäft an und ließ es wieder liegen, gab aber dabei ihrem Verdrusse über die demüthige Rolle, welche sie Beide eben gespielt hatten, die heftigsten Worte. Adelheid lag auf dem Sopha, hatte die Stirn mit der einen Hand bedeckt, während die andere unbewußt die verblichenen Quasten der Seitenrollen zerzupfte, sie sprach keine Silbe, sie blickte nicht auf, aber ihr Busen stürmte und von Zeit zu Zeit zuckte es wie ein Krampf durch ihre Glieder. Hatte das ehrliche und einfache Wort des Vaters — sie hatte ihn einst und wie aufrichtig! so genannt — den Nerv ihres Daseins getroffen? O nur ein Paar Stunden noch der heilsamen Einsamkeit! Doch es sollte nicht sein: Arnefeld klopfte an die Thüre, und wie seine hohe, schöne Gestalt auf der Schwelle erschien, sprang Adelheid auf und eilte in seine ausgebreiteten Arme, als suche sie dort ein Asyl.

Er drückte sie stürmisch an sein Herz, ihre dunkeln Locken strich er zurück und küßte ihre Stirn: die Mutter blickte mit Entzücken auf das Paar, das in jeder Beziehung für einander geschaffen schien.

„Ich weiß Alles," ſagte Arnefeld endlich, „ich bin ihm begegnet. Laß Dein Herz nicht beunruhigen, meine angebetete Lida. Unwiderruflich gehört Dir meine Liebe, wie ſie Dir gehört hat ſeit dem erſten Tage, da wir uns kennen lernten. Bald wird ein Verhältniß gelöſt ſein, das ich jetzt nur wie einen böſen Traum meines Lebens betrachte, dann wirſt Du die Meine. Der Frau, welcher ich in einer Zeit, wo ich noch kein ſelbſtſtändiges Handeln kannte, verkauft wurde, bleibt genug, um in gewohnter Weiſe fortleben zu können, und auch — auch ihren Kindern. Mir aber fällt morgen das unermeßliche Vermögen meines Vaters zu, und das leg' ich Dir zu Füßen, Du Krone meines Lebens! Dir will ich ein Leben bereiten, daß alle Wundermärchen des Orients davor erbleichen ſollen!"

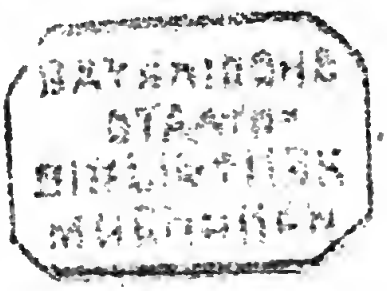
„Adolar! Ich fordere nur Eins: treue, unvergängliche Liebe!" ſagte Adelheid, und es war nicht das falſche Spiel der Koketterie, das jetzt in ihren Augen dieſe tiefe, innige Gluth weckte, ſondern die wahre Empfindung des Moments, in welcher ſie ſich allein vor den Stimmen zu retten wußte, welche durch die Worte des Mannes, der vor Kurzem von ihr gegangen, in ihrer Bruſt geweckt worden waren. Die Mutter ſah jetzt alle Wünſche, mit denen ſie ihre kummervollen Tage noch quälender gemacht, in Erfüllung gehen, und der morgende Tag brachte die Sonne herauf.

Auf Morgen! Wie die ſchauerliche Sage des Alterthums — „zwiſchen Lipp' und Bechersrand" — doch ſtets von Neuem in das Leben hineindroht! Arnefeld kam ſpät nach Hauſe, in üppiger Vergeſſenheit. Eine Karte lag auf ſeinem Tiſche: ſein Sohn war hier geweſen. Vor dem plötzlichen Aufruhr, in welchen ſein Inneres durch dieſe Gewißheit gerieth, überhörte er

die mündliche Meldung von einem zweiten Beſuche, der ihm zugedacht geweſen war: des Adjunct Schrader. Lange noch blieb er auf und ſtrebte, in dem feſten Entſchluſſe, den er gefaßt hatte, alle Widerſprüche zu beſchwichtigen. Ihm winkte das reichſte Glück in dem Beſitze der Frau, welche ſeine einzige wahre Liebe geweſen — was gab er dagegen auf? Ein ungeliebtes Weib, das ſich im zunehmenden Alter immer läſtiger mit ſchreckhaft wachſender Zärtlichkeit an ihn klammerte, und — freilich auch ſeine Kinder! Aber Laura ſtand längſt, wie ein kalter, fremder Geiſt, fern von ihm und den Sohn hatte er ſelbſt von ſich abgewandt, gleichviel wie! So wollte er denn nicht weiter rückwärts ſchauen, ſondern in die Zukunft, die ihm alle unerfüllten und oft auch unverſtandenen Wünſche ſeines Lebens befriedigen ſollte!

Der Morgen kam. Es hatte ſich doch ein Teſtament des verſtorbenen Landſtallmeiſters von Arnefeld vorgefunden, ein vollgültiges, an gerichtlicher Stelle niedergelegtes Document, welches als Duplicat bezeichnet war. Das eigentliche Original, welches ſonach vorhanden ſein mußte, hatte nicht aufgefunden werden können, vielleicht lag es noch in irgend einem geheimen Fache, vielleicht — äußerte heimlich ein Gerichtsrath zu ſeinem Collegen — war es beſeitigt worden. Wie dem auch ſein mochte, ein Teſtament war vorhanden und ſeine Eröffnung ſetzte ſogar das an Wunderlichkeiten gewöhnte Kammergericht in Erſtaunen. Das ganze Vermögen des Erblaſſers war ſeinem Sohne entzogen, ſelbſt der Pflichttheil. Für den Fall, daß der Sohn das Teſtament anfechten wolle, war ein verſiegeltes Document, das den geſetzlich gültigen Grund der Enterbung enthielt, angefügt und in den Willen des Sohnes geſtellt, ob

es eröffnet werden ſollte. Viele Legate, zum Theil an ſeine letzten und ſeine frühern Dienſtboten, zum Theil an Perſonen niedern Standes, ohne Angabe der Gründe, warum ſie bedacht worden, ſtanden verzeichnet. Das Geſammtvermögen aber war unter der Bezeichnung: „Salvator zur Ausrottung ſocialen Elends“ in die unbeſchränkte Dispoſition des Pfarradjunct Friedrich Schrader zu Sielitz geſtellt worden und dieſe Hauptbeſtimmung durch geſetzliche Form und Faſſung dergeſtalt geharniſcht, daß keinerlei Einmiſchung ſelbſt der beaufſichtigenden Behörden möglich war, denn Herr Schrader war zum Univerſalerben ernannt und hatte über die Verwendung ſeines Eigenthums, wie es ausdrücklich bezeichnet worden, Niemand Rechenſchaft abzulegen.



Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

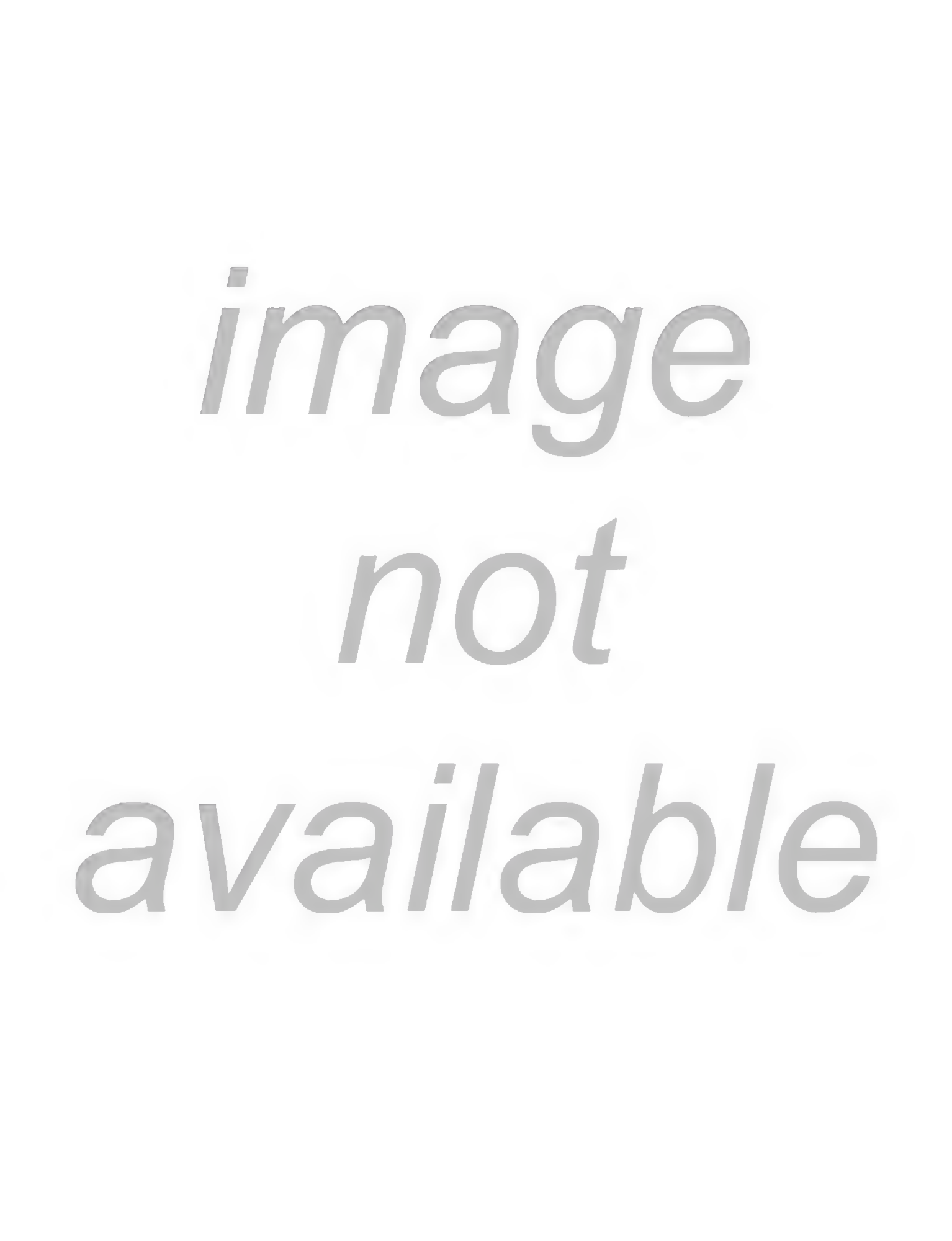


image
not
available